Geſchichte

der

Girondiſten.

Siebenter Band

Digitized by Google

Geſchichte

der

Girondiſten

von

A. de Lamartine.

Aus dem Franzöſiſchen.

Siebenter Band.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius.

1847.

Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

Siebenter Band.

Siebenundvierzigſtes Buch.

Sitzung des Convents vom 3. October 1793. — Bericht Amar's. — Die Girondiſten in Anklageſtand verſetzt. — Die dreiundſiebzig Deputirten der Mitte werden für verdächtig erklärt und verhaftet. — Prozeß der einundzwanzig Girondiſten. — Ihre Verurtheilung und ihr letztes Mahl. — Ihre Hinrichtung. — Würdigung der girondiſtiſchen Partei . . . . S. 1—42.

Achtundvierzigſtes Buch.

Der Herzog von Orleans wird von Marſeille nach Paris zurück- und in die Conciergerie gebracht. — Sein Prozeß. — Seine Verurtheilung und Hinrichtung. — Urtheil der Geſchichte über dieſen Fürſten . . . . S. 43—55.

Neunundvierzigſtes Buch.

Die Republik im Innern und nach Außen. — Carnot. — Lage der Verbündeten. — Tod des Generals Dampierre. — England. — Pitt. — Belagerung Dünkirchens von einer engliſchen Armee. — Houchard, Generaliſſimus der Nordarmee. — Jourdan. — Hoche. — Die Volksrepräſentanten Levaſſeur und Debrel. — Schlacht bei Hondſchooten. — Dünkirchen wird befreit. — Houchard wird zum Tode verurtheilt; Jourdan tritt an ſeine Stelle. — Schlacht bei Wattignies. — Der Volksrepräſentant Duquesnoy. — Maubeuge wird entſetzt. — General Chancel endet auf dem Schaffot. — Pichegru commandirt die Rhein-, Hoche die Moſelarmee. — Frühere Verhältniſſe dieſer beiden Generale. — Die Vendee. — Lyon und Toulon. — Schilderung Lyons. — Seine Einwohner. — Ihre Sitten und Beſtrebungen. — Chalier. — Seine Erziehung. — Seine Jugend. — Ermordung der Gefangenen. — Unruhen in Lyon. — Die Sektionen greifen zu den Waffen. — Madinier. — Sieg der Sektionen. — Verurtheilung und Hinrichtung Chalier's. — Lyon geht vom Widerſtand zur Empörung über. — Die Girondiſten Chaſſet und Biroteau als Flüchtlinge in Lyon. — Republikaniſche Volkscommiſſion. — Arbeiten und Vorbereitungen zur Vertheidigung. — Herr von Precy wird zum Generalcommandanten von Lyon ernannt. — Die Herrn von Chenelette und von Virieu. — Kellermann wird vom Convente mit der Belagerung Lyons beauftragt. — Lyons Belagerung und Bombardement. — Verzweifelte Vertheidigung der Lyoner. — Doppet tritt an Kellermann's Stelle. — Lyon wird aufs Aeußerſte gebracht. — Rückzug der Belagerten. — Die von Virieu geführte Colonne wird in Stücke gehauen. — Virieu's Verſchwinden. — Precy's Colonne theilte ſich. — Sie wird decimirt und aufgerieben. — Precy irrt als Flüchtling umher umhr und entkommt in die Schweiz . . . S. 56—116.

Funfzigſtes Buch.

Einzug der republikaniſchen Armee in Lyon. — Der Convent beſchließt die Zerſtörung dieſer Stadt. — Couthon. — Collot d'Herbois. — Die revolutionaire Armee. — Fouché. — Entweihungen, Strafen, Zerſtörungen, Ruinen, Elend. — Dorfeuille beſchleunigt die Hinrichtungen. — Sie geſchehen maſſenweiſe. — Die Hinrichtungen erſtrecken ſich über die ganze Provinz. — Toulon erhebt ſich. — Die royaliſtiſche Partei. — Die Engländer werden von den Inſurgenten zu Hülfe gerufen. — General Carteaux. — Belagerung Toulons durch die republikaniſche Armee. — Napoleon Bonaparte. — Der General Du-

Digitized by Google

gommier. — Einnahme des Forts Malbosquet. — Die Engländer räumen Toulon, nachdem ſie die franzöſiſche Flotte angezündet haben. — Einzug der republikaniſchen Armee. — Rückwirkungen . . . . S. 117—157.

Einundfunfzigſtes Buch.

Die Hinrichtungen zu Paris gehen fort. — Madame Roland im Gefängniß. — Sie ſchreibt ihre Memoiren. — Ihr Brief an Robespierre. — Ihr Prozeß. — Ihre Verurtheilung. — Ihr Tod. — Selbſtmord Roland's . . . . S. 158—174.

Zweiundfunfzigſtes Buch.

Die Commiſſäre des Convents Yſabeau und Tallien in Bordeaux. — Die flüchtigen Girondiſten Buzot, Barbaroux, Pethion, Louvet, Valady, Salles, Guadet in Bec d'Ambes. — Sie ſuchen eine Zufluchtsſtätte in St. Emilion. — Madame Bouquey nimmt ſie auf. — Sie trennen ſich. — Valady ſchlägt den Weg nach den Pyrenäen ein. — Louvet kehrt nach Paris zurück. — Grangeneuve und Biroteau werden zu Bordeaux hingerichtet. — Guadet und Salles werden entdeckt und zur Hinrichtung nach Bordeaux abgeführt. — Barbaroux erſchießt ſich. — Er wird blutend nach Bordeaux und daſelbſt auf das Schaffot geſchleppt. — Buzot's und Pethion's Leichname werden im freien Felde gefunden. — Barnave, Duport, Bailly. — Ihre Verurtheilung. — Ihr Tod. — Lange Quälerei Bailly's. — Hinrichtungen der Madame du Barry und des Generals Biron. — Herr und Madame Angrand d'Alleray. — Ueberflüglung des Convents von dem Volke. — Nachgelaſſene Aufzeichnungen Robespierre's. — Menſchenfreundliche Maßregeln. — Republikaniſcher Kalender. — Biſchof Gobel. — Abtrünnige. — Hebert und Chaumette. — Entweihungen des katholiſchen Kultus. — Einweihung des Kultus der Vernunft. — Zerſtörung der Gräber in St. Denis. — Ausgrabung der ſterblichen Ueberreſte der Könige . . . . S. 175—221.

Dreiundfunfzigſtes Buch.

Die Schreckensherrſchaft in den Departements. — Carrier zu Nantes. — Füſilladen, Erſäufungen, republikaniſche Heirathen. — Zurückberufung Carrier's nach Paris. — Joſeph Lebon in Arras und Cambrai. — Zahlreiche Hinrichtungen. — Maignet im ſüdlichen Frankreich. — Tallien in Bordeaux. — Madame de Fontenay (Thereſe Cabarrus). — Sie erweicht Tallien. — Robespierre der jüngere in Veſoul . . . . S. 222—237.

Vierundfunfzigſtes Buch.

Saint-Juſt und Lebas als Commiſſäre des Convents bei den Armeen. — Saint-Juſt zügelt die Schreckensherrſchaft in Straßburg. — Lebas' vertraulicher Brief. — Robespierre's Macht wird von der Danton's im Gleichgewicht gehalten. — Chaumette und Hebert. — Pere Duchesne. — Clubs von Frauen. — „Die Strickerinnen" Robespierre's. — Die „brüderliche Geſellſchaft." — Der „revolutionaire Verein." — Roſa Lacombe. — Die Clubs der Frauen werden durch Conventsdecret geſchloſſen. — Hebert's Partei. — „Pere Duchesne" und der „alte Cordelier." — Camille Desmoulins — Urſprung des „alten Cordelier." — Robespierre als Vertheidiger der religiöſen Freiheit bei den Jacobinern. — Sichtungen bei den Jacobinern. — Danton legt von ſeinen Handlungen Rechenſchaft ab. — Robespierre vertheidigt und beſchützt ihn. — Er greift Anacharſis Clooz an und entſchuldigt Camille Desmoulins. — Bericht Robespierre's an den Convent. — Danton, von Robespierre durchſchaut. — Bruchſtücke aus dem „alten Cordelier." Verſuch einer Annäherung zwiſchen Hebert und Robespierre. — Der Vorſchlag eines Triumvirats wird zurückgewieſen. — Politik des Wohlfahrtsausſchuſſes. — Danton beträgt ſich. — Lehrſätze, von Robespierre vor dem Convent ausgeſprochen. — Hebert verſucht eine Inſurrection. — Sie mislingt. — Bericht Saint-Juſt's an den Convent. — Hebert wird mit ſeinen Genoſſen feſtgeſetzt. — Sie werden auf das Schaffot geſchickt. — Danton's Freunde werden eingezogen . . . . S. 238—287.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Siebenundvierzigstes Buch.

I.

Die Erzählung des Prozeſſes und des Todes Marie Antoinette's, die wir nicht haben unterbrechen wollen, nöthigt uns jetzt wieder einige Wochen zurückzugehen, bis zum 3. October, um dort den Faden des Schickſals der Girondiſten wieder aufzunehmen.

Seit dem zweiten Juni, dem Tage ihres Sturzes und der Gefangenſchaft ihrer Hauptredner, waren die Girondiſten der Gegenſtand des beſtändigen Haſſes des Volkes von Paris geblieben, das durch die genommene Rache nur noch mehr erbittert, anſtatt befriedigt worden war. Der Sicherheitsausſchuß beauftragte Amar, eins ſeiner unverſöhnlichſten Mitglieder, die zweiundzwanzig Hauptführer dieſer Partei, die am 31. Mai verhaftet worden waren, dem Revolutionstribunale zu überliefern und die dreiundſiebzig Deputirten der Mitte in Anklageſtand zu verſetzen, die der moraliſchen Mitſchuld mit der Gironde verdächtig waren und am 6. und 19. Juni in einer muthvollen öffentlichen Erklärung gegen die Gewaltthat des Volkes und gegen die Verſtümmelung der Nationalrepräſentation proteſtirt hatten. Ein tiefes Geheimniß verhüllte dieſe Maßnahme des Sicherheitsausſchuſſes. Er handelte wie der Rath der Zehn zu Venedig, der ſich

durch Verſtellung und Schweigen der Opfer verſicherte, deren Entſchlüpfen er fürchtete.

II.

Am 3. October, an einem jener herrlichen Herbſtmorgen, welche die Menſchen zur Heiterkeit des Himmels und zum freien Genuſſe der letzten ſchönen Tage einer abſterbenden Jahreszeit einzuladen ſcheinen, begaben ſich die dreiundſiebzig Deputirten der Mitte, die ſtets bedrohten und ſtets beunruhigten Trümmer der Partei Roland's, Vergniaud's und Briſſot's, in die Sitzung des Convents. Sie waren betroffen über die ungewöhnliche Entfaltung bewaffneter Macht um die Tuilerien. Im Innern des Saales waren die Galerien, die das Volk beſuchte und von denen aus es an der Verhandlung ſeiner Angelegenheit theilnahm, zahlreicher mit Zuhörern beſetzt als gewöhnlich. Eine dumpfe Aufregung, eine ungeduldige Erwartung ſprach aus dem Geräuſch, den Bewegungen, den Mienen. Eine unſichtbare drückende Laſt ſchien auf den Herzen der Deputirten zu liegen, die ſich langſam auf ihre Plätze begaben. Man hätte meinen können, der Berg und das Volk habe die düſtere vertrauliche Mittheilung des tragiſchen Auftritts erhalten, der ſich vorbereitete. Die Dreiundſiebzig blickten um ſich, ohne zu begreifen, fragten ſich, ohne antworten zu können, welche neue Handlung der Tyrannei dieſe Nacht im Schooße der Ausſchüſſe zur Reife gediehen ſei?

III.

Ein Deputirter des Berges ſtieg von ſeinem Sitze herab, trat auf die Rednerbühne und kündigte an, daß der Berichterſtatter des Sicherheitsausſchuſſes, Amar, bald erſcheinen werde, um ſeinen Bericht über die ſeit dem 8. Juni verhafteten zweiundzwanzig Girondiſten zu erſtatten. Um die Ungeduld der Zuhörer zu beſchwichtigen, zeigte und durchblätterte er ſchnell mit der Hand die Beweisſtücke zu dieſem Berichte, die ſchon im voraus auf der Rednerbühne niedergelegt waren und noch unlesbar das Leben oder den Tod ſo vieler Proſcribirten enthielten. Bald erſchien Amar

ſelbſt. Er war einer jener Männer, die in ruhigen Zeiten, wenn die Mäßigung gefahrlos iſt, gemäßigten Charakters ſind, und die in ſtürmiſchen Zeiten durch Servilität und Gewaltthätigkeit ihre frühere Mäßigung wieder gut zu machen ſuchen. Amar, ein ehemaliger Geadelter des Parlaments von Grenoble, hatte anfangs den Berg bekämpft. Später beſtrebte er ſich, ihn zu verſöhnen, indem er ihm Schuldige zur Beſtrafung zeigte, um von ſich ſelbſt den Verdacht und den Groll abzuwenden. Sein Bericht, eine lange und verleumderiſche Wiederholung aller widerſprechenden Gerüchte, welche gegen die Girondiſten durch ihre Feinde ausgeſtreut worden waren, beantragte:

1) Schuldig zu erklären der Verſchwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik die Deputirten Briſſot, Vergniaud, Genſonné, Duperret, Carra, Mollevault, Gardien, Dufriche-Valazé, Vallée, Duprat, Sillery, Condorcet, Fauchet, Pontécoulant, Ducos, Boyer-Fonfrède, Gamon, Lafource, Leſterpt-Beauvais, Isnard, Duchâtel, Duval, Dévérité, Mainvielle, Delahaye, Bonnet, Lacaze, Mazuyer, Savary, Hardy, Lehardy, Boileau, Rouyer, Antiboul, Breſſon, Noël, Couſtard, Andreï von Corſika, Grangeneuve, Vigée; endlich Philipp Egalité, vormals Herzog von Orleans, der einen Augenblick vergeſſen, aber von Billaud-Varennes ausdrücklich verlangt und durch allgemeinen Zuruf zugeſtanden worden war.

2) Zu Verräthern des Vaterlands zu erklären, in Uebereinſtimmung mit einem frühern Décrete vom 8. Juli, die flüchtigen girondiſtiſchen Deputirten Buzot, Barbaroux, Gorſas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Péthion, Guadet, Chaſſet, Chambon, Lidon, Valady, Fermon, Kervélégan, Henri Larivière, Rabaut-Saint-Etienne, Leſage, Cuſſy und Meilhan.

Der Berichterſtatter unterbrach hier nach dieſen beiden Artikeln die Verleſung der Anträge. Die Mitglieder der Mitte, die Mitſchuldigen der Politik der verhafteten oder geächteten Deputirten der Gironde, athmeten wieder auf. Sie glaubten, man habe ſie vergeſſen oder amneſtirt. Nichts hatte ihnen in den vertraulichen Mittheilungen ihrer Collegen in den Ausſchüſſen verrathen, daß das Schwert ſo nahe über ihren eignen Häupter ſchwebe. Sie ergaben ſich ſchmerz-

erfüllt in die Aechtung, oder in das Todesurtheil über die Führer einer Meinung, die ſie nicht mehr retten konnten. Sie ſuchten ſich zu verbergen und in die unbekannten Reihen des Convents zu miſchen und blieben ſtumm, aus Furcht, das Volk möchte ſich, wenn es ſie ſprechen hörte, erinnern, daß es von ihnen beleidigt worden ſei und daß ſie noch lebten! Bei den erſten Worten des Berichts Amar's hatten ſich einige heimlich aus dem Saale geſchlichen, weil ſie in einer unbeſtimmten Vorahnung fürchteten, das unermeßliche Netz der Anklage, das durch das Organ des Sicherheitsausſchuſſes aufgerollt wurde, möchte bis zu ihnen hinlaufen und ſie auf ihren Sitzen umſtricken. Die Uebrigen waren auf ihren Plätzen geblieben und wünſchten ſich ſchon innerlich Glück den Verdacht nicht dadurch herausgefordert zu haben, daß ſie ſich den Schein gegeben hätten, ihm zuvorzukommen und ihn zu fliehen.

Dieſe Täuſchung währte nur einige Minuten. Amar griff mit noch unerſchütterlicherer Hand nach den Blättern des zweiten Theils ſeines Berichts, aber bevor er zu leſen begann, verlangte er, daß die Thüren des Saals durch ein augenblickliches Decret geſchloſſen würden, und daß ſelbſt die Galerien Niemand verlaſſen dürfe. Die Verdächtigen ſtimmten wie die Uebrigen für dieſes unerwartete Decret, um nicht den Schein auf ſich zu ziehen, als ob ſie es fürchteten. Amar fuhr fort: „Diejenigen der Unterzeichner der Proteſtationen vom 6. und 19. des letztvergangenen Juni (gegen den 31. Mai, die Ausſtoßung der Girondiſten), ſagte er, welche nicht vor das Revolutionstribunal geſchickt worden ſind, werden in ein Arreſthaus in Verhaft genommen und Siegel auf ihre Papiere gelegt werden. Es wird in Bezug auf ſie ein beſonderer Bericht vom Sicherheitsausſchuſſe erſtattet werden.“

Er begann alsdann die Namen dieſer dreiundſiebzig Deputirten zu verleſen. Eine lange Pauſe, die er zwiſchen jedem Namen machte, ließ die Seele eines jeden einen Augenblick zwiſchen der Hoffnung, ſich vergeſſen, oder dem Schrecken, ſich genannt zu ſehen, ſchwanken. Folgende ſind die, welche den namentlichen Aufruf ihrer unmittelbaren Aechtung und ihres nahen Todes aus dem Munde Amar's hörten: Lauze Duperret, Cazeneuve, Laplaigne, Defermon,

Rouault, Girault, Chaſtelin, Dugué d'Aſſé, Lebreton, Duſſaulx, Couppé, Saurine, Queïnnet, Salmon, Lacaze der Aeltere, Corbel, Guiter, Ferroux, Bailleul, Ruault, Obelin, Babey, Blad, Maiſſe, Peyre, Bohan, Fleury, Vernier, Grenot, Amyon, Laurenceot, Jarry, Rabaut, Fayolle, Aubry, Ribereau, Derazey, Mazuyer von der Saône und Loire, Vallée, Lefebvre, Olivier Gerente, Royer, Duprat, Garithe, Devilleville, Varlet, Dubusc, Savary, Blanqui, Maſſa, Debray-Doublet, Delamarre, Faure, Hecquet, Deschamps, Lefebvre von der untern Seine, Serre, Laurence, Saladin, Mercier, Daunou, Périès, Vincent, Tournier, Rouzet, Blaux, Blaviel, Marboz, Eſtadenz, Breſſon von den Vogeſen, Moyſſet, Saint-Prix, Gamon.

Das Anklagedecret wurde ohne Discuſſion angenommen. Einige der bezeichneten Deputirten wollten Widerſpruch einlegen; die Ungeduld der Verſammlung ließ ſie nicht zu Worte kommen. Sie drängten ſich alle ſchweigend wie eine Heerde, die zur Schlachtbank geführt werden ſoll, in den engen Raum der Schranke, die von einer Barrière umgeben war. Einige Mitglieder des Berges verlangten mit Erbitterung die Hinzufügung der Namen ihrer Feinde zur Proſcriptionsliſte. Man warf die bezeichneten Deputirten nach Beendigung dieſer langen Sitzung in die Gefängniſſe von Paris und beſonders in das Gefängniß la Force.

Man verlangte mit großem Geſchrei, daß ſie zugleich mit den vor das Revolutionstribunal verwieſenen Girondiſten gerichtet werden ſollten. Dies wäre ihr Tod geweſen. Robespierre wendete mit mehr Muth, als er ſonſt zeigte, wenn es ſo viele andere Opfer zu vertheidigen galt, ſeinen ganzen Einfluß an, um ſie vor dem Schaffot zu bewahren. Er ſcheute ſich nicht dem Geſchrei des Volkes zu widerſtreben und ſeine Collegen in den Ausſchüſſen zu verletzen, um ſeine dreiundſiebzig Collegen dem ungeduldigen Haß ihrer Feinde zu entziehen. Die Zukunft zeigte, daß er ſie vielleicht aufſparte, als Gegengewicht gegen die Allmacht des Berges für den Augenblick, wo er allein den Convent zu beherrſchen haben würde. Dieſes Zeugniß wurde ihm ſpäter von denen ſelbſt gegeben, die in ihm den geheimen Anſtifter ihrer Proſcription zu ſehen glaubten. Der girondiſtiſche Deputirte Blanqui, einer der dreiundſiebzig Ver-

hafteten in la Force, hatte perſönliche Beziehungen zu Robespierre im Ausſchuſſe des öffentlichen Unterrichts gehabt. Er ſchrieb ihm, um ſich über die unwürdige Behandlung zu beklagen, welcher er und ſeine Collegen in den Gefängniſſen unterworfen würden, und um ihm die gewaltſame Verſtümmelung der Nationalrepräſentation vorzuwerfen. Robespierre wagte Blanqui zu antworten, aber er that es in dunkeln und unbeſtimmten Ausdrücken, welche menſchliches Gefühl, Hoffnung auf Befreiung und Verſprechungen heimlichen Schutzes durchſcheinen ließen, die in der Folge wirklich für alle dieſe Verhafteten in Erfüllung gingen. Blanqui und ſeine Kerkergenoſſen ſahen aus dieſen Merkmalen, daß ihre Proſcription vielmehr ein Zugeſtändniß als eine Anſtiftung Robespierre's ſei, und daß er ſie durch Dankbarkeit an ſeine Zukunft feſſeln wollte. Was die ſeit den 31. Mai verhafteten Deputirten betrifft, ſo war ihr Loos durch den Mund Amar's ausgeſprochen worden. Sie konnten es ſeit langer Zeit ahnen. Der Berg, der anfangs zufrieden mit ſeinem Siege war, Danton und Robespierre, die ſich gehäſſiger und unpolitiſcher Morde ſchämten, hatten ſich vergebens bemüht, ſie in Vergeſſenheit fallen zu laſſen. Es erhob ſich kein Schaffot in Paris, daß die Menge nicht gefragt hätte, warum es die Girondiſten nicht beſtiegen. Der Wohlfahrtsausſchuß ſcheute ſich, noch länger dieſen Grund zur Beſchwerde gegen ſeine angebliche Schwäche der Gemeine und den exaltirten Anhängern des Berges zu laſſen. Die Jacobiner hatten den Girondiſten das Haupt Ludwig's XVI. abgedrungen, die Demagogie Hébert's, Pache's, Audouin's forderte von den Jacobinern für die Republik das Unterpfand der zweiunddreißig Köpfe ihrer Collegen. Robespierre gab mit Leidweſen nach. Garat, der noch Miniſter des Innern war, kam zu ihm und beſchwor ihn, die Gefangenen zu retten. „Sprechen Sie mir nicht mehr davon,“ ſagte Robespierre. „Ich ſelbſt würde ſie nicht retten können. In Revolutionen gibt es Zeiten, wo es ein Verbrechen iſt zu leben und wo man ſeinen Kopf hinzugeben wiſſen muß, ſobald er gefordert wird. Sie werden ſehen, wenn man vielleicht einmal den meinigen fordern wird,“ fügte er hinzu, indem er den Kopf zwiſchen ſeine Hände nahm, wie Jemand der eine

Laſt über die Schultern hebt, um ſie auf den Boden zu werfen, „ob ich ihn ſtreitig machen werde!" Garat zog ſich beſtürzt zurück.

IV.

Wie man im Laufe der Erzählung geſehen hat, waren Vergniaud, Genſonné, Ducos, Fonfrède, Valazé, Carra, Fauchet, Laſource, Sillery, Gorſas und ihre Collegen freiwillig als Gefangene in Paris geblieben. Condorcet hatte ſich bei Zeiten den Nachforſchungen der Gemeine und dem gegen ihn erlaſſenen Anklagedecret entzogen.

Roland hatte ſich nach der Verhaftung ſeiner Frau in die Umgegend von Rouen geflüchtet und verborgen. Briſſot, den die öffentliche Meinung als das Haupt dieſer Partei betrachtete, weil er ihr Publiciſt geweſen war und ihr ſeinen Namen gegeben hatte, war dem Verhaftsbefehle durch die Flucht zuvorgekommen. Bei ſeiner Ankunft zu Chartres, ſeiner Heimat, fand er keine Freunde mehr. Er verließ die Stadt allein, zu Fuß, in geliehenen Kleidern und ſuchte querfeldein und auf abgelegenen Wegen die Grenzen der Schweiz oder die Departements des Südens zu erreichen. Mit einem falſchen Paſſe verſehen irrte Briſſot ſo, ohne erkannt zu werden, in einem Theile Frankreichs umher, aß und ſchlief in den Hütten und ſetzte am Tage ſeinen Weg mitten durch die Felder fort, die in dieſem Augenblicke mit ihrer üppigſten Vegetation bekleidet waren. Er fand beim Anblick des glänzenden Himmels, der blühenden Felder, der einſamen Wälder an den Ufern der Loire jene Liebe zur Natur, jenes Entzücken in der Einſamkeit wieder, die die politiſchen Stürme in ſeiner Seele nicht hatten erlöſchen können und die ihn das Geſchick in demſelben Augenblicke noch einmal in aller Süßigkeit einſchlürfen zu laſſen ſchien, wo es ſie ihm auf immer zu entziehen im Begriff ſtand. Zu Moulins erkannt und verhaftet, entging er nur mit Mühe der Wuth der Jacobiner dieſer Stadt, wurde unter tauſend Verwünſchungen und Androhungen des Todes nach Paris zurückgebracht und in die Kerker der Abtei geworfen. Dort ſchmachtete er ſeit fünf Monaten.

V.

Die Haft der übrigen nach dem 31. Mai gefangen gehaltenen Girondiſten richtete ſich in ihrer Milde oder ihrer Strenge nach den Schwankungen der öffentlichen Meinung. Anfangs ganz mild, ſo zu ſagen voll Scham vor ſich ſelbſt und nur dem Namen nach vorhanden, beſchränkte ſie ſich auf einen Hausarreſt und die Bewachung durch einen Gendarmen. Die Gelegenheiten zu entwiſchen waren häufig und leicht. Sie lebten mit ihren Familien, wurden von ihren Freunden beſucht, von ihren Dienern bedient, waren mit Geld und falſchen Päſſen verſehen, ſo daß es ſchien, als ob man ſie habe durch ſolche Maßregeln der Nachſicht zur Flucht verleiten wollen. Der Berg war in Bezug auf ſeine Opfer mehr in Verlegenheit, als eiferſüchtig. Aber ſeit den Unfällen der Nordarmee, den Erfolgen der Vendée, den Aufſtänden von Calvados, Marſeille, Lyon und Toulon, ſeit der Proclamation des Schreckens, der Verurtheilung Cuſtine's, der Hinrichtung der Königin und der Erlaſſung des Geſetzes gegen die Verdächtigen war ihre Haft enger geworden. Man hatte ſie in die Abtei, dann in das Luxemburg, dann zu den Carmelitern gebracht. Da die Girondiſten lange Zeit in eine Kategorie mit den des Royalismus oder des Föderalismus Verdächtigen geworfen wurden, ſo ſahen ſie ſich durch den Zufall, dieſen blinden Rächer der Beſiegten und der Sieger, mit den Opfern ihrer Politik, den Beſiegten vom 10. Auguſt, den Freunden Lafayette's und Dumouriez', den Dienern des Königthums, den Moderatoren der Revolution, den Adligen, den Prieſtern, den Magiſtraten, den Barnaves, den Baillys, den Malesherbes vereinigt. Die Neutralität des Kerkers hatte zwiſchen dieſen Männern jene eigenthümliche Annäherung der Lage herbeigeführt, die bisweilen das Spiel, bisweilen die Rache, immer aber eine Lehre der Revolutionen iſt. Man ſah ſich und unterhielt ſich, nicht ohne Erſtaunen, aber ohne Vorwurf und ohne Haß. Daſſelbe Unglück ſchien alle Parteien von aller Schuld zu reinigen.

Doch behaupteten die Girondiſten, unbeugſam in ihrem Republikanismus, die revolutionaire Haltung ihrer urſprüng-

lichen Natur. Sie zeigten weder Reue über ihre Meinungen noch Demüthigung durch ihren Sturz. Sie vertraten den Convent in allen ſeinen Handlungen patriotiſcher Energie und der Strenge gegen die Royaliſten. Sie ſagten ſich nur in Bezug auf das von ihm los, was ſie ſeine Knechtung und ſeine Verbrechen nannten. Sie bildeten in den Gefängniſſen eine Geſellſchaft für ſich und eine abgeſchloſſene Gruppe, die nicht im Bruche, ſondern nur im Schisma mit der Republik ſtand. Ihre Namen, ihre Berühmtheit, ihre Jugend, ihre Beredtſamkeit flößten ihren Feinden Neugierde, den Gefangenen Achtung und ihren Gefängnißwärtern ſogar Rückſichtsnahme ein. Es war ihnen etwas von ihrem Charakter als Volksrepräſentanten, von ihrem Nimbus und von ihrer Macht bis in den Kerker gefolgt. Sie herrſchten als Gefangene noch durch die Erinnerung oder durch die Bewunderung, die ſie umgab.

VI.

Sobald der Beginn ihres Prozeſſes entſchieden war, wurde ihre Haft noch ſtrenger. Man ſchloß ſie für einige Tage in das weitläufige Gebäude der Carmeliter in der Rue de Vaugirard, ein in ein Gefängniß verwandeltes Kloſter, unheimlichen Andenkens durch die Spuren des Blutes der Septembermorde. Da die untern Stockwerke ſchon mit Gefangenen gefüllt waren, ſo blieb für die Girondiſten nur ein enger Raum unter den Dächern des alten Kloſters übrig, der aus einem dunkeln Corridor und drei niedrigen Zellen beſtand, von denen die eine in die andere führte und die den Bleidächern von Venedig glichen. Eine verborgene Treppe führte in einem Winkel des Gebäudes aus dem Hofe in dieſe Dachkammern. Auf dieſer Treppe hatte man mehrere Thüren angebracht. Eine einzige maſſive und mit Eiſen beſchlagene Thüre, die ſeit 1793 verſchloſſen geweſen iſt und ſich für uns erſt wieder geöffnet hat, hat uns dieſe Zellen wieder ans Licht gebracht und das Bild und die Gedanken der Gefangenen ſo unverſehrt wiedergegeben, wie ſie an dem Tage waren, wo ſie dieſe Räume verließen, um zum Tode zu gehen. Kein Fuß, keine Hand, keine Unbill der Zeit hat ihre Spuren verwiſcht. Die

Schriftzüge der Proſcribirten aller Parteien der Republik finden ſich hier vermiſcht mit denen der Girondiſten. Die Namen von Freund und Feind, von Henkern und Opfern ſtehen hier friedlich auf derſelben Wand neben einander.

VII.

Ueber dem Gebälke der erſten Thüre las man zuerſt in Fracturſchrift die Inſchrift aller öffentlichen Gebäude jener Zeit: „Freiheit und Gleichheit oder den Tod. Dann trat man in eine Zelle, die geräumig genug war, um als gemeinſchaftlicher Saal zu dienen, in dem die Gefangenen zuſammenkamen, um ſich zu unterhalten und ihr Mahl einzunehmen. Zur Linken war eine kleine dunkle Manſarde, in der die Jüngſten ſchliefen. Zur Rechten führte eine Thüre in ein Zimmer, das weniger geräumig, als das erſte war und als gemeinſchaftliches Schlafzimmer diente. Dieſe beiden Zimmer, die durch die Neigung des Daches nach der Seite der äußern Mauer hin eine ſchiefe Decke hatten, erhielten ihr Licht jedes durch zwei Fenſter ohne Gitterwerk, die auf den weiten Garten und auf die an die Carmeliter angrenzenden Flächen hinausging. Die Blicke ſchweiften hier zuerſt über den Garten und über einen Springbrunnen, der ewig das Blut der um ſein Baſſin herum ermordeten Prieſter abwaſchen zu wollen ſchien, dann über einen weiten Horizont im Norden und im Weſten von Paris. Dieſen Horizont unterbrach nichts, als die Spitze eines Thurmes nach dem Luxemburg hin, der Invalidendom gerade gegenüber und zur Linken die beiden Thürme einer halb abgebrochenen Kirche. Der Tag, das Licht, die Stille, die Klarheit dieſes Horizonts drangen frei in dieſe hochgelegenen Zimmer und gaben den Gefangenen das Gemälde der Fluren, die Illuſion der Freiheit und die Ruhe der Träumerei. Die Mauern und die Decke dieſer Zimmer, die mit einem groben Bewurfe bedeckt ſind, boten den Gefangenen für das Papier, deſſen man ſie ſeit ihrer Verſetzung hieher beraubt hatte, Lapidarſeiten, auf die ſie ihre letzten Gedanken mit der Spitze ihrer Meſſer graben oder mit dem Pinſel ſchreiben konnten. Dieſe Gedanken, die gemeiniglich in kurzen und ſprüchwörtlichen Grundſätzen oder

in lateiniſchen Verſen ausgedrückt ſind, bedecken noch heute dieſen Bewurf und machen dieſe Mauern zu den Trägern der letzten Unterhaltung und der letzten vertraulichen Ergießung der Girondiſten. Sie ſind faſt alle mit Blut geſchrieben und ihre Farbe noch nicht verblichen. Sie prägen ſo gleichſam dem Blicke, der ſie entziffert, etwas von dem Manne ſelbſt ein, der ſie geſchrieben mit ſeinem Blut und ſeinem Leben. Es iſt das Martyrium der erſten Republikaner, die Zeugniß von ſich ablegen mit ihrer eignen Hand und ihrem eignen Blut. Keiner verräth ein Bedauern oder eine Schwäche. Das Seufzen des Unglücks ſchwächt in ihnen nicht die Ueberzeugung. Faſt alle ſind ein Lob der Beſtändigkeit, eine Herausforderung des Todes, eine Berufung an die Unſterblichkeit. Einige Namen ihrer Verfolger finden ſich unter die Namen der Girondiſten gemiſcht.

Man lieſt hier:

Wenn er die Freiheit auch zu Rom nicht retten kann,
Bleibt Cato doch noch frei und ſtirbt den Tod als Mann.

An einer andern Stelle:

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solidâ.

Etwas höher:

Cui virtus non deest
Ille
Nunquam omnino miser.

Etwas tiefer:

Die wahre Freiheit iſt die der Seele.

Auf der Seite eine religiöſe Inſchrift, in der man die Hand Fauchet's zu erkennen glaubt:

Erinnert euch, daß ihr berufen ſeid nicht um zu plaudern
und müßig zu gehen, ſondern um zu dulden und zu arbeiten.
(Nachfolge Chriſti.)

Auf einer andern Wand eine Erinnerung an einen theuern Namen, den man ſelbſt im Tode nicht offenbaren will:

Ich ſterbe für ....

(Montalembert.)

Auf dem Balken:

Dignum certe Deo spectaculum fortem virum colluctantem cum calamitate.

Darüber:

Welch feſte Stützen hab' ich in der höchſten Noth,
Da für mich ſtreiten, meine Tugend, Recht und Gott.

Darunter:

Der Tag iſt reiner nicht als meines Herzens Grund.

Auf dem Fenſtergewände:

Cui virtus non deest,
Ille
Nunquam omnino miser.

Rebus in arduis facile est contemnere vitam.
Dulce et decorum pro patria mori.
Non omnis moriar.
Summum credo nefas animam praeferre pudori!

In ſtarken mit Blut geſchriebenen Zügen von der Hand Vergniaud's:

Potius mori quam foedari.

Endlich eine unentzifferbare Menge von Inſchriften, Anfangsbuchſtaben, Strophen, unvollendeten Gedanken, die alle die Unerſchrockenheit ſtoiſcher Männer bezeugen, die ſich mit dem Marke des Alterthums genährt hatten und ihren Troſt nicht in der Hoffnung auf das Leben, ſondern in der Betrachtung des Todes ſuchten. Dieſe Mauern ſind wie die Opfer, die ſie einſchloſſen. Sie bluten, aber ſie weinen nicht.

VIII.

Die Girondiſten wurden während der Nacht in ihr letztes Gefängniß, in die Conciergerie gebracht. Die Königin war noch dort. So bedeckte das nämliche Dach die gefallene Königin und die Männer, die ſie am 10. Auguſt vom Throne herabgeſtürzt hatten: das Opfer des Königthums und die Opfer der Republik. Dort ſahen ſie ſich vereinigt mit Briſſot, der ſo lange Zeit in die Abtei verwieſen geweſen war, und mit denjenigen ihrer Collegen und

ihrer Freunde, die wie Duperret und Riouffe aus dem Süden oder aus der Bretagne zurückgebracht worden waren, um mit ihnen gerichtet zu werden.

Man brachte ſie in einem von dem übrigen Gefängniſſe getrennten Raume unter. Ihre Kerker ſtießen aneinander; ein einziger enthielt achtzehn Betten.) Sie kamen mit den übrigen Gefangenen nur in den Höfen, in den langen Stunden der Müßigkeit und des Spazierengehens, in Berührung. Die Unmöglichkeit der Entweichung aus dieſen mit dreifachen Thüren, eiſernen Gittern, Riegeln und Schildwachen verſchloſſenen Mauern hatte die Handhabung des engen Gewahrſams, welchem ſie ſeit einiger Zeit unterworfen geweſen waren, etwas gemildert. (Man hatte ihnen den Gebrauch von Tinte und Papier geſtattet. Sie laſen die öffentlichen Blätter; ſie verkehrten durch das Thürfenſter mit ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Freunden. Da allein wurden ſie weich, wenn ſie mit ihnen jene halben Worte, jene Händedrücke, jene Blicke des Verſtändniſſes und jene Thränen austauſchten, die der Troſt und die Qual ſolches Wiederſehens im Gefängniſſe ſind. Briſſot ſah ſo von Zeit zu Zeit ſeine Frau, die ſeinen Sohn in ihren Armen in die Höhe hob, damit er ſeinen Vater umarme.) Aber die meiſten waren junge Leute ohne Frauen und ohne Familie zu Paris, die durch geheime Bande an Frauen geknüpft waren, die ihren Namen nicht trugen, die ihnen weder ihre Liebe noch ihren Schmerz bezeigen konnten und nur durch Liſt und Verkleidung dazu gelangten, ein Briefchen, einen Seufzer, einen Blick mit denen, die ſie liebten, auszutauſchen.

(Der Schwager Vergniaud's, Alluaud, kam von Limoges, um dem Gefangenen etwas Geld zu bringen; denn Vergniaud war von Allem entblößt, ſelbſt ſeine Kleider zerfielen in Lumpen. Alluaud hatte ſeinen Sohn, ein Kind von zehn Jahren, mit ſich gebracht, deſſen Züge dem Gefangenen das Bild ſeiner theuern Schweſter ins Gedächtniß riefen. Als das Kind ſeinen Oheim wie einen Verbrecher eingekerkert ſah, mit abgemagertem Geſicht, fahler Geſichtsfarbe, verwirrtem Haar, langem Barte, ſchmuzigen und abgetragenen Kleidern, die von ſeinen Schultern fielen, ſo fing es an zu weinen und ſchmiegte ſich entſetzt an die Knie

ſeines Vaters. „Mein Kind," ſagte der Gefangene zu ihm, indem er es in die Arme nahm, „beruhige dich und betrachte mich wohl: wenn du Mann ſein wirſt, ſo wirſt du ſagen, daß du Vergniaud, den Gründer der Republik, geſehen haſt in der ſchönſten Zeit und im ruhmvollſten Gewande ſeines Lebens, wo er die Verfolgung der Böſewichter erduldete und ſich bereit machte für die freien Männer zu ſterben."

Das Kind erinnerte ſich in der That daran und erzählte es funfzig Jahre darnach dem Schreiber dieſer Zeilen wieder.)

IX.

In den Stunden, wo man im Gefängnißhofe zuſammenkam, drängten ſich die übrigen Gefangenen um die Girondiſten, um ſie zu betrachten und ſie ſprechen zu hören. Ihre Unterhaltungen verbreiteten ſich über die Tagesereigniſſe, über die Gefahren des Vaterlandes, über die Hemmniſſe der Freiheit, über die Schäden der Republik. Sie ſprachen wie Männer, die keine Schonung gegen die Zeit mehr zu üben haben und ihr Werk mit Blut und Unehre befleckt ſehen. Ihre Beredtſamkeit, die nichts von ihrem Patriotismus verloren hatte, erhielt unter dieſen Gewölben etwas von Weisſagung und überirdiſchen Gleichmuthe. Ihre unparteiiſche Stimme ſchien aus dem Grabe zu dringen. Briſſot las ſeinen Collegen die Schrift vor, die er der Nachwelt zu ihrer Rechtfertigung hinterließ. Er beklagte unaufhörlich, daß dieſe Freiheit, die er bei einem neuen Volke in den Wäldern Amerikas angeſtaunt habe, wo die reinſten Tugenden ſie eingebürgert hätten, mit Blut und Gift geſäugt worden ſei bei einem alten und verdorbenen Volke, wie das ihrige, wo man ſogar den Menſchen neu ſchaffen müßte, um die menſchlichen Juſtitutionen zu regeneriren. Genſonné behielt auf ſeinen Lippen die ſarkaſtiſche Bitterkeit, das beißende Salz ſeiner Rede und rächte ſich für die Verfolgung durch die Verachtung der Verfolger. Laſource beleuchtete mit dem Feuer ſeiner glühenden Einbildungskraft die Abgründe der Anarchie. Er tröſtete ſich damit, ſeine Partei in einem allgemeinen Zuſammenſturz Europas ſtürzen zu

ſehen. Sein myſtiſcher Geiſt zeigte überall den Finger Gottes, der den Untergang der Geſellſchaft an die Wand ſchrieb. Carra träumte von neuen Combinationen und von neuen Vertheilungen der Territorien unter die Mächte Europas. Er zeichnete auf dem Globus die Karte der Freiheit und hielt die Hirngeſpinnſte ſeiner Einbildungskraft für den Geiſt des Staatsmannes. Fauchet ſchlug ſeine Bruſt vor ſeinen Collegen. Er warf ſich mit einer aufrichtigen, aber feſten Reue vor, den Glauben ſeiner Jugend verlaſſen zu haben. Er wies nach, daß die Religion allein die Schritte der Freiheit leiten könne. Er freute ſich, ſeinem nahen Tode den Charakter eines doppelten Märtyrerthums geben zu können, das des Prieſters, der bereut, und das des Republikaners, der feſtbleibt. Sillery ſchwieg, da er in dieſen letzten Augenblicken das Schweigen würdiger fand als die Klage. Er kehrte wie Fauchet zum Glauben und zu religiöſen Uebungen zurück. Beide trennten ſich oft von ihren Gefährten, um ſich abſeits mit einem ehrwürdigen Prieſter zu unterhalten, der ſeines Glaubens wegen in die Conciergerie geſperrt worden war. Es war dies der Abbé Emery, ehemaliger Superior der Congregation von Saint-Sulpice, von dem Fouquier-Tinville ſagte: „Wir laſſen ihn leben, weil er mehr Klagen und Unruhe in unſern Gefängniſſen durch ſeine Milde und ſeine Rathſchläge erſtickt, als die Gendarmen und die Furcht vor der Guillotine es thun könnten."

Ducos und Fonfrède, junge Männer, in denen das Gefängniß den Rauſch der Jugend uud die lebendige Glut des Südens nicht hatten erlöſchen können, ſpielten mit dem Tode, ſchrieben Verſe, trugen die tolle Luſtigkeit heiterer Tage zur Schau und fanden den Ernſt und Thränen nur in den vertraulichen Herzensergießungen ihrer heroiſchen Freundſchaft und in den Befürchtungen wieder, welche jeder der beiden Freunde für das Schickſal des andern bezeigte. Oft umarmten ſie ſich und hielten ſich bei der Hand, wie um ſich gegen das Schickſal zu ſtützen. Weder die Klagen um ein unermeßliches Vermögen und die Ausſicht auf viele glückliche Tage, die ſie aufgeben ſollten, noch die fortwährende Rückkehr ihrer Gedanken zu den beiden geliebten jungen Frauen, deren baldige Verwitwung ſie vorausſahen, ließen

auch nur ein einzig Mal eine Reue über das Opfer hervorblicken, das ſie mit ihrem Leben der Freiheit brachten.

Ein einziges Mal brach Fonfrède, ſich vor Ducos verbergend, im Geſpräche mit dem jungen Riouffe in einen heftigen Strom von Klagen und Thränen aus, als er von ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſprach. Ducos bemerkte es, er kam hinzu und fragte ſeinen Schwager Fonfrède mit Lebhaftigkeit und im Tone des zärtlichen Vorwurfs: „Was haſt du denn und was verbirgſt du mir?“ . . : „Es iſt nichts . . . er ſprach mit mir und machte mich weich,“ antwortete Fonfrède, indem er auf Riouffe zeigte. Ducos ließ ſich dadurch nicht täuſchen. Die beiden Freunde ſchloſſen ſich einander feſt in die Arme und trockneten ihre Thränen, um ſie ſich zu verbergen.

Valazé ſah den Tod nahen wie die Krönung des Opfers, das er ſeit langer Zeit mit ſeinem Leben dem Vaterlande gebracht hatte. Er wußte, daß alle neuen Lehren mit dem Blute ihrer erſten Apoſtel gedüngt ſein wollen. Er pries ſich innerlich glücklich, ihnen das ſeine zum Opfer bringen zu können. Er hatte den Fanatismus der Aufopferung und das ungeduldige Streben nach dem Märtyrerthum. Seine Züge, die den Glanz der Unſterblichkeit in dieſe Kerker widerſtrahlten, bezeugten den Vorgeſchmack eines Todes in ihm, dem er entgegeneilte, anſtatt ihn zu fliehen. „Valazé,“ ſagten ſeine Leidensgefährten zu ihm, „man würde Sie ſehr hart ſtrafen, wenn man ſie nicht verurtheilte.“ Er lächelte bei dieſen Worten, wie Jemand lächelt, deſſen Gedanken man errathen hat.

Einige Stunden vor Beginn des Prozeſſes gab er dem jungen Riouffe eine Scheere, die er bis dahin verborgen bei ſich getragen hatte: „Hier,“ ſagte er, mit einem Tone der Ironie, den Riouffe erſt ſpäter verſtand, „man ſagt, daß dies eine gefährliche Waffe ſei, und man fürchtet, wir möchten Hand an unſer Leben legen.“ Er trug eine ſicherere Waffe bei ſich und dieſes Geſchenk war nur ein ſokratiſcher Scherz über ſeine Henker.

X.

Was Vergniaud betrifft, ſo zeigte er weder die verkehrte Heiterkeit ſeiner jungen Freunde Ducos und Fonfrède,

noch Valazé's glühende Ungeduld zu ſterben, noch Briſſot's eifriges Bemühen, vor der Nachwelt ſein Andenken zu rechtfertigen. Er ſchien eben ſo unbekümmert um ſein Gedächtniß, wie er um ſein Leben geweſen war. Er war heiter, würdevoll, natürlich, bisweilen lächelnd, öfter nachdenklich, ſchrieb nichts, ſprach wenig und ſchien ohne Haß und ohne Klage Tage hinzubringen, deren gezwungene Müßigkeit nicht eben allzu ſehr ſeinem Charakter zuwider war. Wie ein Pilot, dem während eines Sturmes das Steuer entriſſen worden, ſtreckte er ſich ruhig auf das Verdeck hin, mitten unter den Schwankungen des Schiffs, deſſen Leitung ihn nichts mehr anging. Seine ſtarke Seele, die eben ihre Stärke bisweilen allzu regungslos machte, ſein prophetiſcher, aber träger Geiſt ließen ihm nur wenig Empfindſamkeit in Bezug auf ſich ſelbſt. Er faßte mit einem einzigen Blicke und in ein einziges Wort eine ganze Lage zuſammen, ohne ſie weiter in ihren Einzelnheiten durchzufühlen. Allein und trüb ſaß er auf ſeinem Bette oder im Hofe und warf bisweilen in die Unterhaltung einen jener erhellenden Blitze der Beredtſamkeit, für die der Kerker keinen minder majeſtätiſchen Rahmen bildete, als die Rednerbühne. Seine bewegten Kollegen klatſchten ihm Beifall zu und baten ihn flehentlich, dieſe Improviſationen aufzuzeichnen für die Stunde ihres Erſcheinens vor dem Tribunal oder für die Nachwelt. Vergniaud hielt es nicht der Mühe werth, dieſe Brocken ſeines Genies aufzuleſen. Die Beredtſamkeit war bei ihm nicht eine Kunſt, ſie war ſeine Seele ſelbſt; er war ſicher, ſie immer mit ſich zu führen und ſie wieder zu finden, wenn es die Gelegenheit verlangte. Er betrachtete ſie als eine Waffe, um zu kämpfen, und nicht, um ſich damit vor Zeit und Nachwelt zu brüſten. Wenn der Gedanke verhallt war, ſuchte er nicht ſein unnützes Echo zu erhalten. Er fiel in ſeinen Schlaf und in ſeine Gleichgültigkeit zurück.

Er unterhielt ſich oft mit Fauchet und fand, ohne ſeinen Glauben zu theilen, Gefallen an den Lehren und den Hoffnungen des Chriſtenthums. Er betrachtete dieſe Religion als die wahre Philoſophie der Menſchheit, die in Myſterien und Mythen gehüllt ſei, um ſie der Schwäche der ewigen Kindheit des Menſchengeſchlechts zugänglich zu machen. Er ſchätzte das Chriſtenthum wie der Schmelzer das

Gold in einer verfälſchten Münze ſchätzt. Er wollte nicht die Zerſtörung, ſondern die langſame, freie und verſtändige Reinigung des Cultus. „Gott ſeines Bildes entkleiden,“ ſagte er, „iſt das letzte Werk der Philoſophie und der Revolution.“ Vergniaud ſchätzte das Talent Fauchet's viel höher, ſeit dieſes unklare und declamatoriſche Talent belebt und gleichſam geweiht worden war durch die Wiedererwachung des religiöſen Gefühls in der Seele des Biſchofs von Calvados und durch das Vorgefühl des Martyrerthums. Außer dieſen Unterhaltungen war die äußere Haltung Vergniaud's Sorgloſigkeit; nicht jene Sorgloſigkeit des leichtſinnigen Menſchen, der ſich nicht bis zur Würde ſeines Geſchicks erhebt und die drei heiligſten Dinge des Lebens entweiht: das Gewiſſen, das Unglück und den Tod, ſondern jene Sorgloſigkeit des ernſten Mannes, der ſeine eigne Lage wägt, ſie beherrſcht und ſeinem Leben Zerſtreuungen bietet bis zu der Stunde, wo er es einer Pflicht opfert.

So war Vergniaud im Gefängniſſe. Er erſchien nur deshalb als der Gleichmüthigſte ſeiner Unglücksgefährten, weil er der Nachdenkendſte und Größte unter ihnen war. Die Freundſchaft übte eine ſouveraine Gewalt über ſeine Seele aus. Am Tage vorher, ehe der Prozeß ſeiner Mitangeklagten begann, warf er das Gift in den Hof, das er ſeit fünf Monaten bei ſich geführt hatte, um denſelben Tod zu ſterben wie ſeine Freunde und um ihr Gefährte zu bleiben bis zum Schaffot.

XI.

Am 22. October theilte man ihnen ihre Anklageakte mit und am 26. begann ihr Prozeß. Niemals war ſeit dem Prozeſſe der Templer eine ganze Partei in den Perſonen zahlreicherer, berühmterer und beredterer Führer vor Richtern erſchienen. Der Ruf der Angeklagten, ihre lange Herrſchaft, ihre gegenwärtige Gefahr, die herbe Nachbegier, die die Menſchen zu dem Schauſpiele der großen Kataſtrophen des Glückes treibt und ihnen eine geheime Freude bereitet, wenn ſie die Trümmer davon betrachten, hatten eine dichtgedrängte Menge in den Saal und an die Eingänge des Revolutionstribunals geführt und feſtgehalten. Die Mehrzahl der Rich-

ter und der Geſchworenen waren ſelbſt die Freunde und die Schützlinge der Angeklagten geweſen. Dieſe Richter waren aber darum nicht weniger entſchloſſen, ſie ſchuldig zu finden und ſich von jedem Verdachte der Mitſchuld zu reinigen, indem ſie dem Volke dieſe Partei zur Beute hinwarfen. Doch wagten ſie es nicht, ihre Augen zu den Angeklagten zu erheben, aus Furcht, dort einem Freundesblicke, einem Flehen oder einem Vorwurfe zu begegnen.

Eine achtunggebietende bewaffnete Macht füllte die Poſten der Conciergerie und des Juſtizpalaſtes. Die Kanonen, die Uniformen, die Gewehrpyramiden, die Schildwachen, die Gendarmerie, die bloßen Säbel kündigten dem Auge einen jener politiſchen Prozeſſe an, wo das Gericht eine Schlacht und die Gerechtigkeit eine Execution iſt.

Gegen Mittag wurden die Angeklagten eingeführt. Man zählte zweiundzwanzig. Dieſe verhängnißvolle Zahl, die ſchon am 31. Mai im erſten Anſchlage der Proſcription ſtand, war feſtgehalten worden, trotz der Flucht und des Todes mehrerer der erſten zweiundzwanzig Deputirten, die für die Reinigung des Convents bezeichnet worden waren. Man hatte ſie voll gemacht, indem man mit den Girondiſten ihrer Partei fremde Angeklagte verband, wie Boileau, Mainvielle, Bonneville, Antiboul, damit das Volk, wenn es dieſelbe Zahl ſähe, daſſelbe Complot wiederzufinden, daſſelbe Verbrechen zu verabſcheuen und dieſelben Schuldigen zu treffen glaube.

XII.

Um elf Uhr traten ſie, Einer nach dem Andern, zwiſchen zwei Reihen von Gendarmen in den Gerichtsſaal. Sie nahmen ſchweigend Platz auf der Bank der Angeklagten. Die Menge fragte ſich, als ſie ſie vorübergehen ſah, nach ihren Namen und ſuchte auf ihren Geſichtern den eingebildeten Stempel der Schandthaten, die man in ihnen perſonifizirt hatte. Sie erſtaunte aber nichts deſto weniger darüber, daß ſo jugendliche Geſichter und ſo freie Stirnen unter ſo viel Schönheit und Milde der Züge ſo viel Nichtswürdigkeit und Treuloſigkeit verbärgen. Der erſte, der ſich auf die Bank ſetzte, war Ducos. Er war kaum achtund-

zwanzig Jahre alt; ſeine Jünglingsgeſtalt, ſeine ſchwarzen und durchbohrenden Augen, die Beweglichkeit ſeiner Phyſiognomie verriethen eine jener ſüdlichen Naturen, bei denen die Lebhaftigkeit der Eindrücke der Tiefe Eintrag thut; Leute, bei denen alles leichtſinnig iſt, ſelbſt der Heldenmuth. Fonfrède, noch jünger als ſein Schwager, folgte ihm. Ein Schatten von ernſterer Melancholie lag auf ſeinem Geſichte. Man ſah in ſeiner nachdenklichen Phyſiognomie den innern Kampf der Liebe, die ihn an das Leben feſſelte, mit der hochherzigen Freundſchaft, die ihn freiwillig dem Tode weihte. Mehrere Mal hatte man Fonfrède die Mittel zu entweichen geboten. „Nein,“ hatte er geantwortet, „das Loos Ducos' wird das meinige ſein. Mich allein retten, das würde nicht mich retten, es würde ihn verderben heißen.“ Als Fonfrède eines Tages das Gefängniß verlaſſen hatte, war er freiwillig dahin zurückgekehrt. Die Blicke dieſer beiden jungen Girondiſten richteten ſich mit mehr Sicherheit auf die Menge und mit mehr Vertrauen auf die Geſchworenen. Ducos und Fonfrède hatten im Convente und in der Commiſſion der Zwölf weder die Weisheit Condorcet's und Briſſot's, noch die Mäßigung Vergniaud's getheilt. Enthuſiaſtiſch und ungeſtüm wie der Berg, hatten ſie oft auf die revolutionaire Lauheit ihrer Partei geſcholten. Sie haßten an Danton nur die Flecken vom September, ſeine Geberde und ſeine Rede riß ſie hin. Er wäre ihr Führer geweſen, wenn Vergniaud nicht da geweſen wäre. Da ſie dem Berge, der eine gewiſſe anziehende Kraft für die Jugend hatte, werth waren, ſo hofften ſie insgeheim, die Anhänger des Berges würden ihren Meinungen im letzten Augenblicke Rechnung tragen. Sie waren nur ſchuldig, den Namen ihrer Partei zu führen.

XIII.

Nach ihnen kam Boileau, Friedensrichter von Avalon. Ein ſchwacher Mann, der ſich aus Zufall in die Reihen der Girondiſten verirrt hatte und, als er ſeinen Irrthum Angeſichts ſeines Todes erkannte, ſich laut zu den ſiegreichen Meinungen nnd dem mitleidsloſen Patriotismus des Convents bekannte. Boileau war vierzig Jahre alt. Sein un-

entſchiedenes Geſicht bezeugte die Schwankungen ſeiner Ideen. Seine Blicke ſuchten die der Richter und ſchienen ihnen zu ſagen: „Werft mich nicht mit meinen angeblichen Mitſchuldigen zuſammen; wenn ich nicht mit ihnen wäre, ſo würde ich gegen ſie ſein.“ Ihm folgte Mainvielle, ein junger Deputirter von Marſeille, achtundzwanzig Jahr alt, von einer eben ſo auffallenden, aber männlicheren Schönheit als Barbaroux. Er hatte ſeine Hände in das Blut von Avignon, ſeiner Heimat, getaucht, um es mit Gewalt der päpſtlichen Partei zu entreißen und Frankreich und der Revolution zuzuwerfen. Von Marat des Moderantismus angeklagt, war er durch dieſe Anklage mit der Gironde zuſammengeworfen worden.

Duprat, ſein Landsmann und Freund, begleitete ihn um des nämlichen Verbrechens willen in den Kerker und vor das Tribunal. Nach ihnen kam Antiboul, gebürtig aus Saint-Tropez und Deputirter vom Var. Muthvoller Menſchlichkeit im Prozeſſe Ludwig's XVI. ſchuldig, hatte Antiboul dafür geſtimmt, ihn als König zu ächten, aber ihn nicht als Menſchen hinzurichten. Sein reines Gewiſſen war ſein Verbrechen. Die Ruhe und Reinheit deſſelben lag auf ſeinen Zügen. Weiter hin Duchâtel, Deputirter von Deux-Sevres, ſiebenundzwanzig Jahre alt. Er hatte ſich todtkrank, in eine Decke gewickelt, auf die Rednerbühne tragen laſſen, um gegen den Tod des „Tyrannen“ zu ſtimmen und man nannte ihn im Convente dieſes Aufzugs und dieſer Handlung wegen das „Geſpenſt der Tyrannei.“ Seine hohe Geſtalt, ſeine kriegeriſche Haltung, die Anmuth und der Adel ſeines Geſichtes zogen alle Augen auf ihn.

Carra, Deputirter von der Saône und Loire im Convente, ſaß neben Duchâtel. Der gemeine und lüderliche Ausdruck ſeiner Phyſiognomie, ſein gebeugter Körper, ſein dicker und plumper Kopf, ſeine nachläſſige Kleidung, die an die Tracht Marat's erinnerte, ſtachen grell ab gegen die Geſtalt und die Schönheit Duchâtel's. Carra war einer jener Menſchen, die den Durſt nach Ruhm in ihrer Seele haben, ohne die Bedeutendheit des Geiſtes dazu zu beſitzen; die ſich in den Strom der Zeitideen werfen, um als die Erſten auf der Oberfläche der Ereigniſſe zu ſchwimmen, die aber, da ſie mehr Erkenntnißkraft in ihrem Gefühle als in ihrem

Geiſte beſitzen, anhalten, wenn ſie bemerken, daß der Strom ſie zum Verbrechen führt, und freiwillig in dem Sturme untergehen, den ſie erregt haben. So war Carra. Er war gelehrt, unklar, fanatiſch, declamatoriſch, ungeſtüm in der Bewegung, ungeſtüm im Widerſtande. Er war zur Gironde übergangen, um die Ausſchweifungen des Pöbels zu bekämpfen, ohne die Republik zu verleugnen. Sein Journal war das Echo ihrer Lehren und ihrer Beredtſamkeit geweſen. Das Echo mußte verſtummen mit ihren Stimmen.

Ein unbekannter Mann, in ländlicher Kleidung und Haltung, Duperret, das unfreiwillige Opfer Charlotte Corday's, ſetzte ſich neben Carra. Er war von adliger Geburt, aber er bebaute mit eigner Hand das ländliche Beſitzthum ſeiner Väter. Ohne Ehrgeiz und ohne Eitelkeit, war er von der Revolution wie Cincinnatus vom Pfluge weggeholt worden. Man hatte ihn gegen ſeinen Willen gewählt als den rechtſchaffenſten Mann. Er bezahlte den Preis ſeines guten Rufes. Er war ſiebenundvierzig Jahre alt. Dann kam Gardien, Deputirter von der Vienne, von dem nämlichen Alter und einem eben ſo würdigen Weſen. Gardien hatte gegen den Tod des Königs geſtimmt. Er hatte an der Commiſſion der Zwölf theilgenommen. Er hatte die ruhige Energie eines guten Bürgers gegen die Aufwiegler entfaltet. Er hatte die Verhaftung Hébert's, Chaumette's, der Verſchwörer der Gemeine verlangt. Er verdiente ſeinen Platz in der erſten Reihe der Beſiegten vom 31. Mai und nahm ihn an. Dann Lacaze, Deputirter von Libourne, und Leſterpt-Beauvais, Deputirter der Haute-Vienne, beides Freunde Genſonné's, leidenſchaftliche Bewunderer ſeiner Beredtſamkeit und ſeines Muthes und ſtolz darauf, der nämlichen Tugenden angeklagt zu ſein, wie er. Ihr Geſicht trug den Ausdruck dieſes Gefühls. Sie nahmen die Anklage gegen Genſonné auf ſich, wie ihren Ruhm.

Genſonné ſelbſt war an ihrer Seite. Er war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, aber die Reife ſeines Denkens, die Wichtigkeit ſeiner Rolle, die überlegte Feſtigkeit ſeiner Meinungen hatten ſeine Züge ſcharf accentuirt und ihnen eine Art feſten, harten, entſchiedenen und gleich-

ſam ſteinernen Gepräges gegeben, wie es das Alter hat. Seine hohe Stirn war nach hinten gewölbt. Seine dichten, aufwärts gekämmten und weißgepuderten Haare hoben ihre Höhe noch mehr hervor. Er trug ſeinen Kopf mit einem Stolze, der einer Herausforderung glich. Ein leichtes ſardoniſches Lächeln ſchwebte um ſeine Mundwinkel. Man fühlte, daß ſein innerer Sarkasmus die Richter, die Ankläger und das Volk verhöhnte. Das war das Geſicht der Unpopularität, die geiſtige Ariſtokratie, die dieſelbe ſtolze Verachtung beſitzt wie die Ariſtokratie des Blutes. Seine Kleidung, die ſorgfältig und elegant war und abſichtlich die geächteten Stoffe und Formen zur Schau trug, erhöhte noch dieſen unpopulären Charakter der Phyſiognomie Genſonné's.

Ein Arzt von Dinan, Lehardy, Deputirter des Morbihan, ein Mann ohne einen andern Ehrgeiz als die Liebe zu den Menſchen, und ohne andern Ruhm, als den ihm ſein Tod gab, verbarg ſich beſcheiden unter dem Arme Genſonné's. Er hatte ſich der Minorität der Girondiſten angeſchloſſen um der Tugend willen und war zu ihnen hingedrängt worden durch den Abſcheu gegen ihre Feinde. Seine empfindſame und gefühlvolle Seele ſchien mehr mit ihrem Schickſal beſchäftigt zu ſein, als mit dem ſeinen.

Dann zeigte ſich den Zuhörern Laſource, ein Biedermann mit exaltirter Rede und tragiſcher Einbildungskraft. Seine rundgeſchnittenen und ungepuderten Haare, ſeine ſchwarze Tracht, ſeine ſtrenge Haltung, ſeine ascetiſche und verſchloſſene Miene erinnerten an den Diener des Evangeliums und an jene Puritaner Cromwell's, die Gott in der Freiheit und in ihrem Prozeſſe das Martyrerthum ſuchten. Vigée, ein Mann ohne Ruf, der kaum in den Convent eingetreten war, ſchritt unbemerkt hinter Laſource.

Laſource und Vigée gingen vor Sillery, dem ehemaligen Vertrauten des Herzogs von Orleans, her, der angeklagt war, dem letzten durch ſeine Frau die ehrgeizigen Plane und das Streben nach der Krone eingeflößt zu haben. Sillery hatte ſich von ſeinem Herrn und Meiſter losgeſagt ſeit dem Tode des Königs. Sein redliches Herz hatte ſich empört vor dem Königsmorde. Er hielt auf ſeinem Wege an, nicht wie ein furchtſamer Mann, der in der Stille be-

reut und ins Dunkle flieht, ſondern wie ein entſchloſſener Mann, der ſich umwendet und der Gefahr die Stirn bietet. Eine große und reine Republik war ihm als ein edleres Streben des Ehrgeizes erſchienen, als ein im Blute aufgeleſenes Königthum. Er hatte ſich mit den Girondiſten vereinigt. Er blieb deshalb immer noch dem Herzog von Orleans ergeben und achtungsvoll gegen ein zerriſſenes Band, aber er rieth dem Prinzen im Geheimen zur Umkehr und ſagte ihm die Kataſtrophe voraus. Die militairiſche Haltung Sillery's, ſeine patriziſche Tracht, ſeine ſtolze Miene verriethen in ihm den Edelmann, der den Haufen verachtet. Von den erſten Gebrechlichkeiten des Alters befallen, die durch die Feuchtigkeit des Kerkers noch verſchlimmert worden waren, ſchritt Sillery, mit der Hand auf einen Krückſtock geſtützt, einher wie ein Invalide der Revolution. Aber dieſes Zeichen phyſiſchen Leidens erſetzte ſeinem Gange durch ein höheres Intereſſe, was es ihm an Leichtigkeit und Anmuth nahm. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war der des Glücks. Er ſchien ſich zu freuen den Schwierigkeiten ſeiner Stellung und den Vorwürfen über ſeine Vergangenheit durch einen ehrenvollen Tod in der Mitte ſeiner Freunde und mit der Blüte der Republik zu entgehen.

Valazé hatte die feſte Haltung eines Soldaten im Feuer. Das Loſungswort ſeines Gewiſſens hieß: Sterben! — und er ſtarb. Seine Kleidung erhielt in der Art, wie er ſie trug, etwas Uniformmäßiges. Seine hagere Figur, ſeine bleichen und abgetödteten Züge, das düſtere Feuer ſeiner Augen, verriethen einen jener ſtarren Männer, die ihre Ueberzeugung innerlich verzehrt und bei denen der Gedanke die fortwährende Krankheit des Körpers iſt.

Der Abbé Fauchet kam unmittelbar nach Valazé. Er war nahe an funfzig Jahr. Aber die Schönheit ſeiner Züge, ſein hoher Wuchs, die Färbung ſeiner Haut ließen ihn jünger erſcheinen als ſeine Jahre. Seine Tracht erinnerte in Farbe und Schnitt an den Prieſter. Seine Haare bildeten auf ſeinem Kopfe die Tonſur des katholiſchen Prieſters, die lange Zeit bedeckt geweſen war mit der rothen Mütze des Revolutionsmannes. Sein Geſicht hatte denſelben Charakterzug wie ſeine Seele, den Enthuſiasmus. Man fühlte, daß dieſe Bruſt der Herd eines tobenden Feuers ſei. Fau-

chet hatte es nach und nach oder zu gleicher Zeit genährt mit dem dreifachen Feuer der Liebe, der Freiheit und Gottes. Der Augenblick Gottes war gekommen. Er gab ihm ſein Leben zur Sühne hin. Der Glanz des Erleuchteten, des Apoſtels und des Redners umſtrahlte ſeine Stirn. Das Tribunal war ihm ein Hochaltar, wo er ſeine Sünden beichten und ſein eigenes Blut zum Opfer bringen wollte.

XIV.

Briſſot war der Vorletzte. Er war ein Mann von mittleren Jahren, von kleinem Wuchſe und abgezehrtem Geſicht, aus dem nur ein heller Verſtand und eine unerſchrockene Prinziptreue hervorleuchtete. Er war mit der geſuchten Einfachheit eines Philoſophen oder eines Naturmenſchen gekleidet und ſein abgeſchabter ſchwarzer Rock war nur ein Stück Tuch, das mit mathematiſcher Genauigkeit zugeſchnitten war, um die Gliedmaßen eines Menſchen gerade nur zu bedecken. Seine rundgeſchnittenen, kurzen, ungepuderten Haare, die nach dem Nacken herabfielen, und mit der Scheere viereckig zugeſchnitten waren, erinnerten an ſein Vorbild, den amerikaniſchen Quäker. Briſſot hatte einen Bleiſtift und ein Papier in der Hand. Er warf jeden Augenblick einige Bemerkungen darauf. Er allein war in Aufregung. Man ſah, daß er, verfolgt von dem Gedanken an den ſchlechten und ungerechten Ruf eines Pamphletiſten und politiſchen Abenteurers, der ihm in ſeiner Jugend mehr aus Misgeſchick als durch ſeine Schuld angeklebt hatte, mehr als ſeine Collegen das Bedürfniß fühlte, ſich zu vertheidigen, und daß er ſich ruhiger der Todesſtrafe als der Verleumdung unterwerfen würde. Er freute ſich darauf, ſie verſtummen zu machen durch den Tod als Weiſer und als Märtyrer.

XV.

Endlich trat der Letzte und Angeſehenſte von Allen hervor, Vergniaud. Ganz Paris kannte ihn und hatte ihn

Digitized by Google

geſehen in ſeiner majeſtätiſchen Erſcheinung auf dem Piedeſtale der Rednerbühne. Man war begierig, ihn zu ſehen, nicht als den mit ſeinen Feinden auf gleichem Boden kämpfenden Redner, ſondern als den bis zur Bank der Angeklagten herabgeſtiegenen Mann. Man erwartete von ihm glänzende Proben ſeiner Beredtſamkeit, die dem Drama des Prozeſſes ein Hin- und Wiederſchwanken der Meinung geben, die der Zeiten des Demoſthenes und des Cicero würdig ſein würden. Vergniaud war noch ganz von ſeinem Nimbus umgeben. Er gehörte zu den Menſchen, von denen man Alles erwartete, ſelbſt das Unmögliche.

Ein Murmeln der Theilnahme und des Mitleids erhob ſich bei ſeinem Erſcheinen. Das war nicht mehr der Vergniaud des Convents, das war der Gefangene des Volks. Seine durch die Müßigkeit und Entmuthigung des Herzens abgeſpannten Muskeln gliederten nicht mehr den etwas ſtarken und weichlichen Bau ſeines Körpers. In ſeiner Haltung lag ein Sichgehenlaſſen, das einem gänzlichen Zuſammenbrechen glich. Seine Figur war corpulent, ſein Gang ſchwerfällig, ſein Auge geblendet oder erloſchen, ſeine Wangen aufgeſchwemmt und ſchlaff. Sein fahles und bleiches Geſicht hatte die Kerkerfarbe angenommen. Seine Stirn war mit Feuchtigkeit bedeckt. Seine Haarlocken ſchienen durch dieſen fortwährenden Schweiß an ſeine Haut feſtgeklebt zu ſein. Er trug denſelben blauen Rock mit langen herabhängenden Schößen und breitem zurückgeſchlagenen Kragen, in dem man ihn immer im Convente geſehen hatte; aber dieſer Rock, der für ſeinen ſtärker gewordenen Leib zu eng geworden war, zerplatzte auf den Schultern, ſtand auf der Bruſt aus einander und hinderte ſeine Bewegungen wie ein geliehenes Kleidungsſtück. Seine ganze Erſcheinuug trug den Charakter des Falles aller Größe. Man wurde wider Willen durch ſeinen Anblick gerührt; man zürnte nicht mehr. Er glich dem niedergeworfenen und zu Boden liegenden Athleten. Obgleich Vergniaud zuletzt eingetreten war, machten ihm doch ſeine Collegen in der Mitte der Bank Platz, wie einem Führer, um den ſie ſich's zum Ruhme machten, ſich zu reihen. Die Gendarmen ließen ihn ſich ſetzen.

XVI.

Die Anklageacte Fouquier-Tinville's, die, wie man ſagte, mit Robespierre und St. Juſt vorher durchgearbeitet war, war nichts als eine lange und bittere Wiederholung des Pamphlets Camille Desmoulins': „Geſchichte der Faction der Gironde." Es war dies die Geſchichte ihrer Verleumdung, geſchrieben von ihrem Verleumder, die als Zeugniß angenommen wurde von dem Henker. Man fügte ihr nichts hinzu. Der Haß hatte nicht nöthig, überzeugt zu werden; er hatte ſchon im voraus verdammt.

Die Richter ließen als Zeugen die erklärteſten Feinde der Angeklagten auftreten. Pache, Chabot, Hébert, Chaumette, Montaut, Fabre d'Eglantine, Léonard Bourdon, der Jacobiner Deſſieux verlaſen ſtatt Zeugniſſes lange Schmähreden gegen die Angeklagten. Dieſe beſtritten nur mit wenigen Worten die Zeugen. Anſtatt ihre Vertheidigung auf gleiche Höhe mit ihrer Lage und ihrer Seele, auf das Gebiet der allgemeinen Politik zu erheben und das ruhmreiche Verbrechen einzugeſtehen, die Mäßigung der Revolution beabſichtigt zu haben, um ſie untadelhaft und unbeſieglich zu machen, beſchränkten ſie ſich darauf, ſich perſönlich gegen die Streiche ihrer Feinde zu decken. Ihre Vertheidigung wurde dadurch geſchwächt und ihre Würde verletzt. Vergniaud ſelbſt ſchien ſeine Meinungen mehr zu entſchuldigen, als ſich ihrer zu rühmen. Briſſot, der ſeinen Feinden gegenüber feſter und ſtolzer war, widerlegte Chabot ſiegreich und kämpfte bis zum letzten Worte mit ſeinen Anklägern. Sillery geſtand ſein eigentliches Verbrechen ein, ſein Votum gegen den Tod des Königs, und zierte damit ſein Andenken. Kein Wort, das würdig wäre, in der Geſchichte nachzuhallen, drang aus dem Herzen dieſer großen Angeklagten. Die Furcht, einen Reſt des Lebens zu verſcherzen, verſchloß ihre Lippen. Ueber die Sorge für ihr Leben vergaßen ſie die Sorge für ihren Nachruhm. Sie wurden erſt wieder groß, nachdem ſie alle Hoffnung verloren hatten.

XVII.

Der Prozeß, der ſich ſchon ſieben Tage hinzog, und das Verlangen Genſonne's, im Namen aller Angeklagten das Wort zur Widerlegung der Anklage zu ergreifen, ermüdeten nichtsdeſtoweniger das Tribunal und beunruhigten den Berg. Die öffentliche Meinung, die ſich ſo ſchnell durch den Anblick der Opfer beſänftigen und beſtechen läßt, begann ſich zur Milde zu neigen. Man fragte ſich ganz laut, wenn man die Sitzungen des Tribunals verließ, welchen Lohn denn die Republik ihren Feinden geben ſolle, wenn ſie ſo ihre erſten Gründer behandle. Man beklagte ſo viel Jugend, Schönheit und Geiſt, die einem Verbrechen der Meinung geopfert würden. Man ſprach von der niedrigen Eiferſucht Robespierre's und Danton's, die den Tod dieſe beredten Lippen ſchließen laſſen wollten, um nicht mehr die Sorge und oft die Demüthigung zu haben, ihnen zu antworten.

Dieſe erſten Anzeichen der Wiederkehr der Gunſt für die Girondiſten ſetzten die Gemeine in Unruhe. Der Schwiegerſohn Pache's, Audouin, ein ehemaliger Prieſter, jetzt der wüthendſte Verfolger, forderte den Wohlfahrtsausſchuß auf, die Debatten dadurch zu ſchließen, daß er dem Präſidenten geſtattete, die Geſchworenen für hinlänglich ins Klare geſetzt zu erklären. Die Jury ſchloß, durch dieſe Erklärung gedrängt, am 30. October, um 8 Uhr Abends, die Debatten. Alle Angeklagte wurden für ſchuldig erklärt, conſpirirt zu haben gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, und zum Tode verurtheilt.

Bei dieſem Spruche des Todes erhob ſich ein Schrei des Staunens und des Entſetzens von den Bänken der Angeklagten. Die Mehrzahl und beſonders Boileau, Ducos, Fonfrède, Antiboul, Mainvielle erwarteten freigeſprochen zu werden. Ihre Geberden der Beſtürzung, ihre gegen die Geſchworenen erhobenen Fäuſte, ihre krampfhaften Verwünſchungen brachten einen Augenblick Verwirrung in die Gerichtsſtätte. Einer der Angeklagten, der eine unbemerkte Bewegung mit der Hand nach der Bruſt gemacht hatte, wie um ſeine Kleider zu zerreißen, glitt von der Bank auf

den Boden. Es war Valazé. „Wie, Valazé! Du wirſt ſchwach," ſagte Briſſot zu ihm, indem er ſich bemühte, ihn zu unterſtützen. „Nein, ich ſterbe!" antwortete Valazé, und verſchied, die Hand an dem Dolche, mit der er ſein Herz durchbohrt hatte.)

Bei dieſem Schauſpiele ſtellte ſich die Ruhe wieder her. Das Beiſpiel Valazé's ließ die jungen Verurtheilten ſchamroth werden über einen Augenblick der Schwäche. Boileau allein proteſtirte gegen ein Urtheil, das ihn mit den Girondiſten zuſammenwarf, ſchleuderte ſeinen Hut in die Luft und rief: „Ich bin unſchuldig! Ich bin Jacobiner! Ich gehöre zum Berge!" Spottreden der Zuhörerſchaft antworteten ihm. Briſſot neigte ſein Haupt auf die Bruſt und ſchien nachzudenken. Fauchet und Laſource falteten die Hände und erhoben die Augen zum Himmel. Vergniaud, der auf der höchſten Bank ſaß, ließ gleichmüthig über das Tribunal, über ſeine Collegen und über die Menge einen Blick gleiten, der die ganze Scene zuſammenzufaſſen und in der Vergangenheit nach einem Beiſpiele und einem Gleichniſſe eines ſolchen Hohnes des Schickſals und einer ſolchen Undankbarkeit des Volkes zu ſuchen ſchien. Sillery warf ſeine Krücke weg und rief: „Das iſt heute der ſchönſte Tag meines Lebens!" Fonfrède wandte ſich zu Ducos, ſchloß ihn ſchluchzend in ſeine Arme und ſagte zu ihm: „Mein Freund, ich bin's, der Dir den Tod gibt! Aber tröſte Dich, wir ſterben zuſammen!"

XVIII.

(In demſelben Augenblicke erhebt ſich ein Geſchrei in der Mitte der Menge, ein junger Mann ringt in einer Gruppe von Zuhörern und ſucht ſich vergebens durch die Reihen durchzudrängen, um durch die Thüre zu entfliehen. „Laßt mich fliehen, laßt mich dieſem Anblicke entgehen!" ruft er aus, ſeine Augen mit ſeinen Händen bedeckend. „Ich Elender, der ich bin, ich bin es, der ſie tödtet. Mein «entlarvter Briſſot» iſt es, der ſie anklagt und der ſie richtet. Ich kann den Anblick meines Werkes nicht ertragen! Ich fühle die Tropfen ihres Blutes dieſe Hand beſpritzen, die die Anklage gegen ſie erhoben hat!" Dieſer junge

Mann war Camille Desmoulins, der eben ſo inconſequent in ſeinem Mitleiden als in ſeinem Haſſe war und deſſen wechſelweiſe verderbte oder knabenhafte Leichtfertigkeit eben ſo leicht Thränen vergießen konnte, als ſie die Leidenſchaften anſtachelte. Die gleichgültige oder mitleidig auf ihn herabſehende Menge hielt ihn zurück und brachte ihn zum Schweigen wie ein Kind.)

XIX.

Es war elf Uhr des Abends. Nachdem man der Wirkung des Urtheils, der Bewegung der Verurtheilten und dem Geſchrei der Menge: „Es lebe die Republik!" einen Augenblick Zeit gegönnt hatte, wurde die Sitzung aufgehoben.

Die Girondiſten, die einer nach dem andern von ihren Sitzen herunterſtiegen, ſtellten ſich um die Leiche Valazé's, die auf einem erhöhten Tritte ausgeſtreckt lag, und berührten ihn achtungsvoll mit der Hand, um ſich zu vergewiſſern, ob er noch lebe; dann wie von einem elektriſchen Schlage getroffen durch die Berührung des durch ſeine eigene Hand geopferten Republikaners, riefen ſie wie mit einer Stimme: „Wir ſterben unſchuldig, es lebe die Republik!" Einige warfen in demſelben Augenblicke Hände voll Aſſignaten aus, nicht, wie man geglaubt hat, um ihre Zuflucht zur Beſtechung und Emeute zu nehmen, ſondern um wie die Römer dem Volke ein Geld zu vermachen, das ihnen von jetzt an für ihr eigenes Leben unnütz war. Die Menge ſtürzte ſich auf dieſe Legate der Sterbenden und ſchien gerührt zu werden. Hermann befahl den Gendarmen, ihre Pflicht zu thun und die Verurtheilten wegzuführen. Sie kehrten unter das Gewölbe der Treppe zurück, die in die Kerker führte. Ihre einen Augenblick geſtörte Geiſtesgegenwart kehrte mit der Entſcheidung ihres Schickſals völlig wieder. „Mein Freund," ſagte Ducos, indem er zu lächeln ſuchte, zu Fonfrède, „ich ſehe nur noch ein Mittel, uns zu retten: wir müſſen die Einheit unſerer beiden Leben und die Untheilbarkeit unſerer beiden Köpfe erklären." Fonfrède lächelte trüb. Sein Gedanke hing paſſender für einen ſolchen Augenblick klagend an ſeiner jungen Familie, der er

entriſſen wurde. „Ach, meine armen Kinder!“ war ſeine einzige Antwort.

Indeſſen ſtimmten ſie, treu dem Worte, das ſie den andern Gefangenen der Conciergerie gegeben hatten, ſie von ihrem Schickſale durch den Widerhall ihrer Stimmen zu unterrichten, als ſie das Tribunal verließen, die Marſeillerhymne an:

„Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

und ſangen es im Chor mit einer ſolchen verzweifelten Kraft, daß die Stufen der Treppen und die Wölbungen der Thüren und Gänge ſchütterten.

Bei dieſen Tönen erwachten die Gefangenen aus ihrem Schlafe und wußten, daß die Angeklagten ihre eigene Todeshymne ſangen. Entſetzen und Mitleid antworteten ihnen aus allen Kerkern durch Zuruf, Seufzer und Abſchiedsworte.

Man ſchloß ſie alle für dieſe Nacht in das große Gefängniß, den Warteſaal des Todes ein. (Das Tribunal hatte angeordnet, daß der kaum erkaltete Leichnam Valazé's «wieder ins Gefängniß gebracht, auf demſelben Karren mit ſeinen Mitſchuldigen auf die Hinrichtungsſtätte geführt und mit ihnen eingeſcharrt werde.» Vielleicht das einzige Urtheil, das einen Leichnam zum Schaffot geführt hat.)

Vier Gendarmen, die Vollſtrecker dieſes Urtheils Hermann's, die Schritt für Schritt dem Zuge der Verurtheilten unter den Gewölben des Ganges folgten, trugen auf einer Tragbahre den blutigen Leichnam und legten ihn in einem Winkel des Gefängniſſes nieder. Die Girondiſten traten einer nach dem andern zu ihm und küßten die heldenmüthige Hand ihres Freundes. Sie bedeckten ſein Geſicht mit ſeinem Mantel. So nahe dem Wiederſehen, war der Abſchied mehr verehrungsvoll, als traurig. „Auf morgen!“ ſagten ſie zu dem Leichname, und ſammelten ihre Kräfte für dieſes Morgen.

XX.

(Sie waren nahe daran: es war Mitternacht. Der Deputirte Bailleul, ihr College in der Verſammlung und

ihr Meinungsgenoſſe, der, proſcribirt wie ſie, aber der Proſcription entgangen und in Paris verborgen war, hatte ihnen verſprochen, ihnen von Außen am Tage der Entſcheidung ihres Prozeſſes ein letztes Sieges- oder Leichenmahl herbeiſchaffen zu laſſen, je nach dem Ausfalle des Urtheils zur Freudenfeier ihrer Freilaſſung oder zur Gedächtnißfeier ihres Todes. Bailleul hatte, obgleich er unſichtbar war, ſein Verſprechen durch die Vermittlung eines Freundes erfüllt. Das Todtenmahl war in dem großen Gefängniſſe angerichtet worden. Die ausgeſuchteſten Speiſen, die ſeltenſten Weine, die theuerſten Blumen und zahlreiche Lichter bedeckten die eichene Tafel des Gefängniſſes; ein Luxus des letzten Abſchieds vom Leben, eine Verſchwendung Sterbender, die nicht mehr zu ſorgen haben für den kommenden Morgen. Die Verurtheilten ſetzten ſich zu dieſem letzten Schmauſe, um anfangs ſchweigend ihre erſchöpften Kräfte wieder zu ſtärken; dann blieben ſie ſitzen, um in Geduld und Zerſtreuung den Tag zu erwarten. Ein damals noch junger Prieſter, der Abbé Lambert, ein Freund Briſſot's und anderer Girondiſten, der Einlaß in die Conciergerie erhalten hatte, um die Sterbenden zu tröſten und zu ſegnen, erwartetete im Corridor das Ende des Mahles. Die Thüren ſtanden offen. Er wohnte von dort aus dieſer Scene bei und grub in ſeine Seele die Geberden, die Seufzer und die Worte der Tiſchgenoſſen. Von ihm hat die Nachwelt den größten Theil der folgenden Einzelnheiten, die wahr ſind wie das Gewiſſen, treu wie das Gedächtniß eines letzten Freundes.

XXI.

Das Mahl währte bis zum erſten Grauen des Tages. Vergniaud, der in der Mitte der Tafel ſaß, führte dabei den Vorſitz mit derſelben ruhigen Würde, die er in der Nacht vom 10. Auguſt bewahrt hatte, als er den Vorſitz im Convente führte. Vergniaud war von Allen derjenige, welcher das Wenigſte zu beklagen hatte bei dem Abſchiede vom Leben; denn er war auf dem Gipfel ſeines Ruhmes angelangt und hinterließ weder Vater, noch Mutter, weder Weib, noch Kind. Die Andern ſaßen in Gruppen umher,

die der Zufall oder Zuneigung gebildet hatte. Briſſot ſaß allein an dem einen Ende der Tafel, aß wenig und ſprach nicht.

Nichts zeigte lange Zeit hindurch in den Mienen und den Reden an, daß dieſes Mahl ein Henkersmahl ſei. Man hätte es für ein zufälliges Zuſammentreffen von Reiſenden in einem Wirthshauſe an der Straße halten können, die ſich beeilen in aller Schnelle die flüchtigen Freuden eines Mahles zu genießen, das die Abreiſe gleich unterbrechen wird. Sie aßen und tranken mit Appetit, aber mäßig. Man hörte vor der Thüre das Klappern der Teller und das Klingen der Gläſer, das nur ſelten durch eine ſchwache Unterhaltung unterbrochen wurde. Es waren ſchweigſame Tiſchgenoſſen, die ihren letzten Hunger ſtillten. Als man die Speiſen abgetragen und blos die Früchte, die Flaſchen und die Blumen auf dem Tiſche gelaſſen hatte, wurde die Unterhaltung nach und nach belebter, lauter und ernſter, wie die Unterhaltung ſorgloſer Männer, denen das Feuer des Weins Zunge und Gedanken löſt. Mainvielle, Antiboul, Duchâtel, Fonfrède, Ducos, alle dieſe jungen Männer, die nicht daran glauben konnten, in einer Stunde ſo alt geworden zu ſein und morgen zu ſterben, ergingen ſich in leichtfertigen Worten und ſpringenden Witzen. Ihre Worte ſtanden in grellem Widerſpruche mit dem nahen Tode, entweihten die Heiligkeit der letzten Stunde und ließen das unwahre Lachen, das dieſe jungen Leute um ſich zu verbreiten ſuchten, auf den Lippen erſtarren. Dieſe erzwungene Heiterkeit Angeſichts Gottes und der letzten Stunde war ebenſo frivol gegen das Leben als gegen die Unſterblichkeit. Sie konnten ſo leichtfertig weder das eine verlaſſen noch die andere antreten. Dieſe letzten Scherze fielen von ihren Lippen, wie auf ein Grab die Blumen fallen, deren Geruch Niemand ſpürt, die den Duft des Grabes annehmen und, die, wenn ſie nicht Reliquien ſind, Verhöhnungen gleichen.

Briſſot, Fauchet, Sillery, Laſource, Lehardy, Carra verſuchten bisweilen dieſen lärmenden Herausforderungen einer gemachten Heiterkeit und unwahren Gleichmüthigkeit zu antworten. Aber die übelangebrachte Luſtigkeit ihrer jungen Collegen verzog die Lippen dieſer reifen Männer kaum zu einem Lächeln. Vergniaud, der ernſter und wahrhaft un-

erſchrocken in ſeinem Ernſte war, betrachtete Ducos und Fonfrède mit einem Lächeln, in dem ſich Nachſicht mit Mitleiden miſchte.

Nachdem dieſe letzten Ausbrüche lärmender Freude ſich gelegt hatten, nahm die Unterhaltung gegen Morgen einen ernſteren Gang und einen feierlicheren Ton an. Briſſot ſprach in prophetiſchen Worten von dem Unglücke der Republik, nachdem ſie ihrer tugendhafteſten und beredteſten Bürger beraubt ſei. „Wie viel Blut wird es nicht bedürfen, um das unſrige abzuwaſchen!“ rief er zum Schluſſe aus. Sie ſchwiegen Alle einen Augenblick und ſchienen beſtürzt durch das Bild der Zukunft, das Briſſot heraufbeſchworen hatte. „Meine Freunde,“ nahm Vergniaud das Wort, „wir wollten den Baum pfropfen und haben ſein Lebensmark verletzt; er war zu alt; Robespierre fällt ihn. Wird er glücklicher ſein als wir? Nein. Dieſer Boden iſt zu locker, als daß die bürgerliche Freiheit Wurzeln darin ſchlagen könnte, dieſes Volk iſt zu ſehr Kind, als daß es die Geſetze handhaben könnte, ohne ſich zu verwunden; es wird zu ſeinen Königen zurückkommen, wie das Kind zu ſeinem Spielzeuge zurückkehrt! — Wir haben uns in der Zeit getäuſcht, bei unſerm Aufſtehen und Sterben für die Freiheit der Welt, fuhr er fort; wir glaubten, wir wären in Rom und wir waren in Paris. Aber die Revolutionen ſind wie jene Kriſen, die in einer Nacht die Haare eines Menſchen bleichen: ſie bringen die Völker ſchnell zur Reife. Das Blut unſerer Adern iſt warm genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Nehmen wir nicht die ganze Zukunft mit uns und laſſen wir dem Volke für den Tod, den es uns gibt, die Hoffnung!“

XXII.

Ein langes Schweigen folgte dieſen Worten Vergniaud's und die Unterhaltung wandte ſich mit den Gedanken von der Erde zum Himmel. „Was werden wir morgen um dieſelbe Stunde machen?“ ſagte Ducos, der immer die Form des Scherzes in die ernſteſten Gegenſtände miſchte. Jeder antwortete ſeiner Natur gemäß. „Wir werden ſchlafen nach vollbrachtem Tagewerke,“ ſagten Einige. Der Skepticismus

des Jahrhunderts verderbte ſelbſt die letzten Gedanken und ließ Männer, die für die Unſterblichkeit eines menſchlichen Gedankens zum Tode gingen, nichts hoffen als das Zerfließen ihrer Seele in das Nichts. Die Unſterblichkeit der Seele und die erhabenen Vermuthungen über das künftige Leben, dem ſie ſo nahe ſtanden, füllten, wie es ſich geziemte, die letzten Augenblicke, die ihnen zur Unterhaltung übrig blieben. Die Stimmen wurden leiſer, der Ton feierlicher, das Lachen erloſch. Der Klang der Worte wurde ernſter und dumpfer, wie der Hammerſchlag, der ein Grab unterſucht. Fonfrède, Genſonné, Carra, Fauchet, Briſſot hielten Reden, welche die ganze Göttlichkeit der menſchlichen Vernunft und die völlige Herzensgewißheit über die geheimnißvollen Räthſelfragen der überirdiſchen Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes athmeten.

Vergniaud, der bis dahin ſchwieg, faßte auf das Befragen ſeiner Freunde nach ſeiner Meinung den ganzen Streit noch einmal zuſammen. Niemals, ſagt der Zeuge, dem wir folgen und der ihn oft auf der Rednerbühne bewundert hatte, niemals hatten ſein Ausdruck, ſeine Geberde, ſeine Rede, der aus der Tiefe dringende Klang ſeiner Stimme ſo lebhaft die verborgenſten Herzensſaiten ſeiner Zuhörer angeſchlagen. Er ſchien von der Höhe der Rednerbühne Gottes herabzuſprechen.

Die Worte Vergniaud's ſind verlóren gegangen. Ihr Eindruck allein erhielt ſich in der Seele des Prieſters.

Nachdem er noch einmal alle moraliſchen Beweiſe für das Daſein eines erſten Weſens das er, wie ſeine Zeit, das höchſte Weſen nannte, in ein einziges und feſtes Ganze zuſammengefaßt hatte, nachdem er die Nothwendigkeit einer Vorſehung, der Conſequenz der Erhabenheit dieſes höchſten Weſens über die von ihm ausgegangnen Schöpfungen und die Nothwendigkeit der Gerechtigkeit, der göttlichen Schuld des Schöpfers gegen ſeine Werke gezeigt hatte; nachdem er von Sokrates bis zu Cicero und von Cicero bis zu allen hingeopferten Gerechten den allgemeinen gleichen Glauben der Völker und der Weiſen angeführt hatte, dieſen Beweis über alle Beweiſe, weil in der Natur ein ebenſo unwiderleglicher Inſtinct eines andern Lebens als des gegenwärtigen Lebens liegt, nachdem er die Gewißheit einer Fortdauer unſeres

3*

Seins nach dieſem ſterblichen, durch den Tod nicht zerſtörten, ſondern umgewandelten Sein bis zur Evidenz und bis zur Begeiſterung nachgewieſen hatte, ſagte er in noch beredtern Worten, indem er ſich bis zu dem hohen Schwunge eines politiſchen Propheten erhob und den Gegenſtand auf die Lage ſeiner Mitangeklagten zurückführte, um den letzten Beweis aus ihnen ſelbſt zu nehmen: „Aber ſind wir nicht ſelbſt der beſte Beweis für die Unſterblichkeit? Gerade wir hier? Wir, die wir ruhig, heiter und unerſchüttert neben dem Leichname unſeres Freundes, Angeſichts unſeres eignes Todes, wie eine Verſammlung von Philoſophen über die Helle oder die Nacht ſtreiten, die unmittelbar auf unſern letzten Athemzug folgen wird, und die wir ſterben glücklicher als Danton, der lebt, und als Robespierre, der triumphirt?“

„Woher nun dieſe Ruhe in unſern Reden und dieſe Heiterkeit unſerer Seelen? Entſpringt ſie nicht dem Gefühle in uns, eine große Pflicht gegen die Menſchheit erfüllt zu haben? Nun denn, was iſt denn das Vaterland, was iſt denn die Menſchheit? Iſt es dieſer Klumpen belebten Staubes, der heute ein Menſch iſt und morgen Koth und Blut. Nein, nicht für dieſen lebenden Erdenkloß, für den Geiſt der Menſchheit und des Vaterlandes ſterben wir! Was ſind wir ſelbſt aber denn, wenn nicht ein Theil jenes Geſammtgeiſtes des Menſchengeſchlechtes? Jeder Menſch, aus dem unſere Gattung beſteht, hat alſo auch einen unſterblichen Geiſt, der unvergänglich und Eins iſt mit jenem Geiſte des Vaterlands und des Menſchengeſchlechts, für den es ſo ſchön und ſo ſüß iſt, ſich aufzuopfern, zu dulden und zu ſterben! Das iſt's, warum wir nicht erhabene Betrogene ſind, fuhr er fort, ſondern Weſen, die in Folgerichtigkeit mit ihrem moraliſchen Inſtincte ſtehen und, nachdem ſie hier ihre Pflicht erfüllt, fortleben und in der Unſterblichkeit die Beſtimmung der Menſchheit erdulden oder genießen werden. Sterben wir alſo nicht mit blindem Vertrauen, ſondern mit Sicherheit. Unſer Zeuge in dieſem großen Proceſſe mit dem Tode iſt unſer Gewiſſen! Unſer Richter iſt jenes große Weſen, deſſen Namen die Jahrhunderte ſuchen und deſſen Planen wir dienen wie Werkzeuge, die er bei ſeinem Werke zerbricht, deren Trümmer aber zu ſeinen Füßen niederfallen. Der Tod iſt nur der gewaltigſte Akt des Lebens, denn er

gebiert ein höheres Leben. Wenn dem nicht ſo wäre," fügte er mit mehr Sammlung hinzu, „ſo würde es etwas noch Größeres geben als Gott. Dies würde der gerechte Menſch ſein, der ſich ſo wie wir ohne Lohn und ohne Zukunft für das Vaterland opfert. Dieſe Annahme iſt eine Albernheit oder eine Blasphemie. Ich ſtoße ſie mit Verachtung und Abſcheu von mir! ... Nein, Vergniaud iſt nicht größer als Gott, ſondern Gott iſt gerechter als Vergniaud und wird ihn morgen nur auf das Schaffot führen, um ihn in der Zukunft zu rechtfertigen und zu rächen."

So waren ungefähr ſeine Worte, deren Sinn blos im Allgemeinen aufbewahrt wurde. „Das iſt gut geſagt," rief Laſource, „aber ich habe in meinem Herzen einen gewiſſeren Beweis, als die Beredtſamkeit des ſterbenden Genies, das iſt das Wort eines Gottes, der für die Menſchen geſtorben." „Weg damit!" ſagte ironiſch lächelnd einer der jüngern Genoſſen. „Keine Träume vor dem Schlafe, Laſource! Bewahren wir unſern geſunden Menſchenverſtand bis morgen. Die Vernunft denkt, die Religionen träumen. Ich glaube nur den Gründen der Vernunft." — „Und ich," ſagte Sillery, „ich glaube beiden. Chriſtus, der auf einem Schaffote ſtarb, wie wir, iſt uns nur ein göttlicher Zeuge der menſchlichen Vernunft. Nein, ſeine Religion, die wir allzu ſehr in Eins zuſammengeworfen haben mit der Tyrannei, iſt nicht Unterdrückung, ſondern Befreiung. Chriſtus war der Girondiſt der Unſterblichkeit!"

Fauchet hielt eine gefühlvolle Rede über die Paſſion, in der er ihre Hinrichtung mit der auf Golgatha verglich. Er rührte ſie und Mehrere weinten.

Vergniaud faßte zuletzt alle dieſe Meinungen in einige Worte zuſammen, die uns aufbewahrt wurden, ſowie ſie von ſeinen Lippen kamen. „Glauben wir, was wir wollen," ſagte er, „aber ſterben wir mit der Gewißheit unſeres Lebens und des Preiſes unſeres Todes. Bringen wir ein Jeder der Freiheit zum Opfer, was wir haben, der Eine ſeinen Zweifel, der Andere ſeinen Glauben, Alle aber unſer Blut! Wenn der Menſch ſich ſelbſt Gott zum Opfer gebracht hat, was ſoll er mehr?"...

XXIII.

Der Tag, der durch das Fenſter in den großen Kerker herabſtieg, begann die Lichter erbleichen zu laſſen. „Legen wir uns zur Ruhe," ſagte Ducos, „das Leben iſt eine ſo geringfügige Sache, daß es die Stunde Schlaf nicht werth iſt, die wir verlieren, um es zu beklagen." — „Bleiben wir wach," ſagte Laſource zu Sillery und Fauchet, „die Ewigkeit iſt ſo gewiß und ſo furchtbar, daß tauſend Leben nicht zureichen würden, um ſich darauf vorzubereiten." Sie ſtanden mit dieſen Worten vom Tiſche auf, vertheilten ſich in ihre Zimmer und warfen ſich faſt alle auf ihre Matratzen.

Dreizehn blieben in dem großen Kerker. Die Einen ſprachen mit leiſer Stimme, die Andern ſuchten ihr Schluchzen zu erſticken, Einige ſchliefen. Um acht Uhr ließ man ſie ſich gruppenweiſe in dem Gange zerſtreuen. Der Abbé Lambert, dieſer fromme Freund Briſſot's, der die Nacht an der Thüre ihres Kerkers zugebracht hatte, befand ſich noch daſelbſt und erwartete die Erlaubniß, zu ihnen zu dürfen. Briſſot ſtürzte, als er ihn bemerkte, auf ihn zu und preßte ihn krampfhaft in ſeine Arme. Der Prieſter bot ihm ſchüchtern den Beiſtand ſeiner Religion an, um ihm den Tod zu verſüßen und zu heiligen. Briſſot wies ihn mit dankbarer Erkenntlichkeit, aber mit Feſtigkeit zurück. „Kennſt Du etwas Heiligeres, als den Tod eines redlichen Mannes, der ſtirbt, weil er das Blut von Seinesgleichen Böſewichtern verweigert hat?" ſagte er zum Abbé Lambert. Der Prieſter drang nicht weiter in ihn.

Laſource, der Zeuge dieſer Unterredung war, trat zu Briſſot. „Glaubſt Du," fragte er ihn, „an die Unſterblichkeit Deiner Seele und an die Vorſehung Gottes?" — „Ja," antwortete Briſſot, „ich glaube daran, und weil ich daran glaube, werde ich ſterben." — „Nun denn," erwiderte Laſource, „von da iſt nur ein Schritt zur Religion. Ich, der Diener eines andern Cultus, als der Deinige, habe niemals die Diener Deiner Religion ſo ſehr bewundert, als in dieſen Kerkern, in die ſie die Verzeihung, die Hoffnung und Gott ſelbſt den Verurtheilten bringen. An Deiner Stelle würde ich beichten." Briſſot zog ſich zurück, ohne zu antworten. Er ging und unterhielt ſich mit Vergniaud,

Genſonné und den jungen Leuten. Die Mehrzahl von dieſen wies die Hülfleiſtungen der Religion zurück. Die Einen ſaßen auf der ſteinernen Bruſtwehr des Hofes, Andere gingen mit verſchlungenen Armen hin und her, Einige knieten zu den Füßen des Prieſters und empfingen ſeinen Segen nach einem kurzen Bekenntniſſe ihrer Sünden. Alle erwarteten mit Heiterkeit das Zeichen zur Abfahrt; ihre Gruppen erinnerten an einen Halt vor dem Gefechte.

Der Abbé Emery, obgleich ein unvereidigter Prieſter, hatte ſich die Erlaubniß ausgewirkt, mit Fauchet durch das Gitter, welches den Hof vom Corridor trennte, ſprechen zu dürfen. Er hörte die Beichte des Biſchofs von Calvados und ertheilte ihm abſeits die Abſolution. Abſolvirt und bußfertig hörte nun Fauchet die Beichte Sillery's und ertheilte ſeinem Freunde die göttliche Verzeihung, die er ſoeben empfangen hatte.

Um zehn Uhr traten die Scharfrichter ein, um die Köpfe der Verurtheilten für das Beil herzurichten und ihnen die Hände zu binden. Alle kamen von ſelbſt herzu, um ihr Haupt unter die Scheere zu beugen und ihre Arme den Stricken entgegenzuhalten. Genſonné hob eine Locke ſeiner ſchwarzen Haare auf und gab ſie dem Abbé Lambert, indem er den Prieſter bat, dieſe Haare ſeiner Frau zuzuſtellen, deren Zufluchtsſtätte er ihm angab: „Sage ihr, daß dies Alles ſei, was ich ihr von mir ſenden könnte, aber daß ich ſterbe mit dem alleinigen Gedanken an ſie.“ Vergniaud zog ſeine Uhr hervor, ſchrieb mit der Spitze einer Nadel einige Anfangsbuchſtaben und den Datum des 30. Octobers in das Innere des goldenen Gehäuſes und ließ dann die Uhr in die Hand eines der Umſtehenden gleiten, damit man ſie einem jungen Mädchen zuſtelle, das er wie ein Bruder liebte und das er, wie man ſagte, ſpäter hatte heirathen wollen. Alle hatten einen Namen, eine Freundſchaft, eine Liebe, eine Klage, die ſie ſich während dieſer Zurüſtungen entſchlüpfen ließen und faſt Alle hatten einige Reliquien von ſich ſelbſt Denen zu ſenden, die ſie auf dieſer Erde zurückließen. Die Hoffnung auf ein Andenken hienieden iſt das letzte Band, welches den Sterbenden beim Abſchiede von dieſem Leben zurückhält. Dieſe geheimnißvollen Vermächtniſſe wurden vollzogen.

XXIV.

Nachdem alle Haare auf die Steinplatten des Gefängniſſes gefallen waren, ſammelten die Scharfrichter und die Gendarmen die Verurtheilten und ließen ſie in einer Colonne nach dem Hofe des Juſtizpalaſtes gehen. Fünf Karren erwarteten hier ihre Laſt. Eine unermeßliche Menſchenmenge umgab ſie. Bei dem erſten Schritte aus der Conciergerie ſtimmten die Girondiſten wie mit einer Stimme und als Todtenmarſch die erſte Strophe der Marſeillaiſe an, indem ſie einen bezeichnenden Nachdruck auf die doppelſinnigen Verſe legten:

Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.

Von dieſem Augenblicke an hörten ſie auf, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, um blos an das Beiſpiel eines republikaniſchen Todes zu denken, das ſie dem Volke hinterlaſſen wollten. Ihre Stimmen fielen nur einen Augenblick am Ende einer jeden Strophe, um ſich um ſo energiſcher und ſchallender bei dem erſten Verſe der nächſten Strophe zu erheben. Ihr Todesgang und ihr Todeskampf war nur ein Geſang. Sie waren vier auf jedem Karren. Ein einziger führte fünf. Der Leichnam Valazé's lag auf der letzten Bank. Sein unbedeckter Kopf, der durch die Stöße des Pflaſters umhergerüttelt wurde, fiel hin und her vor den Augen und auf den Knieen ſeiner Freunde, die gezwungen waren die Augen zu ſchließen, um dieſes fahle Geſicht nicht zu ſehen. Sie ſangen indeſſen ebenſo wie die Andern. Am Fuße des Schaffots umarmten ſie ſich Alle zum Zeichen der Gemeinſchaft in der Freiheit, im Leben und im Tode. Dann ſtimmten ſie den Todesſang wieder an, um ſich gegenſeitig zur Hinrichtung zu ermuthigen — und bis zum letzten Augenblicke dem, den man hinrichtete, die Stimme ſeiner Todesgefährten hören zu laſſen. Alle ſtarben ohne Schwäche, Sillery mit Ironie. — Als er die Plateform des Schaffots erſtiegen hatte, ging er um daſſelbe herum, rechts und links das Volk grüßend, wie um ihm für den Ruhm des Schaffots zu danken. Der Geſang wurde bei jedem Beilſchlage um eine Stimme ſchwächer. Die Reihen am Fuße des Schaffots

lichteten ſich. Eine einzige Stimme ſang noch die Marſeillaiſe. Es war die Vergniaud's, der zuletzt hingerichtet wurde. Dieſe Todesklänge waren ſeine letzten Worte. Wie ſeine Genoſſen ſtarb er nicht: er löſte ſich auf in Enthuſiasmus und ſein mit unſterblichen Reden begonnenes Leben endete mit einer Hymne auf die Ewigkeit der Revolution. Derſelbe Karren führte ihre enthaupteten Leichname weg, dieſelbe Grube öffnete ſich für ſie neben der Ludwigs XVI.

Einige Jahre nachher, als man die Archive des Kirchſpiels der Madeleine durchſuchte, um darin die Spuren der Begräbniſſe der Zeit zu finden, laſen die Neugierigen auf einem Bogen Stempelpapier, der Rechnung des Todtengräbers dieſes Kirchhofs, die unterzeichnet war vom Präſidenten, der zur Auszahlung derſelben durch den Nationalſchatz ermächtigt, folgende einfachen Worte: Für zweiundzwanzig Deputirte der Gironde: die Särge, 147 Francs; Beerdigungskoſten 63 Francs; zuſammen 210.

Das war der Preis der Schaufeln voll Erde, welche die ganze Partei der Gründer der Republik bedeckten. Aeſchylus und Shakſpeare erfanden nie einen bittreren Hohn des Schickſals, als dieſe Rechnung des Todtengräbers, der ſeinen Lohn dafür fordert und erhält, nach und nach die ganze Monarchie und die ganze Republik einer großen Nation eingeſcharrt zu haben.

XXV.

So war die letzte Stunde dieſer Männer. Sie hatten während ihres kurzen Lebens alle Illuſionen der Hoffnung, ſie hatten in ihrem Tode das größte Glück, das Gott den Menſchen vorbehalten, das Märtyrerthum, das ſeiner ſelbſt genießt und bis zur Opferheiligkeit den Menſchen erhebt, der für ſeine Ueberzeugung und ſein Vaterland ſtirbt. Sie richten, wäre überflüſſig. Ihr Leben und ihr Tod richtet ſie. Sie begingen ein dreifaches Unrecht. Das erſte, daß ſie nicht die Kühnheit ihrer Meinung hatten, indem ſie zauderten, die Republik zu proclamiren vor dem 10. Auguſt, bei der Eröffnung der geſetzgebenden Verſammlung. Das zweite, daß ſie gegen die Conſtitution von 1791 conſpirirten, die ſie gemacht und beſchworen hatten, daß ſie auf dieſe

Weiſe die Volksſouverainetät wie eine Faction zu handeln nöthigten, ihre Hand zur Hinrichtung des Königs liehen und die Revolution zwangen, grauſame Mittel anzuwenden. Das dritte, daß ſie unter der Herrſchaft des Convents regieren wollten, als man kämpfen mußte.

Sie hatten drei Tugenden, die viele Fehler aufwiegen in den Augen der Nachwelt. Sie beteten die Freiheit an. Sie gründeten die Republik, dieſe frühreife Wahrheit der künftigen Regierungen. Endlich ſtarben ſie, weil ſie dem Volk Blut verweigerten. Ihre Zeit hat ſie zum Tode verurtheilt. Die Nachwelt hat ihnen Ruhm und Verzeihung zugeſprochen. Sie ſind geſtorben, weil ſie der Freiheit nicht geſtatten wollten, ſich zu beflecken und man wird auf ihre Gedächtnißtafel jene Inſchrift graben, welche Vergniaud, ihre Stimme, mit ſeiner Hand auf die Mauer ſeines Gefängniſſes geſchrieben hatte: Lieber ſterben als übelthun! Potius mori quam foedari.

Kaum waren ihre Köpfe zu den Füßen des Volkes niedergerollt, als ſich ein düſterer, blutiger, unheimlicher Schein an der Stelle des Glanzes ihrer Partei über den Convent und über Frankreich verbreitete; Jugend, Schönheit, Illuſionen, Genie, antike Beredtſamkeit — Alles ſchien mit ihnen aus dem Vaterlande zu verſchwinden. Paris konnte ſich ſagen, was ſich einſt Lacedämon ſagte nach der Niedermetzlung ſeiner Söhne auf dem Schlachtfelde: „Das Vaterland hat ſeine Blüte, die Freiheit ihren Nimbus, die Revolution ihren Frühling verloren.“

Während die zweiundzwanzig Girondiſten ſo zu Paris endeten, irrten Péthion, Buzot, Barbaroux, Guadet, wie wilde Thiere gehetzt, in den Wäldern und den Höhlen der Gironde umher, erwartete Madame Roland ihre letzte Stunde in einer Gefängnißzelle der Abtei, trieb ſich Dumouriez unruhig in der Verbannung hin und her, um ſeinen Gewiſſensbiſſen zu entgehen, und büßte La Fayette, wenigſtens der Freiheit treu, in den unterirdiſchen Gefängniſſen der Feſtung Ollmütz das Verbrechen, ihr Apoſtel und noch in den Ketten ihr Bekenner geweſen zu ſein.

Digitized by Google

Achtundvierzigstes Buch.

I.

Nachdem der Convent den Verdacht des Verrathes in der Perſon Cuſtine's, den Royalismus in der Perſon der Königin, den Föderalismus in den Girondiſten getroffen hatte, wollte er durch den Fall eines andern Hauptes dem möglichen Eintreten einer neuen Dynaſtie vorbeugen und die Republik mit den Leichen aller ihrer ehemaligen, gegenwärtigen und künftigen Feinde umgeben. Er dachte an den Herzog von Orleans, der ſo lange Mitſchuldiger, jetzt ein Opfer war.

Wir haben dieſen Fürſten in dem Fort Saint-Jean zu Marſeille gelaſſen, wo er mit zwei von ſeinen Söhnen eingeſchloſſen war und in den Kerkern dieſes Staatsgefängniſſes alles Peinliche erlitt, was die Gefangenſchaft mit ſich bringt. Als er zum erſten Male am 7. Mai von dem Präſidenten des Revolutionstribunals des Departements der Rhonemündungen über ſeine Beziehungen zu Mirabeau, zu La Fayette, zu Dumouriez und über die Anſchläge, die er gemacht, um den Thron wieder aufzurichten und ſich deſſelben zu bemächtigen, verhört wurde, brachte er ſeine Ankläger außer Faſſung. Seine Antworten waren die eines aufrichtigen Republikaners, der ſeinen Ehrgeiz ſeinen Meinungen, ſeinen Rang ſeiner Pflicht und ſein Blut ſeinem

Google

Vaterlande opfert. Er zählte ſeine Handlungen auf und zeigte die Bürgſchaften, die er gegeben. Dieſe Bürgſchaften waren eben ſo ſchlagend, als ſchrecklich. Das Verhör wurde, jedoch mit Entſtellungen, veröffentlicht und gab den Journalen von Paris zu einem gefährlichen Streite Gelegenheit, wobei der Fürſt, wenn er auch gerechtfertigt wurde, nur immer mehr die Aufmerkſamkeit der Jacobiner auf ſich zog. Die Girondiſten, ſeine Feinde, verwickelten ihn mit in ihren Fall.

Seit einigen Wochen ſchien die Strenge ſeiner Haft ſich vermindert zu haben. Es war ihm geſtattet, ſeine Söhne, den Herzog von Montpenſier und den Herzog von Beaujolais, zu ſehen und mit ihnen gemeinſchaftlich das Mahl einzunehmen; die jungen Prinzen, die, faſt noch Kinder, ihres Alters wegen unſchuldig und nur ihres Namens wegen ſchuldig waren, befanden ſich mit ihrem Vater in dem nämlichen Fort, aber in verſchiednen Abtheilungen eingeſchloſſen. Man ließ einige Zeitungen und einige Briefe zu ihnen hineingelangen. Die Hoffnung war wieder in des Herzogs Seele erwacht. Als er anfänglich Marat, dann Buzot, Barbaroux, Péthion, ſeine erbittertſten Ankläger, untergehn ſah, hatte er geglaubt, der Berg würde gerechter gegen ihn ſein und ihn bald wieder in ſeine Mitte zurückberufen. Seine Handlungen und ſeine Geſinnungen als Anhänger des Berges waren von jedem Vorwurfe frei und er konnte nicht glauben, daß die aufrichtigen Republikaner in ihm den erſten und uneigennützigſten Republikaner opfern wollten. Das Uebermaß des Undanks des Volks iſt es immer, was populäre Männer mit Gefahr bedroht und in Staunen verſetzt. Sie denken an die Dienſte, die ſie geleiſtet, und ihre Dienſte werden mit dem Wechſel der Begebenheiten und bei dem natürlichen Wankelmuthe der öffentlichen Meinung zu Verbrechen.

II.

Am 15. October verkündigten die pariſer Journale zu Marſeille, der Convent habe decretirt, es ſolle nächſtens über den Herzog von Orleans Gericht gehalten werden. Der Herzog war mit ſeinen Söhnen bei Tiſch. „Deſto beſſer,“ ſagte er zu ihnen, „dies muß für mich auf dieſe

oder jene Weiſe bald ein Ende nehmen; umarmt mich, meine Kinder! Heute iſt ein ſchöner Tag meines Lebens. Und weſſen," fuhr er fort, „können ſie mich anklagen?" Er nahm das Journal und las das Anklagedecret. „Dieſes Decret gründet ſich auf nichts," rief er aus; „es iſt von großen Böſewichten gefordert worden; aber was macht es aus; ſie mögen thun was ſie wollen, ich fordere ſie auf, etwas gegen mich vorzubringen. Kommt, meine Freunde," fuhr er fort, als er die unruhigen und betrübten Geſichter ſeiner Söhne ſah, „macht euch keine Sorge über das, was ich als eine gute Nachricht anſehe, und laßt uns wieder ſpielen."

Zwei Tage ſpäter kamen Commiſſäre aus Paris an. Dieſe Commiſſäre wünſchten dem Herzoge zu ſeinem baldigen Proceß, wie zu einer Rechtfertigung und einer gewiſſen Befreiung, Glück. Die Sprache und die Mienen des Vaters und der Kinder trugen den Ausdruck einer freudigen Zuverſicht. Aber am 23. October um fünf Uhr Morgens trat der Herzog in Reiſekleidern und von Commiſſären und Gendarmen begleitet, in das Zimmer des Herzogs von Montpenſier, des älteſten ſeiner Söhne, umarmte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, dem letzten und unauslöſchlichſten aller Gefühle, und ſagte, indem er ſein Geſicht mit Thränen benetzte: „Ich komme, um dir Lebewohl zu ſagen, denn ich werde wegreiſen." Der Knabe antwortete nur durch Schluchzen. „Ich wollte," fuhr der Vater fort, „weggehn, ohne Abſchied von dir zu nehmen, denn es iſt immer ein ſchwerer Augenblick. Aber ich habe dem Verlangen nicht widerſtehen können, dich vor meiner Abreiſe noch einmal zu ſehen. Lebe wohl, mein Kind, tröſte dich, tröſte deinen Bruder und denkt alle beide an das Glück, das wir bald empfinden werden, wenn wir uns wiederſehn." Mit dieſen Worten riß er ſich aus den Armen ſeines Sohnes. Die beiden Brüder brachten den Tag damit zu, ſich gegenſeitig bei dem Schmerze über eine Trennung, welche ſie als Waiſen den Händen grauſamer Kerkermeiſter überließ, zu tröſten und zu ſtärken. Sie verehrten den Herzog von Orleans als einen zärtlichen und guten Vater. Sie fällten kein Urtheil über ihn als Fürſten. Sie unterſuchten nicht, was er als Menſch war. Die Natur legte ihnen übrigens

auf, ihren Vater zu lieben und zu beklagen, nicht, ihn zu richten.

III.

Unterdeſſen fuhr der Herzog, von einem einzigen ergebnen Kammerdiener, Namens Gamache, von den Commiſſären des Convents und von einer ſtarken Gendarmerieabtheilung begleitet auf der Straße nach Paris fort. Er reiſte langſam und brachte die Nacht in den Gaſthäuſern der großen Städte zu. Zu Auxerre ſtieg er aus dem Wagen, um zu Mittag zu eſſen. Während des Eſſens ſchrieb einer von den Commiſſären ein Billet an den Sicherheitsausſchuß, um der Regierung die Stunde, um welche der Fürſt in Paris ankommen würde, anzuzeigen und anzufragen, in welches Gefängniß der Gefangne gebracht werden ſollte.

An der Barrière von Paris ließ ein dort bereit ſtehender Mann den Wagen halten, ſtieg ein und gab den Poſtillonen die Weiſung, nach der Conciergerie zu fahren. Der Herzog ſtieg im Hofe des Juſtizpalaſtes ab, der voll Neugieriger ſtand, welche auf das Gerücht ſeiner Ankunft herbeigeeilt waren. Es wurde ihm ein Zimmer neben dem angewieſen, in welchem Marie Antoinette die letzten Stunden vor ihrem Tode zugebracht hatte. Man ließ ihm ſeinen treuen Diener. Als die Commiſſäre weggegangen waren, ſagte der Herzog zu Gamache: „Nun, Sie haben ſich mit mir ſelbſt im Kerker einſchließen wollen. Ich danke Ihnen, Gamache! Wir müſſen hoffen, daß wir nicht immer im Gefängniß bleiben werden.“ Er wollte an ſeine Kinder ſchreiben, allein er befürchtete, daß ſeine Briefe erbrochen und unterſchlagen werden möchten. Die Namen ſeiner Söhne und ſeiner Tochter waren beſtändig auf ſeinen Lippen.

Voidel, ſein Vertheidiger, verkehrte ungehindert mit ihm, verwandte ſich für ihn bei den Mitgliedern des Sicherheitsausſchuſſes und gab wiederholt dem Angeklagten die Verſicherung, daß er freigeſprochen werden würde.

Die vier Tage vor ſeinem Proceſſe brachte der Herzog mit Illuſionen über ſein Schickſal oder in Gleichgültigkeit dagegen zu, wie Jemand, dem das Leben eine Laſt iſt und dem der Tod Ruhe bringt. Am 6. November erſchien er

vor dem Tribunal. Die Anklage war eben ſo unbeſtimmt und ſo chimäriſch wie die gegen die Girondiſten. Die kurzen und peremptoriſchen Antworten des Angeklagten ließen keinen Vorwand zur Verurtheilung. Sein ganzes Leben war eine noch beſſere Entgegnung als ſeine Worte. Er hatte der Republik Alles, ſelbſt die Ruhe ſeines Gewiſſens geopfert. Als er von Hermann befragt wurde, ob er nicht für den Tod des Tyrannen mit der ehrgeizigen Abſicht, ihm nachzufolgen, geſtimmt habe, antwortete er: „Nein, ich habe es mit vollſter Ueberzeugung meinem Gewiſſen nach gethan." Er hörte ſeine Verurtheilung an, wie er die eines andern angehört haben würde. Er ſagte nur zu ſeinen Richtern mit einem leichten Anfluge von Ironie: „Wenn Sie einmal meinen Untergang beſchloſſen hatten, ſo hätten Sie wenigſtens beſſere Vorwände für meine Verurtheilung aufſuchen ſollen, denn Sie werden Niemanden, wer es auch ſei, jemals einreden, daß Sie mich des Verrathes für ſchuldig halten, deſſen Sie mich für überwieſen erklären." Hierauf ſah er ſtarr den ehemaligen Marquis von Antonelle an, der früher der Vertraute ſeiner revolutionairen Handlungen geweſen war und jetzt der Präſident der Geſchwornen war, die ihn zum Tode verurtheilten, und ſagte zu ihm im Tone des Vorwurfs: „Und Sie vor Allen, Sie, der Sie mich ſo gut kennen!" Antonelle ſchlug die Augen nieder. „Uebrigens," fuhr der Herzog mit dem Ausdrucke muthiger Ungeduld fort, „weil mein Schickſal entſchieden iſt, erſuche ich Sie mich nicht bis morgen hier ſchmachten zu laſſen (er wies hierbei mit der Hand auf die Thüre der Conciergerie) und zu befehlen, daß ich auf der Stelle zum Tode geführt werde." Er ſchlug hierauf mit feſtem Schritte wieder den Weg zum Kerker ein.

IV.

Zwei Prieſter, der Abbé Lambert und der Abbé Lothringer, die nämlichen, welche den Girondiſten während ihrer letzten Nacht zugeſprochen, erwarteten in dem großen Kerker, neben dem Feuer ſtehend, indem ſie ſich mit den Gendarmen und den Schließern unterhielten, die Stunde, um welche die Angeklagten wieder vom Tribunal herabſtie-

gen. Sie ſahen den Herzog nicht mit der äußeren Ruhe, welche jeder Mann, der Kaltblütigkeit beſitzt, in ſeiner Haltung den Blicken ſeiner Feinde darbietet, eintreten, ſondern mit der Verwirrung eines Mannes, der über die Ungerechtigkeit der Menſchen entrüſtet iſt und hinter den Kerkermauern ſich ſelbſt und Gott gegenüber ſeinen Gefühlen Luft macht; er ging mit ſchnellen Schritten umher, ſeine Geberden waren unruhig und ungeſtüm, ſein Geſicht war vom Zorn geröthet. Unwillkürliche abgebrochne Ausrufe kamen über ſeine Lippen; er hob die Augen gen Himmel und ging mit großen Schritten im Kerker hin und her. „Die Böſewichte!“ rief er aus, indem er zuweilen ſtill ſtand, als ob ihm plötzlich ein Gedanke einkäme, oder als ob er eine Erſcheinung ſähe. „Die Böſewichte! Ich habe ihnen Alles geopfert, Rang, Vermögen, Ehrgeiz, Ehre, den Ruf meines Hauſes vor der Nachwelt, ſelbſt die Stimme der Natur und des Gewiſſens, um ihre Feinde zu verdammen!... und das iſt der Lohn, den ſie mir bewahrt haben!... Ach, wenn ich, wie ſie ſagen, aus Ehrgeiz gehandelt hätte, wie würde ich dann jetzt unglücklich ſein! Aber mein Ehrgeiz ging weiter als auf einen Thron, er hatte die Freiheit meines Landes und das Glück meiner Mitmenſchen zum Ziel!... Nun denn, es lebe die Republik!... Dieſer Ruf wird aus meinem Kerker dringen, wie er aus meinem Palaſte gedrungen iſt!“ Hierauf wurde er gerührt, wenn er an ſeine gefangenen oder geächteten Kinder dachte. Er rief ſie, als ob er allein geweſen wäre. Er ſprach laut, ſtampfte mit den Füßen auf die Steinplatten des Fußbodens und ſchlug mit den Händen gegen die Mauern des Kerkers.

V.

Die Gendarmen und die Schließer ſtanden unbeweglich und ſchweigend bei Seite und ließen dieſe ungeſtüme Aeußerung der Gemüthsbewegung des Verurtheilten vorübergehen, ohne ſie zu ſtören. Als der Herzog wieder ruhiger geworden war, näherte er ſich dem Ofen. Der elſäſſiſche Prieſter Lothringer, der linkiſch und zudringlich ſich auf verkehrte Weiſe betrug, näherte ſich dem Herzog und ſagte zu ihm ohne Weiteres: „Kommen Sie, mein Herr! Sie

haben genug geklagt, jetzt müſſen Sie beichten!" — „Laſſen Sie mich in Ruhe, Dummkopf!" antwortete der Herzog von Orleans mit einem kräftigen Fluche und einer Geberde der Ungeduld. „Sie wollen alſo ſterben, wie Sie gelebt haben?" nahm der hartnäckige Prieſter wieder das Wort. „Ja wohl!" ſagten die Gendarmen mit dem Tone grauſamen Spottes, „er hat ſchön gelebt! Laß ihn ſterben, wie er gelebt hat!"

Der Abbé Lambert, ein Mann von zartem und feinem Gefühle, wurde in ſeinem Innern durch die Plumpheit ſeines Amtsbruders, durch die Rohheit der Soldaten und die Demüthigung des Verurtheilten ſchmerzlich berührt. Er näherte ſich ehrerbietig und mit dem Ausdrucke des Mitleidens dem Herzoge und ſagte zu ihm: „Egalité, ich komme zu Dir, um Dir die Sakramente oder wenigſtens die Tröſtungen eines Dieners des Himmels anzubieten. Willſt Du ſie von einem Manne empfangen, der Dir Gerechtigkeit widerfahren läßt und aufrichtiges Mitleiden mit Dir empfindet? — Wer biſt Du?" antwortete ihm der Herzog von Orleans, indem ſein Geſicht einen mildern Ausdruck annahm. „Ich bin," erwiderte der Prieſter, der Generalvicar des Biſchofs von Paris. „Wenn Du nicht wünſcheſt, daß ich mein Amt als Prieſter bei Dir verwalte, kann ich Dir dann wenigſtens als Menſch irgend einen Dienſt bei Deiner Frau oder Deinen Kindern erweiſen?" — „Nein," antwortete der Herzog von Orleans, „ich danke Dir. Ich will, daß kein andres Auge, als das meinige in mein Gewiſſen blicken ſoll und ich habe nur mich allein nöthig, um als guter Bürger zu ſterben." Er ließ ſich das Frühſtück bringen, aß und trank mit Appetit, jedoch ohne ſich zu berauſchen. Als ein Mitglied des Tribunals zu ihm gekommen war, um ihn zu fragen, ob er im Intereſſe der Republik Entdeckungen zu machen habe, antwortete er: „Wenn ich um Etwas gegen die Sicherheit der Republik Gerichtetes gewußt hätte, würde ich nicht bis dieſe Stunde gewartet haben, um es zu entdecken. Im Uebrigen hege ich keinen Groll gegen das Tribunal, ſelbſt nicht gegen den Convent und die Patrioten: ſie ſind es nicht, die meinen Tod wollen, er kommt von höher herab...." und er ſchwieg.

VI.

Um drei Uhr wurde er zum Schaffot abgeholt. Die Gefangenen in der Conciergerie, faſt alle der Rolle und dem Namen des Herzogs von Orleans Feinde, drängten ſich haufenweiſe in den Gefängnißhöfen, in den Corridors, an den Einlaßpforten, um ihn vorbeikommen zu ſehen. Sechs Gendarmen mit bloßen Säbeln in der Hand geleiteten ihn. Sein Gang, ſeine Haltung, ſeine frei erhobne Stirn, ſein feſter Schritt auf den ſteinernen Platten ließen ihn eher wie einen Soldaten erſcheinen, der ins Feuer marſchirt, als wie einen Verurtheilten, der zum Schaffot geführt wird. Der Abbé Lothringer ſtieg mit ihm und drei andern Verurtheilten auf den Karren. Escadrons der berittnen Gendarmen bildeten das Geleite. Der Karren fuhr langſam vorwärts. Alle Blicke ſuchten den Herzog, die einen als ein Opfer der Rache, die andern als ein Opfer der Sühnung. Nie zeigte er ſo, wie an dieſem letzten Tage den edeln Anſtand und die Würde ſeines Ranges. Im Bewußtſein, als Bürger zu ſterben, war er wieder Fürſt geworden. Stolz trug er ſein Haupt und ließ mit vollkommner Freiheit des Geiſtes ſeine Blicke gleichgültig auf der Menge umherſchweifen. Er wandte ſein Ohr von den Ermahnungen des Prieſters ab, der nicht aufhörte, ihn damit zu beläſtigen. Ein Hinderniß auf der Straße, oder überlegte Grauſamkeit ließ den Karren einen Augenblick auf dem Platze des Palais Royal vor dem Hofe ſeiner Wohnung anhalten. „Warum hält man denn hier ſtill," fragte er. — „Dies geſchieht, damit Du Deinen Palaſt betrachten ſollſt," erwiderte ihm der Prieſter. „Du ſiehſt, der Weg wird kürzer, das Ziel naht ſich, denke an Dein Gewiſſen und beichte." Der Herzog antwortete nicht, ſondern betrachtete lange die Fenſter dieſer Wohnung, wo er alle Keime der Revolution gehegt, alle Ausſchweifungen ſeiner Jugend genoſſen und alle zarten Familienverhältniſſe gepflegt hatte. Die Inſchrift: Eigenthum der Nation, welche über der Thüre des Palais Royal an die Stelle ſeines Wappens getreten war, ließ ihn begreifen, daß die Republik ſchon vor ſeinem Tode ſeinen Nachlaß getheilt und daß dieſes Gebäude und dieſe

Gärten ſelbſt nicht einmal von ſeinen Kindern bewohnt werden würden. Dieſes Anzeichen der Dürftigkeit und der Aechtung ſeines Stammes traf ihn mehr, als das Beil des Henkers. Sein Kopf ſenkte ſich auf ſeine Bruſt, als ob er ſchon abgeſchlagen worden wäre, und er blickte nach einer andern Seite.

So blieb er niedergeſchlagen und ſtumm, bis er durch die Rue Royale an den Revolutionsplatz gelangte. Bei dem Anblick der Menge, welche den Platz bedeckte, und bei dem Wirbeln der Trommeln, welches bei ſeiner Annäherung ſich hören ließ, erhob er das Haupt, aus Furcht, daß ſeine Traurigkeit für Schwäche gehalten werden möchte. Der Prieſter fuhr fort, noch ſtärker in ihn zu dringen, den Beiſtand ſeines Amtes anzunehmen. „Beuge Dich vor Gott und bekenne Deine Sünden.“ — „Wie! kann ich es denn unter dieſer Menge und bei dieſem Lärme? Iſt hier der Ort zu Reue oder zu Muth?“ antwortete der Herzog. „Nun denn,“ ſagte der Prieſter, „beichte mir diejenige Deiner Sünden, die am meiſten auf Deinem Leben laſtet. Gott wird Dir Deinen guten Vorſatz und die Unmöglichkeit, mehr zu thun, anrechnen und ich werde Dir in ſeinem Namen verzeihen.“

Mochte der Herzog durch das Drängen des Prieſters ermüdet ſein, mochte ihn das Schaffot, dem ihn jeder Umſchwung des Rades näher brachte, plötzlich noch auf andre Gedanken bringen, er beugte ſich vor dem Diener Gottes und flüſterte einige Worte, die ſich im Lärme, den die Menge machte, und im Geheimniſſe des Sacraments verloren. Er empfing in ehrerbietiger, andächtiger Haltung, einige Schritte vom Blutgerüſte, auf welchem Ludwig XVI. ſeinen Feinden vergeben hatte, die Verzeihung des Himmels. Der Anzug des Herzogs war elegant und zeigte die Nachahmung ausländiſcher Kleidung; worin der Fürſt ſich ſeit ſeiner Jugend gefallen hatte. Als er vom Karren herabgeſtiegen und auf dem Breterboden der Guillotine angelangt war, wollten die Henkersknechte ihm ſeine enganſchließenden Stiefeln ausziehn. „Nein, nein,“ ſagte er ihnen kaltblütig, „ihr könnt ſie ſpäter weit leichter ausziehn; macht ſchnell, macht ſchnell!“ Ohne zu erbleichen, ſah er die Schneide des Beils an. Er ſtarb mit einer Ruhe, die

einem ahnenden Blicke in die Zukunft glich. War es Stoicismus des Charakters? oder Ueberzeugung des Republikaners? oder der verborgne Gedanke eines Vaters, der ehrgeizig für ſeine Söhne beſorgt iſt, und der vorausſieht, daß eine wankelmüthige Nation ihm für einige Tropfen Blutes einen Thron geben wird?

VII.

Alles an dieſem Fürſten iſt unerklärlich geblieben. Sein Andenken ſelbſt iſt ein Problem geblieben, welches den Geſchichtſchreiber befürchten läßt, bei ſeiner Beurtheilung entweder nicht gerecht oder nicht ſtreng genug zu ſein. Die Zeit, in der wir ſelbſt ſchreiben, iſt nicht günſtig, um ein Urtheil zu fällen. Sein Sohn herrſcht über Frankreich. Nachſicht gegen das Andenken des Vaters könnte einer Schmeichelei gegen den Erfolg, Strenge dem Grolle einer Theorie gleichen. So führt die Furcht, ſervil geſinnt, und die Furcht, feindlich geſinnt zu erſcheinen, die Gefahr herbei, den Geſchichtſchreiber, der allein nur an dieſen Tag denken würde, ungerecht zu machen. Aber die Gerechtigkeit, welche man dem Tode, und die Wahrheit, welche man der Geſchichte ſchuldig iſt, ſtehen über ſolchen Rückſichten, welche der Schriftſteller auf ſeine eigne Zeit nehmen kann. Um der Billigkeit treu zu bleiben, muß er dem Verdachte der Feindſeligkeit, wie dem Verdachte der Schmeichelei Trotz bieten. Das Andenken der Todten iſt keine Handelsmünze in den Händen der Lebenden.

Als Republikaner iſt dieſer Fürſt nach unſrer Anſicht verleumdet worden. Alle Parteien ſind gleichſam darin übereingekommen, ſeinen Namen zu einem Gegenſtande der Beleidigung und des Abſcheus zu machen: die Royaliſten, weil er einer der größten Anreger der Revolution war; die Republikaner, weil ſein Tod ein Beiſpiel des gehäſſigſten Undanks der Republik war; das Volk, weil er Fürſt war; die Ariſtokraten, weil er ſich zu einem Manne aus dem Volke gemacht hatte; die Parteimänner, weil er ſich weigerte, ſeinen Namen zu ihren wechſelnden Verſchwörungen gegen das Vaterland herzugeben; allen, weil er den verdächtigen Ruhm nachahmen wollte, den man den Helden-

muth des Brutus nennt. In den Augen der Unparteiiſchen widerſtrebte, wenn er aus Ueberzeugung und Republikanismus für den Tod des Königs ſtimmte, dieſe Ueberzeugung dem Gefühle und glich einem Attentate gegen die Natur. Aber der Haß hatte ſo viele ſchreckliche Wahrheiten, die er auf ſeinen Namen wälzen konnte, daß er ſich die Verleumdungen und die falſchen Gerüchte erſparen konnte. Jemehr die Revolution an Dunkelheit verliert und jede ſterbende Partei der Geſchichte ihre Geheimniſſe vermacht, deſtomehr wird der Herzog von Orleans von den Umtrieben, der Mitſchuld, der Verrätherei, den Verbrechen freigeſprochen, deſtomehr verliert er an Wichtigkeit, die ihm zugeſchrieben worden iſt. Die Revolution iſt dieſem Manne weder ſoviel Dank noch ſoviel Haß ſchuldig. Er war für ſie ein Werkzeug, das ſie gebrauchte und dann zerbrach. Er war weder ihr Urheber, noch ihr Meiſter, weder ihr Judas, noch ihr Cromwell.

Die Revolution war keine Verſchwörung, ſie war eine Philoſophie; ſie verkaufte ſich nicht einem Manne, ſie weihte ſich einer Idee. Sie ganz und gar im Herzoge zu erblicken, heißt den Menſchen zu hoch erheben, oder die Begebenheit zu tief erniedrigen. Die erſten Volksbewegungen zu Paris ausgenommen, läßt ſich weder ſein Name, noch ſeine Hand, noch ſein Geld an irgend einem entſcheidenden Tage bemerken. Vielleicht träumte er einen Augenblick von einer durch Zuruf der öffentlichen Gunſt ihm zuerkannten Krone. Vielleicht weidete er ſich mit tadelnswerther Freude an der Erniedrigung und dem Schrecken einer Königin und eines Hofes, die ihn gedemüthigt hatten. Er begriff bald, daß die Revolution Niemand krönen würde, und daß ſie mit dem Throne alle Prätendenten deſſelben und Alle, welche das Königthum überlebten, mit fortreißen würde. Er empfand damals Reue; Ludwig's XVI. Unglück rührte ihn. Er dachte aufrichtig daran, ſich mit dem Könige zu verſöhnen und die Conſtitution aufrecht zu erhalten. Die Beleidigungen der Höflinge und der Widerwille des Hofes ſtießen ihn zurück. Er ſah die äußerſten Meinungen wie einen Zufluchtsort an und ergab ſich ihnen aus Verzweiflung. Er fand nur den Argwohn und die Beleidigungen der Volksführer, die ihm ſeinen Namen nicht vergaben. Danton

verließ ihn; Robeſpierre ſtellte ſich, als ob er ihn fürchtete; Marat ſchuldigte ihn an; Camille Desmoulins ſtachelte die Terroriſten gegen ihn auf. Die Girondiſten klagten ihn an, der Berg überlieferte ihn dem Schaffote.

VIII.

Er ertrug alle Wechſelfälle ſeines Geſchicks mit dem Stoicismus eines Fürſten, der von ſeinem Vaterlande nur den Namen eines Bürgers und von der Republik nur die Ehre, für ſie zu ſterben, verlangt. Er ſtarb, ohne dieſer Sache einen Vorwurf zu machen und als ob der Undank der Republiken die Bürgerkrone ihrer Stifter wäre. Er hatte ſich zu dieſer Zeit ſeines Ranges entäußert und ſich dem Volke ganz und gar entweder als Diener oder als Opfer hingegeben. Zum Unglück für ſein Gedächtniß trat er auch in einem Proceſſe als Richter auf, wo ihn die Natur als ſolchen zurückwies. Indem ihn das Volk opferte, ſtrafte es ihn dafür weniger ſtreng, als die Nachwelt.

Wenn Jemand wie ein Blinder, aber mit Unwandelbarkeit und Beſtändigkeit den Gang der Revolution bis ans Ende und ohne zu fragen, wohin er führte, verfolgte, ſo war es der Herzog von Orleans. Er war der Oedipus der Familie der Bourbonen. Als Menſch ſchwach, als Verwandter ſchuldig, als Patriot vorwurfsfrei, vernichtete er mit eigner Hand ſeinen Ruf und verwirklichte an ſich den Ausſpruch Dantons: „Möge unſer Andenken zu Grunde gehn und die Republik gerettet werden!“ Er war feige, wenn er dieſes Opfer ſeiner Popularität brachte, grauſam, wenn er es ſeiner Ueberzeugung, haſſenswerth, wenn er es ſeinem Ehrgeize brachte, und hat das Geheimniß ſeines politiſchen Lebens mit ſich vor Gott genommen. Bei dieſem Zweifel über ſeine Beweggründe kann die Geſchichte ſelbſt zweifeln.

Es herrſcht in den Bewegungen einer Revolution eine Größe, welche auf die Charaktere übergeht und zuweilen die gewöhnlichſten Gemüther im Verhältniß mit den Begebenheiten, an welchen ſie Theil nehmen, erhebt. Die zu Anfang der Handlung leichtſinnigen und verderbten Menſchen werden nach und nach ernſt, aufopfernd, tragiſch,

wie der Gedanke, der ſie umgibt und mit ſich in ſeinen Wirbel fortzieht. Der Herzog von Orleans gehörte vielleicht unter dieſe Menſchen. Sein zu Anfang zügelloſes, in der Mitte beflecktes, am Ende tragiſches Leben fing mit Aergerniß an, verſtrich dann unter Umtrieben und endete wie eine That der Ergebung. Er wird ſo wie Brutus, ſein Vorbild, welches ihn irreleitete, vor den Augen der Nachwelt ewig ein Räthſel bleiben. Aber die Nachwelt wird aus ſeinem Leben dieſe große Lehre ziehen: wenn die Meinung und die Natur in dem Herzen eines Bürgers gegeneinander kämpfen, ſo muß er die Natur hören, denn die Meinung täuſcht ſich oft und die Natur iſt unfehlbar. Uebrigens verzeiht das menſchliche Herz die Vergehen gegen die Meinung und bewundert ſie zuweilen. Aber die Vergehen gegen die Natur verwirft Gott und die Menſchen verzeihen ſie niemals.

Digitized by Google

Neunundvierzigstes Buch.

I.

Die Republik erhob ſich wieder während dieſer Ereigniſſe und dieſer Hinrichtungen auf den Schlachtfeldern. In demſelben Maße als ſie ſchrecklicher im Innern wurde, wurde ſie furchtbarer nach Außen. Die Durchbrechung ihrer Grenzen im Norden flößte ihr mehr Patriotismus als Schrecken ein. Alle Maßregeln der Erhebung in Maſſe und der allgemeinen Bewaffnung wurden in aller Ordnung und Pünktlichkeit ins Werk geſetzt. Carnot, den man mit Recht den Louvois des Schreckens nannte, hatte ſein Hauptquartier im Wohlfahrtsausſchuſſe aufgeſchlagen. Carnot war ſeit dem Tode Cuſtine's der eigentliche Generaliſſimus aller Armeen der Republik. Dieſe zerſtreuten, in ihren Lagern gefangengehaltenen, hinter Vertheidigungslinien verſchanzten Armeen ohne Vertrauen in ihre Führer, ohne Zuſammenhang unter einander ſelbſt, ohne eine andere Taktik als einen paſſiven Widerſtand, begannen im Ganzen wieder die Maſſenhaftigkeit und Beweglichkeit anzunehmen, die den Sieg geben. Der Geiſt der Revolution, der ſich Carnot und ſeinen Collegen gerade durch die äußerſten Gefahren des Vaterlandes offenbart hatte, erfand den modernen Krieg, das heißt, den Volkskrieg. Bis dahin war der Krieg eine Kunſt geweſen und die Feldzüge kunſtreiche Evolutionen, in denen die ge-

Digitized by Google

ſchickten Generale die Zeit mit ſtrategiſchen Bewegungen und der Einnahme einiger Plätze hinbrachten. Carnot machte einen innern Inſtinkt daraus. Er verſchmähte dieſe kleinlichen taktiſchen Züge, er verwandelte ſie in eine ſouveraine Taktik. Dieſe Taktik beſtand darin, ein Volk in Waffen an die Grenzen zu führen, unmittelbar und ſchnell auf den Feind loszumarſchiren, ihn ins Herz zu treffen, kleine Schlappen und den Verluſt von einigen Städten großen Reſultaten gegenüber gering zu achten, den Enthuſiasmus an die Stelle der Disciplin zu ſetzen und den Armeen und den Generalen den Sieg zum Loſungswort zu geben. Dieſes Syſtem verfehlte nicht die Reihen der Bataillone wieder feſter zu ſchließen und die Feinde der Republik außer Faſſung zu ſetzen.

II.

Niemals trat die Schwäche der Coalitionen mehr hervor als in den Feldzügen, die dem von 1792 folgten. Die Cabinete und die Generale Europas ſchienen den Werth zweier Dinge gar nicht zu kennen, die ſich Feldherrn vor allem ſtreitig machen müſſen: die Zeit und die Bewegung. Man hat geſehen, mit welcher Langſamkeit Oeſtreich, Preußen und das Reich ihre bewaffneten Contingente im Jahre 1791 gebildet hatten, und mit welchem Zaudern, das mehr dem Verrathe als der Vorſicht glich, der Generaliſſimus Herzog von Braunſchweig das franzöſiſche Gebiet betreten und die Armee Dumouriez' leiſe und behutſam angegriffen hatte. Wenn der Herzog von Braunſchweig und nach ihm der Herzog von Coburg die geheime Inſtruction gehabt hätten, die franzöſiſche Armee nach und nach zu üben und kriegsgewöhnt zu machen durch Manöver und Scharmützel, die ſie fähig machten ſie eines Tages zu beſiegen — ſie hätten kein anderes Syſtem befolgen können. Anſtatt das entwaffnete und geſpaltene Frankreich zu überraſchen, in Heerſäulen von hundert oder zweihunderttauſend Mann durch einen der zahlreichen offenen Punkte, welche die Natur an den franzöſiſchen Grenzen in den Thälern des Rheins gelaſſen hat, oder durch die Ebenen des Nordens auf Paris zu marſchiren, hatten dieſe Generale achtzehn Monate in

Digitized by Google

Kriegsrathsſitzungen, in unzulänglichen Heerrüſtungen, in ſchüchternen Angriffsverſuchen hingebracht, wobei ſie den franzöſiſchen Bataillonen immer nur an Zahl gleiche oder geringere Bataillone entgegenſtellten und nur vorrückten, um ſich wieder zurückzuziehen, wie wenn Frankreich ein glühender Boden geweſen wäre, der die Füße ihrer Soldaten oder ihrer Pferde verbrennen könnte. Der Geiſt der Freiheit mußte der Revolution ſolche Feinde geben. Geheime Verbündete würden ihr nicht ſoviel genützt haben.

Die Eiferſucht der Cabinete unter einander trug nicht weniger als der Mangel an Genie bei den Generalen dazu bei, auf dieſe Weiſe Frankreich Zeit zu geben. Es war kein ernſter Einklang zwiſchen ihnen vorhanden. Keine der Mächte wollte der andern helfen, zu ſiegreich zu ſein. Sie fürchteten alle den Sieg ebenſoſehr und vielleicht noch mehr als die Niederlage. Sie beſchränkten ſich alſo darauf, das Decorum des Kriegs gegen Frankreich zu wahren, ihr Gebiet zu vertheidigen, hier und da einige der franzöſiſchen Plätze zu bedrohen, hie und da es zum Schlagen kommen zu laſſen durch einzelne Armeecorps, aber nie im Ganzen, während ſie Dumouriez mit ſeinen beſten Bataillonen von der Befreiung der Champagne zur Eroberung Belgiens fliegen ließen und den Thron ſtürzen, den König richten, die Republik erſtehen, die Königin opfern, die Gewaltausbrüche von Paris bis an ihre Throne dringen ſahen, ohne ſich gegen die gemeinſame Gefahr neu zu verbünden. Woher dieſer Unterſchied zwiſchen der Coalition und Frankreich? Frankreich erhob der Enthuſiasmus, die ſaumſeligen Glieder der Coalition feſſelte der Egoismus. Frankreich erhob ſich, kämpfte und ſtarb für das Princip der Freiheit, deren Heiligkeit es in ſeiner Sache fühlte und deſſen Apoſtel und Märtyrer es ſein wollte.

Wenn die Coalition ſich dem Princip der Monarchie hingegeben hätte mit dem uneigennützigen Gefühle von Völkern und Cabineten, die eine andere geſellſchaftliche Ordnung vertheidigen, und ihre allgemeine Sache über die Intereſſen der einzelnen Höfe geſtellt hätte, ſo würde der Kampf ſchrecklicher und vielleicht die Sache der Monarchie ſiegreich geweſen ſein. Aber das allgemeine Intereſſe der Throne war nur ein leeres Wort in der officiellen Sprache

der Coalition, das die Eiferſucht in Deutſchland und die ehrgeizige Ländergier in Frankreich und Polen maskirte. Jede der Mächte trieb die andere vorwärts oder hielt ſie zurück in ſelbſtſüchtigen und oft treuloſen Abſichten. Sie hatten alle einen ganz andern Zweck, als die Erſtickung der Revolution zu Paris. Daher die Zuſammenhangsloſigkeit, die temporiſirenden Hin- und Herzüge, die Demonſtrationen ohne Erfolg, die Rückzüge ohne Urſache, die Märſche ohne Zweck, die vereinzelten Schlachten und endlich die allgemeine Schmach. Es iſt dem Egoismus nicht verliehen, die Wunder der Aufopferung zu thun. Ehrgeizige Pläne machen Soldaten, die Principien allein machen Helden.

III.

Polen, das durch ſeine letzten Streitigkeiten zerriſſen wurde, ging einer zweiten Theilung entgegen. Rußland, Preußen und Oeſtreich, die aufmerkſamer auf Polen als auf Frankreich achteten, beobachteten ſich unaufhörlich, um zu verhindern, daß ſich nicht eine der drei Mächte allein der Beute bemächtige, während die andern abgezogen ſeien. Rußland ſchickte unter dem Vorwande, die Türken zu beobachten und die Revolution im ſüdlichen Polen zu unterdrücken, kein Contingent zur Coalition. Es beſchränkte ſich darauf eine Flotte im baltiſchen Meere zu unterhalten, um zu verhindern, daß die Neutralen nicht Unterſtützungen, Lebensmittel und Eiſen in die franzöſiſchen Häfen brächten. Die Politik des Wiener Hofes wurde gelähmt durch den Baron von Thugut, der vor kurzem zum Premierminiſter ernannt worden war.

Der Baron von Thugut, der Sohn eines Schiffers zu Linz, der durch ſeine frühzeitigen Anlagen die Aufmerkſamkeit Maria Thereſia's auf ſich gezogen hatte, von ihr in der Diplomatie erzogen und lange Zeit zu geheimen Unterhandlungen zu Conſtantinopel, Warſchau und Petersburg verwendet worden war, hatte während der Stürme der Revolution in Paris gelebt. Er fand Gefallen an ihren Principien, er kannte die handelnden Perſonen, er galt dafür in dieſem Mittelpunkte die anſteckenden Miasmen der Philoſophie und der Freiheit eingeſogen zu haben. Thugut, der

Mitglied der geheimen Geſellſchaften war, wollte, wie der Herzog von Braunſchweig das Feuer der Revolution, welches Frankreich für die ganze Welt anfachte, nicht erſticken, ſondern blos mäßigen. In Uebereinſtimmung darin mit Joſeph II., dieſem philoſophiſchen Kaiſer, war er aus dem Dienſte dieſes Fürſten in den Dienſt Franz II., eines antirevolutionairen Fürſten, übergegangen.

Um dem neuen Kaiſer zu ſchmeicheln, hatte Thugut zum Kriege mit Frankreich gerathen, aber er hatte die Führung des Krieges dem Herzog von Coburg übergeben laſſen, der ſeiner geheimen Leitung gänzlich unterworfen war. Thugut lähmte alſo den Krieg, indem er ihn erklärte.

Seit dem Siege von Neerwinden hatte ſich das Wiener Cabinet und der Herzog von Coburg mehr damit beſchäftigt, die öſtreichiſche Herrſchaft in Belgien wieder zu befeſtigen, als die errungenen Vortheile gegen Frankreich zu verfolgen. Dampierre war Dumouriez im Befehle gefolgt. Als er den Befehl des Convents erhielt, die öſtreichiſche Armee, die zwiſchen Maubeuge und Saint-Amand lagerte, anzugreifen, gehorchte Dampierre ohne Hoffnung und rückte gegen den Feind, der durch Gehölze, Verhaue und Redouten gedeckt war. Fünfmal wichen die franzöſiſchen Angriffscolonnen in Unordnung vor Clairfayt, dem thatkräftigſten von Coburgs Generalen, zurück. Bei dem ſechſten Angriffe ſprengte Dampierre an der Spitze einer Abtheilung auserleſener Leute gegen eine Redoute. „Wo wollen Sie hin, Vater!“ rief ihm ſein Sohn, der ihm als Adjutant diente, zu. „Sie gehen einem unnützen und gewiſſen Tode entgegen.“ „Ja, mein Freund,“ antwortete ihm ſein Vater, „ich will lieber auf dem Felde der Ehre ſterben, als unter dem Meſſer der Guillotine!“ Kaum hatte der General dieſe Worte geſprochen, als eine Kanonenkugel ihm den Schenkel wegriß und ihn ſterbend in den Staub warf.

IV.

Der Herzog von Coburg, der vergebens von Clairfayt und dem Herzog von York, der die vereinigte britiſch-hanöverſche Armee befehligte, angeſpornt wurde, verfolgte die

franzöſiſche Armee nicht und ließ ſie ruhig die ſtarke Stellung im Lager von Ceſar wieder einnehmen. In zwölf Tagen hätten die Coaliſirten auf den Höhen des Montmartre lagern können. Oeſtreich wollte weder zu ſehr ſiegen, noch zu ſehr beſiegt werden, Preußen wollte es noch weniger. Das Berliner Cabinet, das einzig damit beſchäftigt war, den Einfluß Oeſtreichs in Deutſchland zu ſchwächen, auf der einen Seite das Reich anzutaſten und auf der andern Polen mit ſich zu verſchmelzen, verfolgte die nämliche Politik, die es im vergangenen Jahre ſeine Armeen ſchüchtern in die Champagne hatte vorrücken und ſchimpflich zurückziehen laſſen. Der Herzog von Braunſchweig, der fortwährend an der Spitze der preußiſchen Streitkräfte ſtand, hatte ſich begnügt Mainz wiederzunehmen. Die impoſante, zahlreiche, aber faſt unbewegliche preußiſche Armee ſtand mehr auf Beobachtung als im Felde.

Der König von Preußen, deſſen Augen immer auf Polen gerichtet waren, war in ſeinem Lager. Lord Beauchamp, der engliſche Unterhändler, kam von London, um dieſem Fürſten ſeine Unentſchiedenheit vorzuwerfen und ihn einen Allianzvertrag mit England unterzeichnen zu laſſen. Die beiden Mächte garantirten ſich darin wechſelſeitig ihre Staaten gegen Frankreich.

Unterdeſſen hatte der Herzog von Coburg Condé eingenommen und erklärt, daß er es beſetze für den Kaiſer und kraft des Rechts der Eroberung. Das preußiſche Cabinet war entrüſtet, ſich durch die ehrgeizigen Plane Oeſtreichs und Englands hinters Licht geführt zu ſehen, und ſann auf neuen Abfall. Worte des Einverſtändniſſes und Friedensvorſchläge wurden mehrere Male zwiſchen den franzöſiſchen Generalen Biron und Cuſtine und dem vertrauten Agenten des Königs von Preußen, dem geſchickten und einſchmeichelnden Luccheſini gewechſelt. Man führte den Krieg wie Völker, die bald Frieden ſchließen müſſen.

Plötzlich reiſte der König von Preußen unerwartet nach Polen ab. England allein verharrte in dem Kampfe auf Leben und Tod mit Frankreich. Es hatte zwei Beweggründe dazu: der eine war ganz materieller, der andere moraliſcher Natur. Als dem Nebenbuhler Frankreichs auf den Meeren, in den Colonien und in Indien, der mit der franzöſiſchen

Marine um die Schifffahrt und den Handel der Meere kämpfte, war ihm die Vernichtung der franzöſiſchen Seemacht und die Beſetzung der Häfen Frankreichs im Mittelmeere oder im Canale ein zu natürlicher Gegenſtand des Ehrgeizes und eine zu reiche Kriegsbeute, als daß es nicht äußerſt lüſtern danach geweſen wäre. Der andere Grund war, daß, obgleich die liberalen Theorien zwiſchen den denkenden Geiſtern beider Völker ein gewiſſes Band der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit knüpfte, doch, da die engliſche Freiheit ganz ariſtokratiſch iſt und die franzöſiſche Freiheit ſich immer mehr und mehr als eine völlig demokratiſche ankündigte, der natürliche Inſtinct der engliſchen Ariſtokratie ſich entrüſtete und entſetzte vor dem Beiſpiele einer ſiegreichen Demokratie, die ſich ebenſo der Ariſtokraten wie der Könige entſchlagen wollte. Dieſe britiſche Ariſtokratie fühlte ſich in ihrem Principe bedroht. Anfangs war ſie gleichgültig geweſen gegen den Umſturz des Throns und gegen die Demüthigung des Königs, aber die Republik war ihr verhaßt geworden, ſeitdem Frankreich die Souverainetät des Volks auf den Thron heben wollte. Die Lehren der Jacobiner erſchienen wie Läſterungen gegen die erblichen Inſtitutionen Großbritanniens. Der Triumph dieſer Lehren zu Paris und auf dem Continente war in ihren Augen der Umſturz der ganzen bekannten Geſellſchaft. England hauchte ſeinen Schrecken und ſeinen Haß ganz Europa ein. Es ließ die ganze Welt einen Sanitätscordon um dieſen Herd der Gleichheit ziehen. Es knüpfte und knüpfte immer wieder aufs neue das immer wieder gelockerte und oft zerriſſene Band der Coalition zuſammen. Pitt, der für ſein Land der perſonificirte Geiſt der Ariſtokratie war, war allmächtig in ihm, weil er zuerſt ihre Gefahren begriffen hatte. Vergebens fuhr die mehr declamatoriſche, als ſtarke Oppoſition Forens und ſeiner Freunde fort, den Krieg zu tadeln und die Subſidien zu bekämpfen. Die öffentliche Meinung Englands wandte ſich von dieſen hartnäckigen Freunden der franzöſiſchen Revolution ab, ſeitdem dieſe Revolution ihre Könige und Königinnen tödtete und ihre erſten Bürger proſcribirte. Robespierre brachte For in Miscredit. Der Krieg gegen Frankreich verlor in den Augen der Engländer den Charakter des Krieges aus Ehrgeiz oder des politiſchen Krieges

und wurde ein ſocialer Krieg. Pitt erlangte Alles, weil er für den Retter galt.

V.

Das Netz der gegenrevolutionairen Bündniſſe Pitt's breitete ſich von nun an über den ganzen Continent aus. Dieſer Miniſter hatte zu Verbündeten Spanien, das aus dem Familienvertrage herausgeriſſen war durch die Entthronung der Bourbonen von Frankreich, Rußland und Holland, die ihm für Schweden und Dänemark ſtanden, Preußen, das ſich durch den Vertrag vom 14. des letztvergangenen Juli verpflichtet hatte, Oeſtreich, das Reich, die Mehrzahl der unabhängigen Fürſten Deutſchlands, Neapel, Venedig und endlich die Türkei, die ſich auf ſein Andringen geweigert hatte, den franzöſiſchen Geſandten Semonville anzunehmen. Selbſt die Schweizercantone und beſonders Bern, die durch ſeine Agenten bearbeitet wurden und über die Ermordung der unglücklichen Söhne der Schweiz am 10. Aug. entrüſtet waren, ließen die franzöſiſchen Geſandten, Maret und Semonville auf dem Lago Maggiore verhaften und lieferten ſie Oeſtreich aus, das ſie in ſeine Caſematten warf. So gelang es England trotz der innern Zerriſſenheit der Coalition und des geheimen Antagonismus der drei Hauptmächte, aus denen ſie beſtand, ſie an der Moſel und am Rhein mehr in Schlachtordnung, als im Felde zu erhalten, und es bezahlte ihr mit ſeinem Gelde die Anſtrengungen, die es ihr gegen Frankreich abdrang.

Der Herzog von York, ein Sohn des Königs, ein tapferer Prinz und unterrichteter Militair, befehligte am äußerſten Ende der Linie des Herzogs von Coburg eine engliſch-hanöverſche Armee, mit der einige öſtreichiſche und heſſiſche Abtheilungen vereinigt waren. Der Herzog von York war ungeduldig über die Langſamkeit und Schüchternheit des Generaliſſimus. Die einzige Armee, die den Convent noch vertheidigen konnte, lagerte vor Arras. Der Uebergang über die Somme konnte allein einen Augenblick die zweimalhunderttauſend Mann aufhalten, die der Herzog von Coburg gegen Paris führen konnte. Bevollmächtigte Geſandte von Wien und Berlin beriethen zu London mit

Pitt und dem engliſchen Cabinete über den Feldzugsplan. Anſtatt die Streitkräfte der Coalition zu concentriren und in Maſſe an die Somme zu marſchiren, faßte man einen Entſchluß, der dem Geiſte der Spaltung und Unſicherheit, der die Cabinete lähmte und große Reſultate unmöglich machte, allerdings mehr entſprach.

Pitt, dem die Stimmung der Höfe nur zu gut bekannt war und der keine energiſche und aufrichtige Anſtrengung erwartete, wollte England wenigſtens einen Punkt auf dem franzöſiſchen Boden ſichern, der von gleicher Wichtigkeit für die See wie zu Lande war. Die Belagerung von Dünkirchen wurde beſchloſſen.

Der Admiral Macbridge erhielt Befehl, ein Geſchwader ſegelfertig zu machen, das den Platz beſchießen ſollte, während ihn der Herzog von York zu Lande angreifen würde. Die engliſch-hanöverſche Armee rückte über Furnes vor und theilte ſich in zwei Corps, von denen das eine unter dem Commando des Herzogs von York Dünkirchen belagerte und das andere unter den Befehlen des Marſchalls Freytag die kleine Stadt Hondſchooten beſetzte und ſo die Belagerungsarmee deckte. Dieſe beiden Armeen zählten wenigſtens ſechsunddreißigtauſend Mann. Sie ſtanden in Verbindung mit der Armee des Herzogs von Coburg durch das Armeecorps des Prinzen von Oranien, das ſechzehntauſend Mann ſtark war.

VI.

Der General Houchard, der den Oberbefehl über die franzöſiſche Nordarmee führte, erhielt von Carnot den Befehl, Dünkirchen um jeden Preis zu entſetzen. Dieſer Platz, der außer Stande war, ſich lange zu halten, legte Wunderthaten des Patriotismus und des Muthes ab, um der Demüthigung zu entgehen, ſich an die Engländer zu ergeben. Jourdan, der vor wenigen Tagen noch Bataillonschef, jetzt aber durch eine glückliche Eingebung Carnot's General war, befehligte ein Corps von zehntauſend Mann, die auf den Höhen von Kaſſel, fünf Stunden von Dünkirchen, lagerten. Als er die Anſchläge des Feindes auf dieſen Platz erfuhr, war er hingeeilt, hatte die Vorbereitungen zur Vertheidigung

geleitet und als er zu ſeiner Diviſion von Caſſel zurückkehrte, die Befehlshaberſchaft über Dünkirchen dem General Souham übertragen.

Ein Offizier, deſſen Name bald glänzend in den Kriegen der Republik ſtrahlen ſollte, Lazare Hoche, ſtand dem General Souham in der Sorge der Vertheidigung bei. Dieſer junge Mann hatte ſich dem Scharfblicke Carnots bemerklich gemacht durch ein Feuer und einen Geiſt, welche die Morgenröthe großer Männer ſind.

Carnot detaſchirte funfzehntauſend der beſten Soldaten der Rheinarmee und ſchickte ſie dem Obergeneral der Nordarmee, um den jungen Rekruten, die die große Maſſe dieſer Armee ausmachten, Spannkraft zu geben. Carnot kam ſelbſt zur Armee, um Houchard den Geiſt und den Plan der ſchwierigen Operationen mitzutheilen, mit denen der Wohlfahrtsausſchuß ihn betraute.

Houchard rückte an der Spitze von vierzigtauſend Mann gegen die Linie der Engländer vor. Bei Caſſel vereinigte er mit ſich die zehntauſend Mann Jourdan's und marſchirte auf Hondſchooten. Der Herzog von York und der Marſchall Freytag hatten ſich in ihren Stellungen verſchanzt. Ihr rechter Flügel ſtützte ſich auf Bergues, ihr linker auf Furnes, ihr Centrum auf die Mühlen, die Redouten, die Hecken und die mit Schießſcharten verſehenen Mauern, mit denen ſie mit Muße Hondſchooten hatten decken können. Sie lehnten ſich ſo im Rücken an den weiten Sumpf von Moers. Dieſer Sumpf dehnte ſich aus zwiſchen Hondſchooten und dem Meere. Leicht abzuſtechende Chauſſeen ſicherten ihren Rückzug oder ihre Verbindung mit dem Corps vor Dünkirchen. Es ſchien unmöglich, die Feinde in dieſer Stellung anzugreifen.

Der Herzog von York, Freytag, Walmoden verließen ſich mit völliger Ruhe auf die Stärke dieſer Stellung und auf die Zahl ihrer Truppen. Sie hörten indeſſen nicht auf, ſich zu beklagen über die Langſamkeit des Admirals Marbridge in der Vollziehung der Befehle Pitt's und der Herbeiführung des Geſchwaders, das die Belagerer unterſtützen ſollte. Dieſes Geſchwader erſchien nicht in See. Eine Flotille von franzöſiſchen Kanonenböten, die auf der großen Rhede Dün-

kirchens lagen, beſchoß unaufhörlich die Sanddünen, auf denen die engliſche Armee lagerte.

VII.

Am 6. Auguſt ſtießen die Vorpoſten der beiden Armeen bei Rexpoede, einem großen Dorfe zwiſchen Caſſel und Hondſchooten, zuſammen. Jourdan, der Alles zerſprengte, was er vor ſich fand, hatte bis dahin die Straße und die Dörfer vom Feinde gereinigt und machte Halt, um ſein Nachtquartier aufzuſchlagen. Drei Bataillone beſetzten das Dorf. Das Hauptcorps Jourdan's lagerte dahinter, die Cavalerie bivouakirte in den Wieſen und Gärten. Bei Einbruch der Nacht geriethen der General Freytag und der Prinz Adolph, einer der Söhne des Königs von England, die einige Schritte ihren Truppen voraus waren, in dieſe Bivouaks und wurden von den Franzoſen zu Gefangenen gemacht. Walmoden beſetzte Womhout. Auf die Nachricht von der Anweſenheit der Franzoſen zu Rexpoede verließ er um Mitternacht ſeine Stellung, ſtürzte ſich auf Rexpoede, zerſtreute die Vorhut der drei Bataillone, befreite den General Freytag und den Prinzen Adolph und hätte beinahe den General Houchard und die beiden Volksrepräſentanten Delbrel und Levaſſeur aufgehoben, die gerade angekommen waren und im Dorfe zu Abend aßen. Jourdan, der auf das Gewehrfeuer herbeieilte, konnte nur ſeinen Obergeneral und die Volksrepräſentanten retten. Die drei im Dorfe ins Gefecht gekommenen Bataillone zerſtreuten ſich und wurden von dem Generale Collaud wieder geſammelt, der zu Oſt-Capelle bivouakirte. Nachdem Jourdan vergebliche Anſtrengungen gemacht hatte, Rexpoede wieder zu nehmen, traf er in der Nacht wieder mit Houchard und den Repräſentanten in Rembeck zuſammen. Sein Pferd, das von Flintenkugeln durchbohrt war, ſtürzte am Eingange des Dorfes todt unter ihm zuſammen. Walmoden zog ſeine Diviſion nach dieſem erſten glücklichen Treffen auf Hondſchooten zurück und belebte durch ſeine Berichte das Vertrauen der engliſchen Armee. Am 7. ordnete Houchard ſeine Streitkräfte. Er recognoscirte die Stadt und die Vorpoſten von Hondſchooten näher. Eine übertriebene Vorſicht

vermochte ihn, eine ſeiner Diviſionen abzuſchicken, um die zwanzigtauſend Engländer, welche vor Dünkirchen lagen, zu beobachten. Er zertheilte und ſchwächte ſich auf dieſe Weiſe. Alle dieſe in der alten Kriegsroutine grau gewordenen Generale vergaßen, daß ein Sieg dem Sieger Alles gibt. Am 8. griff er an.

Freytag, der in den Tagen vorher bei Rexpoede verwundet worden war, war unfähig zu Pferde zu ſteigen. Walmoden befehligte. Er hatte ſeine Armee in den Wieſen von Hondſchooten entfaltet. Auf Seiten der Franzoſen commandirte Collaud den rechten Flügel, Jourdan den linken, Houchard das Centrum, Vandamme die Vorhut. Eine Redoute von elf Geſchützen deckte die Stadt und beſtrich zu gleicher Zeit die Straße von Bergues und die Straße von Blenheim. Eine andere Redoute beherrſchte die Straße von Warem. Die Zugänge zu dieſen Redouten ſtanden unter Waſſer. Man mußte, um ſie zu nehmen, bis an den Gürtel im Waſſer waten, zehn Minuten lang dem Feuer des Geſchützes und der durch die Mauern und Verhaue gedeckten Bataillone ausgeſetzt. Houchard, der ſeine Truppen ſchonen wollte, verſchwendete ſein Feuer und verlor den Tag mit heißen, aber langſamen Angriffen, die keinem Corps ſeiner Armee die Möglichkeit ließen, das andere zu überholen, und die, weil ſie nichts bloszuſtellen wagten, Alles verloren gehen ließen.

Der Volksrepräſentant Levaſſeur, unwiſſend als Militair, aber ein unerſchrockener Patriot, hörte nicht auf, dem General Vorwürfe zu machen, Rechenſchaft von jedem ſeiner Befehle zu fordern und ihm zu drohen, ihn abzuſetzen, wenn er nicht ſeinen Bemerkungen gehorchen würde. Zu Pferde an der Spitze der Colonnen oder von dem linken Flügel zum Centrum, vom Centrum zum rechten Flügel eilend ließ Levaſſeur, der bekleidet war mit der dreifarbigen Schärpe und dem flatternden Federbuſche auf dem Hute, die Soldaten erröthen und die Generale erzittern. Er zeigte mit der einen Hand vorwärts nach Hondſchooten und mit der andern rückwärts nach der Guillotine. Der Convent hatte den Sieg befohlen, das Vaterland wollte Dünkirchen retten. Levaſſeur geſtattete keine Discuſſion ſelbſt mit dem Feuer.

In dem Augenblicke, wo er von der Höhe eines Hügels herab eine zaudernde Colonne anredete, die in dem Hohlwege von Kellem im Gefechte war und hitzig beſchoſſen wurde, zerſchmettert eine Kanonenkugel das Kreuz ſeines Pferdes. Levaſſeur fällt, erhebt ſich wieder, läßt ſich ein neues Pferd heranführen und bemerkt, daß das Bataillon ſtehen geblieben iſt. „Immer vorwärts!“ ruft er, „ich werde vor euch in der Redoute ſein!“ Und er ſtellt ſich wieder an ihre Spitze.

Er begegnet dem verwundeten Jourdan, der ſein Blut fließen ſieht und entrüſtet iſt wie er über die Unentſchiedenheit des Obergenerals. „Was ſoll aus uns werden mit einem ſolchen Führer!“ ruft Jourdan aus. „Es ſind zweimal ſo viel Menſchen da, um Hondſchooten zu vertheidigen, als wir haben, es anzugreifen.“ — „Jourdan,“ ſagt Levaſſeur zu ihm, „Sie ſind Militair, ſagen Sie mir, was zu thun iſt, und es wird gethan.“ — „Eine einzige Sache,“ antwortet Jourdan, „und wir können noch ſiegen: das Feuer eingeſtellt, das uns dezimirt, ohne den Feind zu ſchwächen, auf der ganzen Linie zum Angriff getrommelt und mit dem Bajonnete angegriffen!“

VIII.

Levaſſeur und Delbrel ſanctionirten durch ihre Befehle den Gedanken Jourdan's. Jourdan ſelbſt ſtürzte, nachdem ſein Blut geſtillt war, ſeinen Colonnen voran. Eine Stille, die ſchrecklicher war als das Gewehrfeuer, herrſchte auf der ganzen franzöſiſchen Linie. Sie rückte wie eine eherne Woge gegen die engliſchen Verſchanzungen vor. Viertauſend Soldaten oder Offiziere blieben verwundet oder todt in den Hohlwegen, unter den Hecken, am Fuße der befeſtigten Windmühlen, die die Redouten umgaben. Das Feuer der Redouten ſelbſt, die von vorn angegriffen wurden, erloſch in dem Blute ihrer Kanoniere. Collaud, Jourdan und Houchard ließen die Kanonen und die Haubitzen an den Eingang der Straßen führen, deren Verſchanzungen unter ihrem Feuer zuſammenſtürzten. Die Hannoveraner und Engländer zogen ſich in guter Ordnung zurück, während ſie den Platz, die Kirche, das Rathhaus, die von

Kugeln zerſchoſſen waren, immer noch vertheidigten. Das alte Schloß von Hondſchooten, das von den feindlichen Generalen bewohnt wurde und ſeit einigen Tagen Zeuge der Feſte des engliſchen und hannöverſchen Generalſtabs geweſen war, wurde durch die Haubitzen in Brand geſteckt. Dieſes Gebäude begrub unter ſeinen Dächern, unter ſeinen Mauern und in ſeinen Gräben Hunderte von Leichnamen und den Körper des in der Schlacht getödteten Generals Kochenhuſen.

Von allen Seiten, mit Ausnahme der Seite von Belgien, angegriffen und gedrängt, zog ſich Walmoden mit den Trümmern ſeiner Armee nach Furnes zurück. Der Herzog von York, der bei Hondſchooten perſönlich anweſend geweſen war und mitgefochten hatte, begab ſich im Galopp durch die Sümpfe von Moers in ſein Lager vor Dünkirchen, um die Belagerung aufzuheben. Houchard verbrachte zu Hondſchooten zwei Tage in träger Ruhe, trotz der Vorſtellungen Jourdan's und der Repräſentanten, die ihn beſchworen, ſeinen Sieg zu vollenden und die Frucht desſelben zu pflücken, indem er die Hannoveraner auf der Straße von Furnes verfolgte und ſo die feindliche Armee ſpaltete. Dieſes ebenſo leichte als einfache Manöver ſchloß die Belagerungsarmee des Herzogs von York zwiſchen die Wälle von Dünkirchen und die vierzigtauſend ſiegreichen Mann Houchard's ein. Nicht ein Engländer wäre entkommen. Das Meer gehörte den Franzoſen. Hoche und eine unerſchrockene Garniſon lagen in Dünkirchen. Die Dünen dieſes Platzes wären durch einen Marſch von zwei Stunden die caudiniſchen Päſſe Englands geworden. Der General ſah oder wagte nicht ſein ganzes Glück. Er ließ die Armee des Herzogs von York ſich ruhig längs des Meeres auf einer Landzunge hinziehen, die Dünkirchen mit Furnes verbindet und ſich in Belgien mit den Corps Walmoden's und des Prinzen von Oranien vereinigen. Houchard der Sieger that wie ein Beſiegter und zog ſich unter dem Murren ſeiner Armee nach Menin zurück.

IX.

Die Nachricht von dem Siege von Hondſchooten erfüllte Paris mit Freude; aber ſelbſt die Freude des Volkes

war grauſam. Der Convent warf dem ſiegreichen Generale ſeinen Sieg wie einen Verrath vor. Seine Commiſſäre bei der Nordarmee, Hentz, Peyſſard und Duquesnoy, ſetzten Houchard ab und ſchickten ihn vor das Revolutionstribunal. „Houchard iſt ſchuldig,“ ſagten ſie dem Convente, „nur halb geſiegt zu haben; die Armee iſt republikaniſch; ſie wird mit Vergnügen ſehen, daß ein Verräther der Gerechtigkeit übergeben wird und daß die Repräſentanten des Volks über die Generale wachen.“ Der unglückliche Houchard wurde zum Tode verurtheilt und ſtarb mit der Unerſchrockenheit eines Soldaten und der Ruhe eines Unſchuldigen. Seine ganze Schuld war ſein Alter. Sein Tod lehrte den Generalen der Republik, daß ſelbſt der Sieg nicht mehr gegen das Schaffot ſchütze und daß eine Sicherheit nur im vollſtändigſten Gehorſam gegen die Befehle der Volksrepräſentanten zu finden ſei. In einem Kriege der äußerſten Gefahr, in dem die ganze Nation kämpft, führt das Volk den Befehl und ſeine Repräſentanten ſind zugleich ſeine Generale.

Die militairiſchen Operationen an den übrigen Grenzen beſchränkten ſich bis zum Monat Januar 1794 auf die Beſetzung Savoyens durch Kellermann, der Grafſchaft Nizza durch Biron (dieſe beiden Generale kämpften in glänzenden, aber vereinzelten Gefechten gegen die öſtreichiſch-ſardiniſche Armee, die achtzigtauſend Mann ſtark war, und gegen unüberwindliche natürliche Bollwerke); auf einen unglücklichen Feldzug der Franzoſen in den Pyrenäen gegen den General Ricardos, in dem ſich aber der alte fünfundſiebzigjährige General Dagobert mit Ruhm bedeckte und zwanzigmal die Schlappen wieder gut machte, welche die unzureichende Truppenzahl und die Zufälle eines Gebirgskriegs der franzöſiſchen Armee zuzogen; auf die Erhebung Jourdan's an die Stelle Houchard's bei der Nordarmee; auf die Manöver dieſes Generals und Carnot's, um Maubeuge zu entſetzen, den gemeinſchaftlichen Zielpunkt der Operationen der Coaliſirten, denen Maubeuge die Zugänge zu Paris öffnete.

Maubeuge, das durch eine ſtarke Garniſon und durch ein verſchanztes Lager von fünfundzwanzigtauſend Mann vertheidigt wurde, war durch Hungersnoth und Epidemien dezimirt worden. Hundertzwanzigtauſend Mann ſchloſſen

es ein. Der alte General Ferrand befehligte das Lager, der General Chancel den Platz. Ihre Unerſchrockenheit vermochte nichts mehr gegen den Hunger, gegen die Krankheit und gegen den Mangel an Munition, die eine lange Belagerung erſchöpft hatte. Der Patriotismus der Generale, der Soldaten und der Einwohner wollte nur noch einige Stunden länger dieſe Pforte Frankreichs dem Feinde ſtreitig machen, als Jourdan und Carnot ihr Herannahen durch Kanonendonner verkündigten. Achtzigtauſend Mann des Herzogs von Coburg, die wie einſt Dumouriez in der Argonne in einer Stellung verſchanzt waren, deren Mittelpunkt Wattignies bildete, erwarteten die Franzoſen. Die franzöſiſche Armee griff ſie in fünf Colonnen an, am 15. September Morgens 10 Uhr. Die Soldaten der Republik ſchwankten und wichen auf mehreren Punkten zurück. Carnot, der perſönlich am Gefechte theilnimmt, wirft die Schuld auf die Feigheit Jourdan's. Dieſes gehäſſige Wort wird dem General hinterbracht und entrüſtet ihn bis zum Wahnſinn. Er ſtürzt ſich mit einer ſeiner Diviſionen einem gewiſſen Tod entgegen, um ein unüberſteigliches Plateau unter dem Feuer der Batterien Clairfayt's zu erklimmen. Faſt ſeine ganze Colonne wird weggefegt. Er bleibt faſt allein am Leben. Carnot tröſtet ihn, geſteht ſein Unrecht und ſeinen Irrthum ein und läßt ihm freie Hand, ſeinen erſten Plan auszuführen. Jourdan häuft nun fünfundzwanzigtauſend Mann im Centrum an. Die franzöſiſchen Bataillone führen in der Mitte ihrer Carrés fliegende Batterien mit ſich, öffnen ſich, um ſie ſpielen zu laſſen, und ſchließen ſich, um ſie zu decken, und bringen ſo eine bewegliche Citadelle mit ſich auf die Höhe des Plateaus. Dieſe furchtbare Colonne wirft Alles vor ſich nieder. Maſſen kaiſerlicher Cavalerie ſuchen vergebens die Spitzen der andern Colonnen über den Haufen zu werfen. Eine einzige, die des Generals Gratien, läßt ſich durchbrechen und zerſtreut ſich. Der Repräſentant Duquesnoy, der ſich dort befindet, ſetzt Gratien ab, übernimmt das Commando im Namen des Vaterlandes, ſammelt die Soldaten und führt ſie wieder zum Siege. Wattignies wird genommen. Die Oeſtreicher fliehen oder fallen. Von der Höhe des Schlachtfeldes ſehen Carnot und Jourdan Maubeuge und hören das

Geſchütz ſeiner Wälle mit Freudenſalven dem Kanonendonner ſeiner Befreier antworten.

Die Schlacht von Wattignies, der erſte Erfolg eines Generals, deſſen Genie Carnot geahnt hatte, wäre noch entſcheidender geweſen, wenn die fünfundzwanzigtauſend Mann des Lagers von Maubeuge unter dem General Ferrand bei dem Treffen mitgewirkt und den Herzog von Coburg und Clairfayt gehindert hätten über die Sambre zurückzugehen. Die Soldaten in der Stadt und im Lager hatten mit dem Inſtinct des Krieges dieſen Uebergang verlangt. Der General Chancel, der in Maubeuge befehligte, wollte ihn. Der Mangel an Befehlen und übertriebene Vorſicht hielten Ferrand ab, ſeine Zuſtimmung zu geben. Der Convent mußte ein Opfer haben; Chancel beſtieg das Schaffot.

X.

Bei der Rheinarmee hatte die mistrauiſche Willkür der Volksrepräſentanten im Commando Cuſtine durch Beauharnais, Beauharnais durch Landremont, Landremont durch Carlen, der einen Monat vorher noch einfacher Hauptmann war, und endlich Carlen durch Pichegru erſetzt. Dieſe Armee, die fünfundvierzigtauſend Mann ſtark war, vertheidigte den Eingang des Elſaß durch die feſten Weißenburger Linien. Wurmſer, der abenteuerlichſte, obgleich der älteſte der Generale des Reichs, überrumpelte und nahm dieſe Linien, begünſtigt durch die Unerfahrenheit Carlen's. Dieſer General, der von der andern Seite durch den Herzog von Braunſchweig bedroht wurde, hatte ſich bis auf die Höhen von Zabern und von Straßburg zurückgezogen. Wurmſer, ein Elſaſſer von Geburt, zog triumphirend in Hagenau, ſeiner Vaterſtadt, ein. Der Schrecken hatte den Geiſt der Bevölkerung von Straßburg, dieſem Bollwerke des Patriotismus, ſo ſehr verdorben, daß ſie auf Verrath ſann. Einverſtändniſſe in Bezug auf die Uebergabe der Stadt hatten ſich hergeſtellt zwiſchen Wurmſer und den angeſehenſten Familien der Stadt. Die einzige Bedingung war, daß der öſtreichiſche General die Stadt im Namen Ludwig's XVII. beſetzen ſollte. Dieſes Complot, das noch

zu rechter Zeit entdeckt wurde, führte ſiebzig Einwohner Straßburgs, die des Royalismus theils überführt, theils blos verdächtig waren, auf das Schaffot. Das Fort Vauban wurde von den Oeſtreichern genommen, Landau ging ſeinem Falle entgegen. Saint-Juſt und Lebas wurden in den Elſaß geſchickt, um den Verrath oder die Schwäche durch den Tod einzuſchüchtern. Pichegru und Hoche langten an, der eine um den Oberbefehl über die Rheinarmee, der andere um mit fünfundzwanzig Jahren den über die Moſelarmee zu übernehmen. Die Hoffnung kehrte mit ihnen in die Lager zurück, während der Schrecken mit Saint-Juſt in die Städte einzog. „Wir werden nun befehligt werden, wie Franzoſen befehligt werden müſſen," ſchrieb man von der Armee, nachdem ſie vor den beiden Generalen die Revue paſſirt war. „Pichegru hat den Ernſt des Genies. Hoche iſt jung wie die Revolution, ſtark wie das Volk. Sein Blick iſt ſtolz und hoch wie der des Adlers." Dieſe beiden neuen Generale ſollten den Enthuſiasmus der Armee für ſie rechtfertigen. Pichegru, der vorher Repetent der mathematiſchen Studien bei den Mönchen von Arbois, ſeiner Vaterſtadt, geweſen, dann als gemeiner Soldat in dem amerikaniſchen Kriege in die Armee eingetreten und im Augenblick der Revolution in ſein Vaterland zurückgekehrt war, hatte den Vorſitz im Club von Beſançon geführt. Ein Bataillon, das ohne Führer im Jahre 1791 durch dieſe Stadt kam, wählte ihn im Club ſelbſt zu ſeinem Commandanten. In zwei Jahren hatten ihn ſeine Energie, ſeine geiſtigen Fähigkeiten und ſeine Gewalt über die Menſchen zum Grade eines Diviſionsgenerals erhoben. Robespierre und Collot d'Herbois waren ſeine Gönner. Sie ſahen in ihm einen jener für die Republiken paſſenden Heerführer, die aus dem Dunkel hervorgegangen, beſcheiden, voll Genie, aber ohne glänzenden Namen ſind, die fähig ſind zu dienen und unfähig zu blenden. „Ich ſchwöre," ſchrieb ihnen Pichegru, als er das Commando übernahm, „den Berg triumphiren zu laſſen." Er ſollte nicht zögern, ſeine Verſprechungen zu erfüllen und ſie zu brechen, die Republik mit Ruhm zu bedecken und ſie zu verrathen, ein Mann, den ſein ſchnelles Steigen und das Bewußtſein ſeines Genies von einer chimäriſchen Dictatur auf den Trümmern der

Republik und des Königthums träumen ließ und der unheilbringend werden ſollte für beide Parteien und beſonders für ſich ſelbſt. Hoche, jung, ſchön, kriegeriſch, ein antiker Heros ſeinem Geſicht, ſeiner Geſtalt, ſeinem Arm nach, ein moderner Heros durch ſeine Studien, ſeine Beleſenheit, ſein Nachdenken, das die Stärke in die Intelligenz ſetzt, das Kind einer armen Familie, aber doch mit dem Stempel der Ariſtokratie einer großen Beſtimmung auf der Stirne, war mit ſechzehn Jahren in die franzöſiſchen Garden eingetreten, hatte um den Preis des halben Solds den Dienſt ſeiner Kameraden gethan und dieſen am Tage erworbenen Sold dazu verwendet, ſich Kriegs- und Geſchichtswerke zu kaufen, um ſich ſeine Nächte hindurch damit zu beſchäftigen und ſeinen Geiſt mit Bildung und Ruhmbegierde zu erfüllen. Nach dem Abfalle Dumouriez' war er als Adjutant des Generals Leveneur nach Paris geſendet und in den Wohlfahrtsausſchuß eingeführt worden, um ihm den Zuſtand der Armee darzulegen. Er hatte den Ausſchuß in Erſtaunen verſetzt durch die Beſtimmtheit ſeiner Antworten, die Bedeutenheit ſeiner Anſichten und durch die kriegeriſche Beredtſamkeit ſeiner Rede. Dieſe Zuſammenkunft, in der die Staatsmänner den Kriegsmann in ihm ahnten, trug ihm den Grad eines Generaladjudanten ein. Die Vertheidigung Dünkirchens hatte ihm die Beachtung Carnot's und den Grad eines Brigadegenerals eingetragen. Er bemächtigte ſich des Commandos wie ſeines natürlichen Eigenthums. Je höher man ihn erhob, deſto größer erſchien er. Das iſt eine Erſcheinung, die bei allen Männern wiederkehrt, die in den Augen der Vorſehung zu Großem beſtimmt ſind. Kunſtreiche Manöver bei Furnes und Ypern, um die Fehler Houchard's wieder gut zu machen, führten ihn wie von ſelbſt zum Commando der Moſelarmee. Hoche hatte nur einen Fehler, das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit, das oft in Verachtung ſeiner Collegen ausartete. Die höchſte Stellung in jeder Sache ſchien ihm ſo ſehr ſein Platz zu ſein, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ſie ihm ſtreitig machte. Man kann nicht ſagen, bis wohin Hoche in einer Revolution, in der dem Ehrgeize und dem Genie Alles erreichbar iſt, geſtiegen ſein würde, wenn der Tod ihn nicht in ſeinem Laufe angehalten hätte.

In der Vendée rieben die Generale, die einer nach dem andern vom Wohlfahrtsausſchuſſe abgeſendet wurden, ihre Bataillone in einem Bürgerkriege auf, der unter ihren Füßen immer wieder aufs neue wie aus dem Boden hervorwuchs. Sie gewannen Schlachten und verloren den Feldzug. Dieſer Bürgerkrieg, der gefährlichſte von allen denen, welche die Republik zu beſtehen hatte, verdient einen Platz für ſich und eine ununterbrochene Darſtellung. Wir werden dieſe Darſtellung in einen weiten Rahmen faſſen in dem Momente, wo dieſer Krieg die meiſte Lebendigkeit, die meiſte Größe und die meiſten Unfälle zeigt.

Zwei andere Herde des Aufſtandes, Lyon und Toulon, loderten in demſelben Momente im Herzen der Republik auf; ſie riefen die Blicke, die Hand und die verzweifelte Energie des Convents nach dem Süden. Wir wollen in kurzen Zügen ihre Elemente ſchildern, ihre Gährung, ihren Ausbruch und ihre Erſtickung durch die Waffen und durch die Hinrichtungen, dieſe doppelte Weiſe der Thätigkeit des Wohlfahrtausſchuſſes.

XI.

Lyon liegt, wie alle große Manufacturſtädte, genau an dem Punkte des Landes, wo der Boden, die Cultur des Landes, die Brennmaterialien, das Feuer, die Wäſſer und die dichte Bevölkerung alle für eine großartige Arbeit nothwendigen Elemente und Arme darbieten, und wo die Thäler, die Ebenen, die Straßen und die Flüſſe ſich öffnen, ſich verzweigen und vorüberfließen, um die Producte in die Provinzen und in die Meere zu bringen und zu vertheilen. Geographie und Induſtrie ſcheinen ſich unter einander zu verſtehen und mit einander die Lage dieſer weiten Werkſtätten der Menſchen zuſammenzuſetzen. Dieſe Erſcheinung beruht ſo ſehr auf einem Naturtriebe, daß man ſie ſelbſt bei den Thieren beobachtet, die anſcheinend aller Urtheilskraft baar ſind. Die großen Ameiſenhaufen und die großen Bienenſchwärme in ihren wilden Stöcken finden ſich immer am Ausgange oder der Verzweigung der Wege, der Gewäſſer und der Thäler.

Die militairiſche Lage von Lyon iſt ſeiner commerziellen

Lage entſprechend. Eine hohe Halbinſel, la Dombe genannt, erſtreckt ſich von Trevour auf der einen und von Meximieux auf der andern Seite aus zwiſchen zwei großen Strömen, der Rhone und der Saône, hin. Dieſe fruchtbare Landzunge läuft, ſich immer mehr verengend, bis auf ein hohes Plateau, la Croix-Rouſſe genannt, eine Vorſtadt Lyons. Dort ſenkt ſich das Plateau, von den beiden Flüſſen beſpült, faſt ſenkrecht in jähen Abſätzen herab und verläuft hierauf in eine niedrige und dreiſeitige Ebene bis zum Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe. Auf dieſer ſchmalen und langen Ebene liegt die Hauptmaſſe der Stadt.

Die Rhone, ein großer reißender Strom, der durch die Natur ſchlecht eingedämmt iſt, wälzt zur Linken ihre brauſenden und großen Wogen, die ſich in das tiefe Thal von Vienne, von Valence und von Avignon verlieren, das ſie ſich zum Bett nach dem Mittelmeer hin gegraben haben. Sie trägt mit ſich mit der reißenden Schnelligkeit einer Schleuſe die Kähne, die Flöße, das Holz, das Eiſen, die Ballen, die Steinkohlen, welche die Wälder, die Gruben, die Fabriken, die Schifffahrt ihrem Rücken anvertrauen.

Zur Rechten kommt die Saône, ein faſt ebenſo breiter, aber ſanfterer und leichter zu behandelnder Fluß als die Rhone, langſam aus den Gebirgen und den Thälern des ehemaligen Burgund, tritt in Lyon durch eine enge und noch durch einige Inſeln verſperrte Thalöffnung ein, gleitet zwiſchen den Quais der Stadt unter den Hügeln von Fourvières und von Sainte-Foi, die ſie von Weſten beherrſchen, hin und ergießt ſich an der ſumpfigen Spitze von Perrache in das Bett der Rhone.

Die Stadt, die allzuſehr eingeengt wird durch die beiden Flüſſe, hat ihren Umkreis überſchritten und iſt auf der Seite der Saône, ſo zu ſagen, über die Halbinſel ausgetreten. Ihre Kathedrale, ihre Gerichtshöfe und ihre friedlichſten Stadttheile liegen dichtgedrängt zwiſchen dem Berge und dem Fluſſe. Straßen ſind wie Treppen gegen die Abhänge hinangeführt. Die Häuſer ſcheinen am Felſen hinanzuklettern und an den Seiten der Hügel zu hängen. Mehrere Brücken, die einen von Stein, die andern von Holz, ſtellen die Verbindung zwiſchen dieſen beiden Stadttheilen her.

XII.

Auf der entgegengeſetzten Seite prunkt die Stadt, auf einem hohen Ufer gelegen, mit der langen und reichen Häuſerreihe ſeiner Quais Saint-Clair. Kein Hügel, keine Erhebung des Bodens dämmt die Rhone ein und hemmt die Ausſicht. Der Strom fließt beinahe in gleichem Niveau mit den tiefliegenden Fluren von Brotteaux. Die weiten Ebenen der Dauphiné, die oft durch das Austreten der Rhone überſchwemmt werden, erſtrecken ſich in die Ferne und laſſen dem Blicke freie Bahn bis zu den ſchwarzen und wellenförmigen Bergen von Bugey zur Linken und bis zu den Gipfeln der Alpen, der Schweiz, Savoyens und Italiens gerad gegenüber und zur Rechten. Der glänzende Schnee dieſer Gebirge verſchmilzt am Horizonte mit den Wolken.

Zwiſchen den Quais der Rhone und den Quais der Saône breitet ſich die eigentliche Stadt aus mit ihren volkreichen Quartieren, ihren Plätzen, ihren Straßen, ihren öffentlichen Anſtalten, ihrem Stadthauſe, ihren Märkten, ihren Hospitälern, ihren Theatern. Der enge Raum hat die verſchiedenen Stände zuſammengedrängt und die Gebäude auf einen Haufen zuſammengethürmt. Man ſieht, daß überall die Bevölkerung, die Werkſtätten, die Thätigkeit, der Reichthum, die Arbeit der Luft und dem Lichte, dieſen im Handel werthloſen Sachen, den Platz ſtreitig gemacht haben. Wenn man in die Stadt eintritt, ſo beklemmt der düſtere, ſtrenge und klöſterliche Anſtrich das Herz. Die engen Zimmer, die hohen Häuſer, das geringe Tageslicht, die verräucherten Mauern, die niedrigen Thüren, die Fenſter mit Rahmen von geöltem Papier, um die Glasſcheiben zu ſparen, die mit Kiſten und Ballen überſetzten Niederlagen, das geſchäftige, aber ſchweigende Treiben auf den Straßen, den Quais und den Plätzen, die ſorgende und beſchäftigte Miene der Bürger, die keine Zeit in müßigen Unterhaltungen verlieren, ſondern ſich mit einer Geberde begrüßen und mit einem kurzen Worte trennen, das ſie im Gehen wechſeln, das gänzliche Fehlen von Luxuswagen, von Pferden, von Spaziergängern in den reichen Quartieren — Alles kündigt

eine ernſte Stadt an, die mit einem einzigen Gedanken, der Seele dieſer Stadt der Arbeit, beſchäftigt iſt. Dieſer ſichtbare Gedanke iſt der Gewinn.

XIII.

Ihre Bevölkerung bietet in ihren Zügen einen auffallenden Gegenſatz zu der lachenden, leichten und kriegeriſchen Bevölkerung der übrigen Städte Frankreichs. Die Leute ſind groß, ſtark, von gedrungenem Baue, bei dem aber die Muskeln abgeſpannt ſind und das Fleiſch vorwiegt. Die Frauen ſind von einer idealen und faſt aſiatiſchen Schönheit und haben in ihren Augen, in ihren Mienen, in ihrem Gange eine Weichheit und Mattheit, die an das unbeſchäftigte und ſitzende Leben des Orients erinnert. Man fühlt, daß ſie für die Männer da ſind, als Gegenſtände der Zuneigung, aber nicht als Gegenſtände der Vergötterung und als Spielwerke der Luſt. Selbſt ihr Streben zu gefallen hat jenen ernſten Anſtand, der wie die Heiligkeit der Schönheit erſcheint. Ihr Blick iſt zärtlich, aber keuſch, ihre Leidenſchaften halten ſie verborgen. Es iſt die glühende Bevölkerung des Südens, gehütet durch die Sitten des Nordens.

Neben der Leichtigkeit Mittelfrankreichs und der ungeſtümen Lebhaftigkeit des ſüdlichen Frankreichs, bildet das Volk von Lyon ein Volk für ſich, eine lombardiſche Colonie, die zwiſchen zwei Flüſſen auf franzöſiſchen Boden verpflanzt und mit ihm verwachſen iſt. Sein Charakter entſpricht ſeiner Entſtehung. Obgleich durch die Natur und das Klima mit reichen Fähigkeiten begabt, iſt doch der Geiſt des Volkes paſſiv, langſam und träg. Das ausſchließliche und gleichmäßige Streben der ganzen Bevölkerung nach einem einzigen Ziele, nach dem Gewinn, hat bei dieſem Volke alle anderen Anlagen aufgezehrt. Die Wiſſenſchaften werden zu Lyon vernachläſſigt, die Künſte des Geiſtes werden kümmerlich betrieben, die Gewerbe haben den Vorzug. Die Malerei blüht. Die Muſik, die mindeſt intellectuelle und ſinnlichſte aller Künſte, wird gepflegt. Dieſe Kunſt paßt für eine Stadt, die des Abends nach einem Tage voll Arbeit ins Theater geht, um ſich ihr Vergnügen zu kaufen, wie ſie Alles kauft.

Der Andrang der Ideen und Syſteme, der die intellectuelle Welt bewegt und mit ſeinem Geräuſch erfüllt, erliſcht in dieſen Mauern. Eine ſolche Stadt wechſelt wenig ihre Ideen, weil ſie nicht Zeit hat, über ſie nachzudenken. Sie lebt von ihren Traditionen und läßt ihre Sitten und Meinungen forterben, wie ihre Goldſtücke, ohne ſie zu prüfen oder zu unterſuchen. Es iſt die Stadt der Regelmäßigkeit, der Gewohnheit und der Ordnung. Eine weiſe Routine der Sitten und des Lebens iſt neben der Sparſamkeit die Tugend, welche auf die höchſte Stufe der öffentlichen Achtung erhebt. Große Geiſter blenden, große Talente beunruhigen, weil ſie die Regel, dieſe Beherrſcherin der Sitten, verrücken. Ueberlegene Perſönlichkeiten erdulden hier den Oſtracismus des Nichtbeachtetwerdens. Auch hat Lyon oft ein großes Volk gezeigt, ſelten große Männer.

XIV.

Es begreift ſich, daß die Tugenden eines ſolchen Volkes etwas von ſeiner Natur an ſich haben. Es hat deren große und vor allen beſonders Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und Redlichkeit. Seine Tugenden ſelbſt ſind gewinnbringende. Es iſt religiös, aber nicht bis zum Fanatismus, der Enthuſiasmus vorausſetzt. Sein zahlreicher Klerus, dem man Achtung und Gehorſam erweiſt, übt eine unumſchränkte Herrſchaft über die Familien, über die Frauen, über die Erziehung der Kinder, über den Adel und über das Volk aus. Mönchs- und Nonnenklöſter aller geiſtlichen Orden bedecken die Hügel. Italien ſcheint bis hieher über die Alpen mit ſeinem kirchlichen Pompe und prieſterlichen Geiſte übergetreten zu ſein. Die Einbildungskraft des Volkes beſchäftigt ſich hier mit einer unermüdlichen Begier mit wunderthätigen Heiligenbildern, mit belebten Bildſäulen, mit beſonders heiligen Kapellen, mit Wallfahrten, mit Prophezeiungen, mit Erſcheinungen, mit Wundern. Lyon iſt eingedenk, die erſte Pflanzſtätte des Chriſtenthums in Gallien geweſen zu ſein. Die Gräber ſeiner Heiligen und ſeiner Märtyrer, ſeine Katakomben, ſeine römiſchen Kirchen, ſeine gothiſche Kathedrale von St. Jean, Alles erinnert an das Rom Galliens. Alles bewies in dem äußern Anſcheine der Stadt

und in den Gebräuchen ſeines frommen Volkes, daß der Katholicismus tiefe Wurzeln geſchlagen habe in ſeiner Seele, wie in ſeinem Boden, und daß man, um ihn auszurotten, die Stadt ſelbſt ausrotten müßte.

XV.

Lyon bildet zwei verſchiedene Städte und ſchließt anſcheinend zwei Bevölkerungen in ſich: die Handelsſtadt, welche ſich von den Höhen von Croix-Rouſſe bis zu dem Bellecourplatze erſtreckt und zum Mittelpunkte den Terreauxplatz hat, und dann die Stadt des Adels, der Capitaliſten, des reichgewordenen und zur Ruhe geſetzten Handels, die ſich um den Bellecourplatz und in den reichen Quartieren von Perrache ausbreitet. Dort die Arbeit, hier die Muße; dort die Bourgeoiſie, hier die Ariſtokratie. Aber mit Ausnahme einer ſehr geringen Anzahl Militair- und Feudalfamilien iſt dieſer Geldadel wenig verſchieden von der Bourgeoiſie, aus der er hervorgeht. Er arbeitet nicht mehr ſelbſt, das iſt wahr; aber er legt ſeine Kapitale an und überwacht ſie in den Fabriken und dem Handel dieſer Manufacturſtadt. Die Fabrikanten ſind die induſtriellen Pächter dieſer reichen Darleiher.

Die Stadt iſt weſentlich plebejiſch. Die zahlloſe, reiche, anſpruchsloſe Bourgeoiſie, die unaufhörlich aus dem Volke hervorgeht und, ohne ſich zu ſchämen, mit der Handarbeit wieder in daſſelbe zurückkehrt, erinnert an jene Körperſchaften der Seiden- und Wollengewerke in der Handelsrepublik Florenz, deren Geſchichte Macchiavelli erzählt und die, ſtolz auf ihre Induſtrie, die Werkzeuge des Walkers und des Webers in ihren Fahnen einhertrugen und Parteien im Staate und Kaſten in der Demokratie bildeten. So war damals und ſo iſt noch heute Lyon. Unter dieſer allgemeinen Bourgeoiſie breitet ſich eine Bevölkerung von zweihunderttauſend Arbeitern aus, die in der Stadt, in den Vorſtädten, in den kleinen Städten und den Dörfern des Gebiets von Lyon wohnen. Dieſe Bevölkerung wird von den Fabrikanten zu den verſchiedenen Zweigen ihrer Induſtrie und beſonders zur Seidenfabrikation verwendet.

Dieſes Arbeitervolk iſt nicht wie in andern Städten

in ungeheuern gemeinſchaftlichen Werkſtätten zuſammengedrängt, wo der Menſch wie ein Maſchinenrad betrachtet wird und ſich in dem Troß, durch die Berührung und fortwährende Reibung mit andern Menſchen herabwürdigt, verdirbt und aufreibt. Jede Werkſtätte zu Lyon iſt eine Familie, die aus Mann, Frau und Kindern beſteht. Dieſe Familie holt ſich alle Wochen Arbeit, Seide, Muſter. Die Arbeiter nehmen die rohen Stoffe mit ſich nach Hauſe, verarbeiten ſie dort und erhalten, wenn ſie ſie den Fabrikanten zurückgeben, den feſtgeſetzten Preis für jedes Stück gefertigte Seidenwaare. Dieſe Art der Fabrikation, die dem Arbeiter ſeine Individualität, ſeine Abgeſchiedenheit, ſeinen Familienherd, ſeine Sitten und ſeine Religion wahrt, iſt tauſendmal weniger der Aufſäſſigkeit und der Sittenverderbniß des Volkes förderlich, als jene Schaaren lebender Maſchinen unter der Zucht anderer Induſtriezweige, wo ein einziger Funke in den gemeinſamen Werkſtätten die Exploſion und Feuersbrunſt hervorrufen kann. Dieſe Arbeit nach dem Stücke ſtellt außerdem zwiſchen der Bourgeoiſie und dem Volke fortwährende Beziehungen und eine wechſelſeitige Gemeinſamkeit des Gewinns und des Verluſtes her, die außerordentlich geeignet ſind, beide Klaſſen durch eine Gemeinſchaftlichkeit der Sitten und durch eine Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen zu vereinigen. Die Gebirgsſtädte des Forez, Saint-Etienne, Rive-de-Giers, Vienne, Montbriſon, Saint-Chamond ſind eben ſo viele Colonien, die durch die nämlichen Induſtriezweige beſchäftigt, durch die nämlichen Sitten beherrſcht und von demſelben Geiſt belebt werden. Dieſe rings umher verſtreute und ungefähr fünfhunderttauſend Seelen ſtarke Bevölkerung von derſelben Abſtammung iſt weſentlich thätig wie die Arbeit, moraliſch wie die Religion, ſtillſitzend wie die Gewohnheit, ſparſam wie der Gewinn und conſervativ wie das Eigenthum. Alle Erſchütterung des Standes der Dinge beunruhigt ſie. Feiern oder Arbeit, Gewinn oder Verluſt ſind für dieſes Volk die ganze Politik und die ganze Regierung.

XVI.

Man ſieht ein, daß ein ſolches Volk mehr republikaniſch als monarchiſch ſein muß, denn ſeine geſellſchaftliche

Verfaſſung iſt eine Republik der Intereſſen und eine Demokratie der Sitten. Da es den Höfen fremd und von dem Adel verachtet war, mußte der Sturz dieſer höchſten Mächte des Staats mehr ſeinem plebejiſchen Stolze ſchmeicheln als es betrüben. Ueberall iſt die Arbeit republikaniſch und der Müßiggang monarchiſch. So geſchah es auch, daß, obgleich die Stadt Lyon weniger als irgend eine Stadt Frankreichs auf die Bewegung und den Geiſt der ſocialen Philoſophie, die die Revolution vorbereitete, achtete, doch die erſten Anzeichen des Sinkens der Monarchie und des Emporwachſens der Volksſouverainität ſeine Bourgeoiſie erfreuten. Es ſah darin nur den Sturz ſeiner Patrizier und die Wiederherſtellung ſeiner Municipalverfaſſung. Seit Jahrhunderten waren ſeine Municipalität und ſeine Biſchöfe ſeine Regierung geweſen, wie in den Trümmern der römiſchen Städte, die ſich durch das Mittelalter hindurch erhalten hatten. Die Reichsſtände, die Entſtehung der Nationalverſammlung, die Demüthigung des Hofes, die Erklärung der Gleichheit der Stände des Staats, die Aufhebung der Privilegien, der Fall der Baſtille, die Lehren der conſtituirenden Verſammlung, die Reformen Mirabeau's, die Popularität La Fayette's und der Lameths, die Errichtung der Nationalgarde, die Conſtitution von 1791 endlich, dieſer ganze Raub an der Ariſtokratie und der königlichen Gewalt, welcher den Thron entriſſen und von den Girondiſten dem Volke zugeworfen wurde, ſelbſt der 10. Auguſt, wo man glaubte die Lücke des Thrones leicht und nach Belieben mit einer Conſtitution, einer geordneten und auf das Eigenthum gegründeten Republik ausfüllen zu können, hatte im Principe das Wohlgefallen der Bourgeoiſie von Lyon erregt. Die Revolution von Paris hatte in Lyon ihre Gegenwirkungen, die mit Beifall aufgenommen, aber gemäßigt wurden durch den weſentlich durch das Eigenthum beſtimmten Geiſt des Landes.

Die erſten Bewegungen zu Lyon waren durch Roland und ſeine Frau angefacht worden, die damals in der Umgegend wohnten. Roland und ſeine Freunde hatten durch ihre Schriften, durch ihre Journale, durch ihre Clubs das ſchlummernde Feuer des Jacobinismus angeſchürt. Dieſes Feuer, das in dem übrigen Frankreich in ſo heller Glut

emporloderte, hatte ſich zu Lyon langſam und ſchwer entzündet. Sobald eine Lehre ſich in Wirren verwandelte und den Handel bedrohte, wurde ſie unpopulär. Die ganze bürgerliche Geſellſchaft von Lyon hatte nur ein Feldzeichen, den Thaler. Alles, was den angreift oder ihn verſchwinden läßt, iſt der Geſellſchaft feindlich. Dieſe Stadt hat das Eigenthum zu ſeinem Gotte gemacht.

Die Folge davon war geweſen, daß der Jacobinismus, da er ſeine Verbreiter, ſeine Redner und ſeine Leiter in den Reihen der handeltreibenden Bourgeoiſie und des ehrenfeſten und arbeitſamen Volkes nicht fand, ſie unter der Hefe der leichtbeweglichen Bevölkerung einer großen Stadt, unter den heimatloſen Fremden, unter in Sittenloſikeit und Schulden verſunkenen Menſchen ſuchen mußte, die bei dem allgemeinen Brande Nichts zu verlieren, aber in den Trümmern Alles zu finden hatten. Durch dieſe Zuſammenſetzung wurden die Clubs und der Jacobinismus, der dadurch in die niedrigſten Schichten herabſank, um ſo aufwiegleriſcher, überſpannter und den Bürgern verhaßter. Alles war darin extrem. Wie Bordeaux, Marſeille und Toulon hatte Lyon ſich mit Leidenſchaft den Lehren und den Männern der Gironde angeſchloſſen. Robespierre, Danton, der Berg waren hier der Mehrzahl ein Abſcheu. Der Reiche ſah in dieſem Theile des Convents die Plünderer ſeines Vermögens, das Volk die Aechter ſeiner Religion. Der Handel lag darnieder, der Luxus fiel, man fabrizirte nur noch Waffen. Von dem Tage an, an dem die Republik ſeine Banken, ſeine Märkte, ſeine Fabriken, ſeine Gewerbe, ſeine Prieſter antaſtete, erkannte Lyon die Republik nicht mehr an. Die Stadt begann ihre Klagen mit denen der Royaliſten zu vermiſchen, die aus allen benachbarten Provinzen Schutz in ſeinen Mauern ſuchten. Dieſe Stimmung erregten und entflammten die drohenden, aber in Schranken gehaltenen Clubiſten zu Lyon immer mehr.

XVII.

Es gab damals in dieſer Stadt einen eigenthümlichen Mann, von der ſchlechteſten Art der Menſchen, die in Zeiten der Unruhen auftreten, einen Fanatiker des Unmöglichen.

Es war einer jener Unſinnigen, in deren Kopfe nicht die ganze Leidenſchaft, ſondern der ganze Wahnwitz der Menge liegt, einer jener Volkspropheten, die das Volk für Gottbegeiſterte hält, weil ſie Thoren ſind, und auf die es hört wie auf ein Orakel, weil ſie ihm Geſchicke weiſſagen, die größer ſind, als der Natur nach möglich iſt, und Siege, die weiter gehen, als der menſchliche Geiſt reicht. Mit dieſer Leidenſchaft für das Unmögliche und dieſen Fernſichten in die Zukunft, durch die ſie ſich ſelbſt zuerſt täuſchen laſſen, ziehen die Menſchen dieſer Art das Volk durch Täuſchungen und durch Blut hindurch zum Abgrunde. Dieſer Menſch hieß Châlier.

Wie Marat war er aus der Fremde bei dem Feuerſcheine einer Revolution herbeigeeilt. Er war in Piemont oder in Savoyen in einer unbedeutenden Familie geboren, die aber reich genug war, um ihm eine Erziehung und eine Stellung zu geben. Er war für den Prieſterſtand beſtimmt worden, für dieſe Leiter, deren Fuß mitten im Volke ſteht und deren oberſte Sproſſen bis zu den höchſten Spitzen der Geſellſchaft hinaufſteigen, und war für dieſen Beruf bei den Mönchen von Lyon erzogen worden. Er hat hier jene Strenge, jenes innere Ringen des Geiſtes, jene äußere Ascetik, jenen Schein übernatürlicher Eingebungen und jene Brocken der religiöſen Poeſie und Beredtſamkeit ſich zu eigen gemacht, die, in ſeinem ſchwachen Kopfe in Gährung gebracht mit den Principien der Zeit, aus ihm einen jener eigenthümlicher Miſchlinge gemacht hatte, in denen der Prieſter und der Volkstribun, der Prophet und der Demagog, der Heilige und der Böſewicht ſich in einer Perſon vereinigen, um ein Ungeheuer hervorzubringen, das unbegreiflich und unerklärbar iſt. Man hätte ſagen können, wenn man Châlier ſah, daß das Schickſal von Lyon, das dem von Florenz ſo ähnlich iſt, dieſe Aehnlichkeit habe vollſtändig machen wollen, indem es dieſer Stadt einen unerklärlichen Agitator gab, der die Mitte hält zwiſchen Savonarola-und Marat.

Der Lärm der Revolution, der in ſein Kloſter drang, verfolgte den jungen Prieſterzögling bis in ſeine Studien. Er träumte von einer Wiedergeburt nach einer Sündflut. Er entſetzte ſeine Mitſchüler durch die blutigen Bilder, die ſeine Einbildungskraft erfüllten. Er ſchrieb von da ab fol-

gende Zeilen, deren abgebrochenes und unzuſammenhängendes Pathos das Springende, Gottbegeiſterte und Orakelartige des bibliſchen Styls nachahmt: „Die Köpfe ſind beſchränkt, die Herzen verſtockt.. Das Menſchengeſchlecht iſt todt. Schaffender Geiſt! Laß ein neues Leben erſtehen aus dieſem Chaos! Ich liebe die großen Plane, die Taumel, die Kühnheit, die Gewaltſtöße, die Revolutionen. Das große Weſen hat herrliche Dinge gemacht, aber es iſt zu ruhig. Wenn ich Gott wäre, ich würde die Berge, die Geſtirne, die Reiche aus ihren Grundfeſten heben; ich würde die Natur umſtürzen, um ſie neu zu ſchaffen."

Das Schickſal Châliers, das eine Fehlgeburt im Guten wie im Verbrechen war, lag ſchon völlig in der erſten Richtung ſeines Geiſtes. Der Wahnwitz iſt nur die Fehlgeburt eines ſtarken Gedankens, der aber ohnmächtig iſt, weil er nicht von der Vernunft empfangen und geleitet worden iſt. Unter dem Einfluſſe dieſer Beſeſſenheit gab Châlier die Prieſterſchaft auf, trat in ein Comptoir ein und war einige Zeit Handlungsreiſender. Er wurde aus Italien verjagt, weil er revolutionaire Grundſätze verbreitet hatte. Dieſe Vertreibung zog die Aufmerkſamkeit und die Gunſt Marat's, Robespierre's, Camille Desmoulin's und Fauchet's auf ihn. Er gründete nun unter ihren Auſpicien zu Lyon den Centralclub, einen glühenden Herd, deſſen Flamme er mit ſeinem Hauche unterhielt und Tag und Nacht durch ſein Wort anfachte. Seine Reden, die bald närriſch, bald myſtiſch waren, machten einen tiefen Eindruck auf das Volk. In ſeiner Beredtſamkeit gab es keine Begründung, Alles war lyriſch darin. Sein Ideal war entſchieden die Rolle jener falſchen Propheten in Israel, der Diener Gottes und der Erwürger der Menſchen.

XVIII.

Das geheimnißvolle Dunkel, das ſein Leben umgab, ſeine Armuth, ſeine Unbeſtechlichkeit, ſeine Hingebung an die Sache des Volks, ſein Eifer in den öffentlichen Sitzungen des Centralclubs hatten ihm einen unermeßlichen Einfluß über die Jacobiner von Lyon verſchafft. Er war durch die Wähler zum Präſidenten des Civiltribunals ernannt worden.

Digitized by Google

Man ſah oder glaubte ſeine Hand in allen Unordnungen und in allen Verbrechen zu ſehen. Dieſe Unordnungen und Verbrechen waren zu Lyon um ſo wilder geworden, je ſchwächer und bedrohter ſich die Partei Châlier's fühlte und je mehr ſie Schrecken einflößen mußte, um ſich mehr Gehorſam zu ſichern. Es entſtand ein Wetteifer in Blut zwiſchen Lyon und Paris.

Am Tage nach den Septembermorden hatte ſich eine kleine Anzahl Mörder, begleitet von Frauen und Kindern, in das Schloß von Pierre-Eiſe begeben. Man hatte elf Offiziere vom Regimente Royal-Pologne ermordet, die Tags vorher als des Royalismus verdächtig ins Gefängniß geworfen worden waren. Vergebens hatte ſich ein junges Mädchen, deren Muth ihrer Schönheit gleichkam, Fräulein von Bellecice, die Tochter des Gouverneurs des Forts, zwiſchen den Pöbel und die Opfer geſtürzt und ſich ſelbſt verwundet, indem ſie die Säbel und die Piken von dem Körper der Gefangenen abzulenken ſuchte. Vergebens war der Maire von Lyon, Vitet, ein Mann von glühenden Grundſätzen, aber von unerſchrockener Gewiſſenhaftigkeit und menſchlichen Herzens, mit einigen ergebenen Grenadieren herbeigeeilt und hatte, um die Gefangenen zu retten, bald Bitten, bald Gewalt angewendet; die Schwelle aller Gefängniſſe von Lyon war mit Leichen bedeckt. Dieſe Leichname waren am andern Tage an den Zweigen der Linden der öffentlichen Promenade Bellecour aufgehängt und wie Trophäen durch Guirlanden von verſtümmelten Gliedern mit einander verbunden worden, um das Quartier der Ariſtokraten in Schrecken zu ſetzen. Zu gleicher Zeit waren Emiſſäre des Clubs der Cordeliers von Paris, unter denen ſich Huguenin, der Redner vom 20. Juni, auszeichnete, angekommen, um den lauen Centralclub von Lyon anzufeuern. Der Pöbel hatte die Magazine geplündert und die Räuberei geregelt, indem er Commiſſäre für die Plünderung ernannte. Die Municipalität, in der die beiden Parteien, die ſich einander die Wage hielten, und die ſchwankenden Entſchließungen bald der Ordnung Kraft und bald der Unordnung Muth verliehen, wurde mehr und mehr ein Spielwerk in den Händen des Centralclubs, in dem Châlier herrſchte. Châlier, Lauſſel, ſein Genoſſe, ein blutſchänderiſcher Prieſter,

der ſeine eigne Schweſter geheirathet hatte, Roullot, Mitglied der Municipalität, endlich Cuſſet, der zum Deputirten für den Convent gewählt worden war, predigten öffentlich die Grundſätze des Agrargeſetzes und des Raubes. „Die Zeit iſt gekommen,“ ſagten ſie, „wo ſich die Weiſſagung erfüllen muß: die Reichen werden arm und die Armen werden reich werden.“ — „Wenn es dem Volke am Brote mangelt,“ proclamirte Tarpan, „ſo mache es Gebrauch von dem Rechte ſeines Elends, um ſich des Gutes der Reichen zu bemächtigen.“ — „Wollt ihr,“ ſchrieb Cuſſet, „ein Wort wiſſen, das Alles gibt, was auch in Lyon noth thut? Sterbet oder laßt ſterben!“

XIX.

Um dieſen Aufreizungen die Autorität des Schreckens zu geben, hatten dieſe Menſchen eine Guillotine von Paris kommen laſſen. Sie hatten ſie in Permanenz auf dem Bellecourplatze aufgerichtet, damit das Werkzeug an die Hinrichtung erinnere. Die Girondiſten hatten, um dieſen Ausſchweifungen Einhalt zu thun, Vitet, ihren Freund und Collegen, nach Lyon zurückgeſchickt. Vitet war im Centralclub erſchienen und hatte eine Anſprache an ihn gehalten mit der männlichen Strenge eines Bürgers, der die Aufwiegler zu überzeugen ſucht, ehe er ſie ſeine Hand fühlen läßt. Der Club hatte ihn mit Verachtung und Beſchimpfungen überhäuft. „Der große Tag der Rache iſt gekommen,“ rief Châlier aus. „Fünfhundert Köpfe ſind unter uns, die das nämliche Loos verdienen, wie der des Tyrannen. Ich werde euch ihre Liſte geben. Ihr braucht ſie blos zu treffen!“ Er ſchlug die Errichtung eines Revolutionstribunals vor, dann ergriff er ein Chriſtusbild und rief aus: „Es iſt nicht genug, den Tyrannen der Leiber umgebracht zu haben, auch der Tyrann der Seelen muß entthront werden.“ Mit dieſen Worten zerbrach er das Cruzifix und trat die Stücke mit Füßen. Von da führte Châlier den Haufen ſeiner Anhänger auf den Terreauxplatz und ließ ſie vor dem Freiheitsbaume ſchwören, die Ariſtokraten, die Rolandiſten, die Gemäßigten, die Geldſpeculanten, die Wucherer und die Prieſter ausrotten zu wollen.

Die Municipalität, die einen Augenblick in der Gewalt des Centralclubs war, ahmte auf ſein Geſuch die Hausſuchungen, das Vorſpiel zum 2. September, nach und betraute die Commiſſäre des Centralclubs damit, die Verdächtigen zu bezeichnen und zu verhaften. Die ganze Stadt war in den Händen einer Schaar untergeordneter Catilinas. Ein einziger Mann, der Maire Nivière, der Vitet im Amte gefolgt war, hielt mit der Unerſchrockenheit eines Magiſtrats des Alterthums die Kühnheit der Aufwiegler in Schranken und gab der Verzweiflung der redlichen Leute Halt und Einheit. Nivière wußte, daß Châlier und Lauſſel in der Nacht ihre Helfershelfer verſammelt, ein geheimes Revolutionstribunal ernannt, die Guillotine hergerichtet, einen Executionsplatz auf einer Rhonebrücke, von der man die Leichname in die Wellen ſtürzen wollte, ausgewählt und Proſcriptionsliſten entworfen hatten, und daß Lauſſel, als es an Henkern in hinreichender Anzahl fehlte, geſagt hatte: „Jedermann muß Henker ſein. Die Guillotine fällt von ſelbſt.“

Einige entrüſtete Ohrenzeugen der Verſchwörung hatten ſich heimlich aus der Verſammlung weggeſchlichen und den Anſchlag Châliers ruchbar gemacht. Nivière hatte ſogleich einige Bataillone und acht Stück Geſchütze um das Stadthaus herum aufſtellen laſſen. Der Kopf dieſes hochherzigen Maires war den Mördern als der erſte verſprochen worden. Er ſetzte ihn aufs Spiel für das Wohl ſeiner Vaterſtadt. Seine Feſtigkeit imponirte den Aufrührern.

„Ziehen wir uns zurück, der Streich iſt fehlgeſchlagen!“ rief Châlier aus, als er dieſe Bajonnete und dieſe Kanonen in Schlachtordnung um das Stadthaus fand. Nivière kehrte nach dieſem Triumphe in die Reihen der einfachen Bürger zurück, aber alsbald mit achttauſend Stimmen bei neuntauſend Stimmenden wiedererwählt, übernahm er die Regierung der Stadt wieder unter dem freudigen Zurufe der Beſitzenden.

XX.

Die Partei Châlier's, die nun ihrerſeits durch die Reaction der gemäßigten Republikaner bedroht ward, wurde

vor der öffentlichen Wuth gerettet durch denſelben Rivière, den dieſe Partei hatte zuerſt hinopfern wollen. Der Centralclub wurde aufgelöſt. Die Mitglieder dieſes Clubs riefen die Hülfe ihrer Brüder zu Paris an. Der Convent decretirte, daß zwei Bataillone der Marſeiller die Ordnung in Lyon wiederherſtellen ſollten. Er ſchickte drei aus der Reihe des Berges gewählte Commiſſäre, Bazire, Legendre und Rovère dahin. Aber Bataillone von Aix und Marſeille, die nach Lyon gekommen waren, voll des Geiſtes der Gironde, waren daſelbſt von der Maſſe der Bevölkerung wie Befreier begrüßt worden und hatten Châlier und ſeine Partei zum Zittern und zur Furcht gebracht. Die Jacobiner, die zur gänzlichen Ohnmacht gebracht waren, beſchloſſen einen 10. Auguſt gegen die Municipalität. Châlier erſchien wieder und ſchürte das Feuer des Centralclubs aufs neue an. „Dreihundert Römer,“ ſagte er, „haben geſchworen, die modernen Porſennas zu ermorden und ſich mit ihren Feinden unter den Trümmern dieſes neuen Sagunt zu begraben. Ariſtokraten, Rolandiſten, Gemäßigte, Egoiſten, zittert! Der 10. Auguſt kann noch einmal anbrechen; die Wogen der Saône und der Rhone werden bald eure Leichen dem Meere zuwälzen!“ Cuſſet antwortete ihm von der Höhe des Berges herab: „Die Freiheit für uns, den Tod für unſere Feinde; das iſt das Scrutinium, das die Republik reinigt.“ Ein patriotiſches Mahl vereinigte die Jacobiner am 9. Mai unter den Bäumen des Bellecourplatzes. Ermuthigt durch ihre Anzahl und den Beifallruf des Volkes, zogen ſie nach dem Mahle vor die Municipalität und forderten ſie auf, endlich das Revolutionstribunal zu errichten. Sie wurden zurückgewieſen.

Energiſchere Commiſſäre des Convents kamen nach Lyon. Es waren dies Albite, Dubois-Crancé, Gauthier und Rioche. Sie belegten die Reichen mit einer Zwangsanleihe von ſechs Millionen. Sie errichteten einen Wohlfahrtsausſchuß nach dem Vorbilde deſſen von Paris. Sie decretirten die Aufſtellung einer Revolutionsarmee. Sie erhöhten die Kühnheit Châliers und kehrten zur Alpenarmee zurück, indem ſie die Stadt der Willkür des mit dictatoriſcher Gewalt bekleideten Ausſchuſſes überließen. Der Ausſchuß beeilte ſich, die Bürger zu bedrücken, ſeine Parteigän-

ger zu bewaffnen, ſeine Feinde auf die Todesliſten zu ſetzen. Châlier veröffentlichte dieſe Liſten unter dem Titel des Wegweiſers der Patrioten. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ rief er, die Straßen an der Spitze ſeiner Jacobiner durcheilend. „Eure Feinde haben geſchworen, euch zu ermorden bis auf eure Kinder an der Mutterbruſt. Eilt euch, ſie zu beſiegen, oder begrabt euch unter den Trümmern der Stadt!“

Dieſes wilde Geſchrei hallte bis in den Convent wider, erhob auf den Ruf der Gironde die gemäßigte Partei und brachte ein Decret zu Stande, welches die Bürger von Lyon ermächtigte, die Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben. „Glaubt ihr,“ ſagt Châlier bei Empfang dieſes Decrets, „glaubt ihr, daß dieſes Decret mich einſchüchtert? Nein, es wird mit mir Volks genug erheben, um zwanzigtauſend Bürger zu erdolchen, und ich bin's, der es ſich vorbehält, euch das Meſſer in die Kehle zu ſtoßen!“ Er eilt in den Club, bewaffnet ſeine Freunde, theilt an jeden ein halbes Pfund Pulver aus, bezeichnet ihnen den Sammelplatz und bereitet den Sturm auf das Stadthaus vor. Die von dieſen Anſchlägen in Kenntniß geſetzten Sektionen bewaffnen ſich gegen die Jacobiner. Die Volksrepräſentanten Gauthier und Rioche ziehen an der Spitze von zwei Bataillonen und zwei Escadronen wieder in Lyon ein. Die mit Senſen, Piken und Keulen bewaffneten Banden Châlier's ziehen vor ihnen her und inſultiren die bewaffneten Bürger der Sektionen. Es fließt Blut. Châlier haranguirt den Club. „Vorwärts! bemächtigen wir uns,“ ſagte er, „der Mitglieder des Departements, der Präſidenten und der Secretaire der Sektionen, bringen wir ſie in einem Bündel unter die Guillotine und waſchen endlich unſere Hände in ihrem Blute!“

XXI.

Während die Sektionen ihre Verabredungen treffen, bemächtigt ſich die jacobiniſche Municipalität des Arſenals, verſchanzt ſich dort und füllt das Stadthaus mit Kanonen, Munition und Truppen. Die Sektionen, die ſich, mehr als zwanzigtauſend Mann ſtark, auf dem Bellecourplatz ſammeln, wählen zu ihrem Befehlshaber einen Tuchſcheerer, Na=

mens Madinier, einen Mann von feurigem Herzen und eiſernem Arme. Madinier nimmt das Arſenal und rückt gegen das Stadthaus. Der Repräſentant Rioche will dazwiſchentreten. „Gehen Sie,“ antwortete ihm Fréminville, der Präſident des Departements, „Sie haben jene nichtswürdigen Beſchlüſſe unterzeichnet, die nach unſerm Vermögen und unſerm Blute lechzen, wir können kein Vertrauen zu Ihnen haben. Ziehen Sie ſich zurück! Wir bekennen uns ſo gut, wie Sie, zum Republikanismus, aber wir wollen eine geſetzliche Republik und nicht die Unterdrückung durch eine Municipalität. Wenn Sie wollen, daß wir die Waffen niederlegen ſollen, ſo ſchicken Sie Ihre Truppen weg, ziehen Sie Ihre Kanonen zurück und ſuspendiren Sie die ganze Municipalkörperſchaft in ihren Functionen.“ Während dieſer Unterhandlung am Arſenale hatte ſich die Municipalität mit Linientruppen und Volkshaufen auf dem Terreauxplatze umgeben. Die Leichen der erſten auf den Straßen ermordeten Sektionsmänner waren auf den Stufen des Stadthauſes zur Schau ausgelegt, beſchimpft und verſtümmelt vom Pöbel.

Madinier, der von dieſen Ausſchweifungen unterrichtet wird, hält Rioche als Geiſel zurück und läßt ſeine Sektionen in zwei Colonnen, die eine auf den Quais der Saône, die andere auf den Quais der Rhone vorrücken, um ihre Vereinigung auf der Höhe des Stadthauſes zu bewerkſtelligen. Die Spitze der Colonne des Rhonequais wird, als ſie herankommt, niedergeſchmettert durch eine auf dem erſten Pfeiler der Brücke Morand errichtete Batterie, die den Quai in ſeiner ganzen Länge beſtreicht. Hunderte von Sektionsmännern fallen. Unter ihnen einige royaliſtiſche Offiziere und mehrere Söhne der vornehmſten Familien des Adels und Handelsſtandes von Lyon.

Die Colonne des Saônequais wird eben ſo mit Kartätſchenfeuer empfangen am Eingange des Terreauxplatzes. Sie weicht zurück und nimmt eine geſchütztere Stellung auf dem Carmeliterplatze ein, dem Stadthauſe gegenüber, aber halb gedeckt durch eine Häuſerreihe. Von da beſchießt die Colonne das Stadthaus mit ſchwerem Geſchütz. Die Jacobiner, deren Reihen gelichtet werden, verlaſſen die Säle und ſuchen Schutz in ſeinen Höfen. Der Repräſentant Gauthier

zeigt ſich den Sektionen, um zu unterhandeln. Man hält ihn als Geiſel zurück, wie ſeinen Collegen. Er unterzeichnet, durch die Sektionen in Schrecken geſetzt, die Suspenſion der Municipalität. Madinier hält zu Pferde ſeinen triumphirenden Einzug in das Stadthaus, verhaftet Châlier und ſeine Hauptmitſchuldigen und führt ſie ins Gefängniß mitten durch die Wogen des wüthenden Volkes, das ſie in ihrem Verbrechen hinopfern wollte. Dieſer Sieg der Gironde ereignete ſich am 29. Mai, zwei Tage vor dem, wo die zu Lyon ſiegreichen Girondiſten zu Paris unterlagen. Châlier, der einige Tage darauf von dem Criminalgerichtshof zum Tode verurtheilt wurde, ſah von ſeinem Kerker aus den Schein der Illumination, die zur Feier des Sieges der Gemäßigten veranſtaltet worden war. „Das ſind die Fackeln meiner Leichenfeier,“ ſagte er. „Die Lyoner begehen ein großes Unrecht, daß ſie mich zum Tode verdammen. Mein Blut wird wie das Chriſti auf ſie und auf ihre Kinder zurückfallen; ich werde zu Lyon der Chriſtus der Revolution ſein. Das Schaffot wird mein Golgatha und das Beil der Guillotine mein Kreuz ſein, an dem ich bald ſterben werde zum Heile der Republik.“

Dieſer Menſch, der aus dem Fanatismus ſeiner Demagogie nach Blut lechzte, zeigte ſich als der gefühlvollſte und zärtlichſte Menſch in ſeiner Entwaffnung durch die Gefangenſchaft. Eine Frau, von der er geliebt wurde, hatte ihm eine zahme Turteltaube zukommen zu laſſen gewußt, die er zu ſeiner Kerkergenoſſin machte und unaufhörlich liebkoſte. Dieſer Vogel ſetzte ſich, das Bild der Unſchuld auf einem Haupte voll blutiger Träume, beſtändig auf die Schultern Châlier's. Châlier ſprach nach ſeiner Verurtheilung unheilvolle Weiſſagungen über die Stadt aus. Man geſtattete ihm zum letzten Male ſeine Freunde und die Frau zu ſehen, mit der er lebte. Er tröſtete ſie ſelbſt und vermachte ihnen, was er beſaß, ohne ſeinen Vogel zu vergeſſen, den er mit Thränen badete. Die Guillotine, die Châlier von Paris hatte kommen und auf dem Terreauxplatze aufrichten laſſen, um ſeine Feinde zu opfern, verſuchte zum erſten Male ihr Beil an ſeinem eignen Kopfe. Das Kruzifix, das er bald verehrt, bald zerbrochen hatte, ließ er in ſeinem Kerker nicht mehr aus ſeinen Händen. Er betrach-

tete unaufhörlich den Gott, der den Tod des Miſſethäters geſtorben. Um vier Uhr des Morgens zum Tode verurtheilt, verwendete er den übrigen Theil des Tages dazu, ſein Teſtament abzufaſſen. Er nahm Abſchied von den übrigen Gefangenen und ging feſten Schritts zum Schaffot, indem er rechts und links das Volk betrachtete, wie um ihm ſeinen Tod vorzuwerfen. Am Fuße des Schaffots umarmte er ſeinen Beichtiger, drückte zum letzten Male das Kruzifix an ſeine Lippen und überlieferte ſich dem Henker.

Das nicht hinreichend geſchärfte Meſſer der Guillotine, anſtatt mit Einem Schlage dem Leben Châlier's ein Ende zu machen, fiel und erhob ſich fünf Mal, ohne ihn enthaupten zu können. Châlier warf dem Henker einen Blick des Vorwurfs zu und bat ihn, ſeinen Todeskampf abzukürzen. Ein ſechſter Streich machte ihm ein Ende. Er ſchlürfte ſelbſt langſam den Tod, nach dem er ſo oft das Volk hatte lechzen gemacht. Sein Durſt nach Blut wurde geſtillt, aber mit dem ſeinigen. Das Volk verabſcheute ihn anfangs, dann beklagte es ihn, dann vergötterte es ihn, wie es Marat vergöttert hatte, dann verſenkte es ſein Andenken wieder in Vergeſſenheit oder in Abſcheu, wie das Gedächtniß aller der Männer, die in ſeinen Kriſen ſeine Wuth, anſtatt ſein Recht und ſeine Tugend darſtellen. Das Blut Châlier's, das dem Convent zum Trotze vergoſſen wurde, machte jede Verſöhnung unmöglich. Lyon konnte ſich nicht unterwerfen, ohne die Rache des Berges über ſich ergehen zu laſſen. Lyon flüchtete ſich aus dem Widerſtande in die Empörung.

XXII.

Die Elemente des Aufſtandes waren zu Lyon zahlreich und verſchieden. Der Sturz der Girondiſten, die Dezimirung des Convents, die Verſtümmelung der Nationalrepräſentation zu Paris durch den 31. Mai, die lange Zeit erduldete und endlich gebrochene anarchiſche Unterdrückung durch Châlier und ſeine Genoſſen, das Vertrauen zu ihrer Stärke, das Beiſpiel des Aufſtandes von Marſeille und Toulon, die Vernichtung des Handels, die Verfolgung der Prieſter, die Unſicherheit des Lebens aller Bürger durch das Geſetz gegen die Verdächtigen, der Abſcheu gegen den Terrorismus,

der zu Paris Tropfen für Tropfen das Blut ſo vieler ruhmreicher Opfer vergoß, und endlich der Royalismus, der ſich wie in einem Aſyle zu Lyon concentrirt hatte, wohin er von allen Seiten ſeine Parteigänger herbeirief und von wo aus er ſeine Unterhandlungen mit dem Auslande wieder anknüpfte — Alles dies wirkte zuſammen, um aus dieſer Stadt die contrerevolutionaire Hauptſtadt der Republik zu machen.

Indeſſen ſteckte der Aufſtand noch nicht dieſe Farbe auf. Er hüllte ſich noch in den Schein des Republikanismus. Die Adminiſtratoren und die Sektionspräſidenten, die am Stadthauſe geſiegt hatten, waren Männer der Revolution und dem Syſteme der Girondiſten ergeben. Sie ſetzten ihren Ehrgeiz nur in die Hoffnung, die Freunde Vergniaud's und Roland's wieder zu erheben und zu rächen. Die beiden nach Lyon geflüchteten Deputirten dieſer Partei, Chaſſet und Biroteau, unterhielten durch ihre Reden und ihre Beſchwerden den Geiſt der Gironde. Die Regierung der Stadt hatte die Formen der Dictatur angenommen. Sie beſtand aus von den Sektionen ernannten und abgeordneten Adminiſtratoren. Sie nannten ſich republikaniſche Volkscommiſſion. Dieſe Abgeordneten waren unter dem Einfluſſe des Abſcheus gegen die Jacobiner ernannt worden. Man hatte die Leute gewählt, welche ſich am weiteſten durch ihre Meinung von den Terroriſten entfernten und ſich folglich auch am meiſten den Gegenrevolutionairs näherten. Von einem gegen die Republik empörten Republikaner zu einem gegen ſie conſpirirenden Royaliſten iſt ein ſo kleiner Schritt, daß die Handlungen und die Leute nicht verfehlen konnten, früher oder ſpäter mit einander zu verſchmelzen. Der Kampf gegen eine gemeinſame Unterdrückung wird unwillkürlich eine gemeinſame Sache. Das geſchah auch zu Lyon ohne Wiſſen der Leute, aber durch die Macht der Umſtände.

Die republikaniſche Volkscommiſſion hatte zum Präſidenten Rambaud, deſſen monarchiſche Grundſätze und Gefühle notoriſch waren. Die andern Mitglieder waren entrüſtete Girondiſten oder blosgeſtellte Gemäßigte, denen die Unterwerfung unter den Convent keine Ausſicht ließ, als den Tod. Der Handelsſtand, der keine andere Meinung hat, als ſein Intereſſe, jammerte Tag für Tag über den

Ruin der Geſchäfte und beklagte heimlich das Königthum, als eine ſichere Bürgſchaft der Arbeit, des Credits und der Sicherheit. Der Adel und die Prieſter, die in Maſſe nach Lyon geflüchtet und da verborgen waren, warfen noch ihren Groll in dieſen Herd der Empörung. Sie hofften einen innern Vulkan daraus zu machen, deſſen Explosion die Republik in die Luft ſprengen und die Straße nach Frankreich und zum Throne wieder den Emigrirten und den geächteten Prinzen öffnen ſollte.

XXIII.

Seit langer Zeit waren ſchon die Augen der ausgewanderten Royaliſten hoffend auf Lyon gerichtet. Sobald dieſe Stadt mit dem Convente gebrochen hatte, glaubten ihre Emiſſäre, ſie habe mit der Republik gebrochen. Sie erſchienen wieder, um ſich der Bewegung zu bemächtigen und ſie dem Königthum zuzuwenden. Der Graf von Artois war damals als Flüchtling zu Hamm auf preußiſchem Gebiete. Er ſandte alsbald den General Marquis d'Autichamp nach Savoyen, mit dem Befehl, ſich in der Nähe über den Charakter des Aufſtandes zu unterrichten, dem Turiner Hofe Entſchloſſenheit zu geben und ihn zu veranlaſſen, imposantere Streitkräfte gegen Chambery vorrücken zu laſſen.

Ein anderer Offizier dieſes Prinzen wurde nach Bern geſchickt, um die Schweiz zu vermögen, ſich gegen Frankreich zu erklären und ihre Streitkräfte mit denen des Königs von Sardinien zu vereinigen, um einen entſchiedenen Schlag gegen die Republik zu führen. Zwei Abgeſandte des Königs von Sardinien, der Baron des Etolles und der Graf de Maiſtre, der ſtets Lügen geſtrafte, aber ſtets fortdonnernde Prophet der alten Ordnung der Dinge, unterſtützten in dieſem Augenblicke bei den helvetiſchen Cantonen die Bemühungen der Emigrirten. Lord Fitz Gerald, der Geſandte des engliſchen Cabinets, bearbeitete die Cantone in dem nämlichen Sinne. Aber die ariſtokratiſchen Cantone, die in ihrem eigenen Lande durch den revolutionairen Geiſt bedroht wurden, der bei ihnen unter dem Boden glimmte, wagten es nicht, eine Bewegung zu machen, die vielleicht das Signal zum Zuſammenſturz ihrer Verfaſſung ſein konnte. Der

Hof von Sardinien, der eine Verſtärkung von acht- oder zehntauſend Oeſtreichern erhalten hatte, warf in aller Eile ſeine Hauptſtreitkräfte in die Grafſchaft Nizza, um vor Allem Piemont zu decken, und begnügte ſich Schritt für Schritt die Schluchten Savoyens gegen die ziemlich ſchwachen Bataillone Kellermann's zu vertheidigen. Der Marquis von Autichamp und die Offiziere Condé's erkannten bald die Unmöglichkeit, offen Emigrirte zu den Leitern einer Bewegung zu machen, die den Anſchein des Republikanismus bewahrte. Die Royaliſten von Lyon und des Innern mußten auf jede Hoffnung auf eine kräftige Intervention von Außen verzichten. Sie ſetzten ihre Hoffnung nur auf die Zeit, auf ihre Klugheit und auf den Sieg, um das Königthum zu Lyon auf den Trümmern der girondiſtiſchen Partei wieder zu erheben. Abgeſehen von dem Theile der Bevölkerung, der ihnen durch die Gleichheit der Meinung ergeben war, zählten ſie in der Stadt viertauſend unvereidigte Prieſter und ſechstauſend Adlige, die entſchloſſen waren, die Waffen gegen die Truppen des Convents zu ergreifen.

XXIV.

Jeder Verſuch zur Verſöhnung war von nun an zu ſpät. Lyon eilte zu den Waffen. Die republikaniſche Volkscommiſſion ließ die Schanzarbeiten beginnen, Kanonen gießen, Redouten errichten, Proviant herbeiſchaffen, eine von der Stadt gewährleiſtete Nothmünze von mehreren Millionen in Umlauf ſetzen und eine beſoldete Armee von neuntauſend Mann anwerben. Sie verwarf nach einer förmlichen Berathung die Conſtitution von 1793. Endlich ernannte ſie den Generalcommandanten ihrer Streitkräfte.

Dieſer General, deſſen bisher unbekannter Name die Royaliſten zufrieden ſtellte, ohne allzugroßes Mistrauen bei den Republikanern zu erwecken, war der Graf von Précy. Herr von Précy, ein Edelmann aus dem Charolais, ehemaliger Oberſt des Regiments der Vogeſen, gehörte jenem Theile des militairiſchen Adels an, der ſich nicht entnationaliſirt hatte durch die Auswanderung, der den Patriotismus des Bürgers mit der Treue des Edelmanns zugleich be-

wahrte, der monarchiſch war aus Ehre, patriotiſch durch den Zeitgeiſt, Franzoſe durch das Blut. Er hatte in Corſika, in Deutſchland und in der conſtitutionellen Garde Ludwig's XVI. gedient. Er vereinigte in ſich die gleiche Verehrung gegen die Conſtitution und gegen den König. Er hatte am 10. Auguſt mit den treuen Offizieren gekämpft, welche den Thron mit ihren Leibern decken wollten. Er hatte den Tod ſeines Gebieters beweint, aber er hatte ſeinem Vaterlande nicht geflucht. Auf ſein Landgut von Semur in Brionnais zurückgezogen, hatte er dort ſchweigend das Geſchick des verfolgten Adels über ſich ergehen laſſen. Die Freunde, die er zu Lyon beſaß, hatten ihn der republikaniſchen Commiſſion als den geeignetſten Führer bezeichnet, um die gemiſchte Bewegung, welche Lyon gegen die Anarchie zu unternehmen wagte, leiten und lenken zu können. Nichts deſto weniger machten ihn die Mäßigung ſeines Charakters, die Uebung in der Behandlung der Soldaten und jene den Leuten ſeiner Provinz angeborene Gewandtheit fähig, dieſe verworrenen Meinungen zu einer gewiſſen Einheit zu vereinigen, ſich ihr Vertrauen zu erhalten und ſie zum Ziele zu führen, ohne es ihnen vorher zu enthüllen. Précy war einundfunfzig Jahr alt. Aber ſein kriegeriſches Aeußere, ſeine offene Miene, ſein blaues und klares Auge, ſein feines und beſtimmtes Lächeln, die natürliche Gabe des Befehlens und Ueberzeugens zu gleicher Zeit, und ſein unermüdlicher Körper machten ihn zu einem dem Auge des Volkes angenehmen Führer.

XXV.

Die Deputirten Lyons reiſten ab, um Herrn von Précy das Commando anzubieten. Sie fanden ihn, wie die Römer einſt den Dictator gefunden hatten, auf ſeinem Felde, ſein Gemüſe und ſeine Blumen bauend. Ein antikes Zwiegeſpräch entſpann ſich, auf dem Felde ſelbſt, im Schatten einer Hecke zwiſchen dem Soldaten und den Bürgern. Précy erklärte beſcheiden, daß er ſich der Stellung nicht gewachſen fühle, die man ihm anbiete, daß die Revolution ſeinen Degen zerbrochen und das Alter ſein Feuer gedämpft habe, daß der Bürgerkrieg ſeinem Innern wider-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſtrebe, daß dies ein äußerſtes Mittel ſei, das weit mehr zu Grunde richte, als rette, daß man, wenn man ſich in ihn hineinſtürze, keine andere Zuflucht mehr behalte, als den Sieg oder den Tod, daß die organiſirten Streitkräfte des Convents, gegen eine einzige Stadt gerichtet, früher oder ſpäter Lyon vernichten würden, daß man ſich nicht verhehlen dürfe, daß die Kämpfe und die Hungersnoth einer langen Belagerung eine große Anzahl ihrer Bürger aufzehren würden und daß das Schaffot die Reihen der Ueberlebenden lichten werde. „Wir wiſſen das," ſagten die Unterhändler Lyons, „aber wir haben in unſern Gedanken das Schaffot gegen die Despotie des Convents gewogen und haben das Schaffot gewählt." — „Und ich," rief Précy aus, „beſteige es gern mit ſolchen Männern!" Er zog ſeinen Rock an, der an den Zweigen eines Birnbaums hing, kehrte in ſeine Wohnung zurück, um ſeine junge Frau zu umarmen und ſeine ſeit achtzehn Monaten verborgenen Waffen zu holen, und folgte den Lyonern.

Bei ſeiner Ankunft legte er die Bürgeruniform an, ſteckte die dreifarbige Kokarde auf und ſtieg zu Pferde, um die Municipalarmee die Revue paſſiren zu laſſen. Die Bataillone der beſoldeten Truppen und die Nationalgarden, die in Schlachtordnung auf dem Bellecourplatze ſtanden, um den General zu empfangen, begrüßten Précy mit einſtimmigem Zurufe. Das Commando der Artillerie war Herrn von Chenelette, Oberſtlieutenant dieſer Waffengattung, einem völlig kriegskundigen Offiziere und wegen ſeiner Tugenden und Talente des Friedens geſchätztem Bürger, übergeben worden. Der Graf von Virieu erhielt das Commando der Cavaleri. Der Graf von Virieu war der Mann, der der Erhebung Lyons den ausgeſprochenſten royaliſtiſchen Charakter gab. Ein berühmter Redner der conſtituirenden Verſammlung, hatte er beim Beginne der Revolution die Anerkennung der Rechte der Nation gefordert, der Verſammlung von Vizille in der Dauphiné beigewohnt, in den Reichsſtänden die Vertretung nach Köpfen und nicht nach Ständen verlangt und war mit den ſiebenundvierzig Mitgliedern des Adels am 25. Juni auf die Seite des Volkes übergegangen. Seitdem hatte es geſchienen, als ob der Graf von Virieu ſeine volksthümlichen Handlungen bereut habe. Er

hatte ſich beeilt, den Thron zu ſtützen, nachdem er ihn erſchüttert hatte. Er hatte wie Mounier, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre und Cazalès, ſeine Freunde, die Revolution auf die Eroberung eines zwiſchen zwei Kammern getheilten Repräſentativrechtes nach dem Vorbilde Englands zurückführen wollen. Der Kampf der Ariſtokratie und der durch die Monarchie gemäßigten Demokratie erſchien ihm als die einzige Regierungsform der Freiheit. Seitdem die Nationalverſammlung dieſen Kreis durchbrochen hatte, in den die Ariſtokratie den dritten Stand einſchließen wollte, waren ihm alle Schritte der Revolution als Ausſchweifungen, alle ihre Handlungen als Verbrechen erſchienen. Er hatte ſich von ihr losgeſagt, wie man ſich von einer verbrecheriſchen Verſchwörung losſagt, indem man den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelt und ſeinen Irrthum verwünſcht. Er hatte ſich gänzlich der Wiederherſtellung der zerſtörten Monarchie und Religion geweiht. Er unterhielt einen Briefwechſel mit den Prinzen. Er war in der Dauphiné, ſeiner Heimat, und zu Lyon der Politiker der verbannten Monarchie. Außerdem ließ ihn ſein religiöſer Glaube, der durch die Verfolgung des Cultus neu belebt und in ſeiner Seele bis zur Erleuchtung geſteigert worden war, nach dem Tod für ſeinen König und ſeinen Gott trachten, wie er nach dem Tode für die Freiheit getrachtet hatte. Ihm, der einem berühmten Geſchlechte, einem geächteten Stande, einem verfolgten Cultus angehörte, mußte der Bürgerkrieg dreimal heilig erſcheinen, als Ariſtokraten, als Monarchiſten und als Chriſten. Als unerſchrockener Soldat, als gewandter Redner, als geſchickter Politiker beſaß er alle für ein Parteihaupt erforderlichen Eigenſchaften. Indem ihm Lyon die zweite Stelle im Commando übertrug, verrieth es im voraus nicht den eingeſtandenen Zweck, wohl aber den Rückgedanken ſeines Aufſtandes.

XXVI.

Der Convent ſeinerſeits nahm den Kampf an mit der unbeugſamen Entſchloſſenheit einer Macht, die nicht vor der Amputation eines Gliedes zurückbebt, um den ganzen Körper zu retten. Die Einheit der Republik erſchien koſtbarer als die zweite Stadt Frankreichs. Der Convent wäre ſelbſt

Digitized by Google

nicht mehr vor der Vernichtung von Paris zurückgeſchreckt. Das Vaterland war in ſeinen Augen nicht eine Stadt, ſondern ein Princip. Er hatte keinen Augenblick des Zauderns, er glaubte ſich in ſeinem Rechte und fand ſeine Stärke in dieſer Ueberzeugung.

Er befahl Kellermann, dem Obergeneral der Alpenarmee, die Grenzen weniger zu beachten und ſeine Streitkräfte um Lyon zu concentriren. Kellermann, der mit Dumouriez um die Ehre des Sieges von Valmy ſtritt, hielt in dieſem Augenblicke allein die Wucht der Oeſtreicher, der Allobrogen und der Piemonteſen aus, deren Streitkräfte auf dem jenſeitigen Abhange der Alpen immer mehr anwuchſen. Savoyen, das getheilt war zwiſchen der Zuneigung zu den franzöſiſchen Principien und ſeiner Treue zu ſeinem Fürſten, brach in den gebirgigen Theilen von Faucigny und Conflans in Aufſtand gegen die Franzoſen aus. Mit einer kleinen Truppenzahl erdrückte Kellermann überall dieſen Widerſtand. Dieſes kleine Armeecorps erſchien in Savoyen wie ein beweglicher Damm von einem Thale im andern, indem es die Gebirgsrücken überſtieg, und hielt überall den Aufſtand zurück, der von den Höhen auf die Franzoſen hereinbrechen wollte.

Kellermann gehörte zu jenen geſchickten und im Gefechte unerſchrockenen Militairs, die mehr dazu geſchaffen ſind, Soldaten zu führen, als ſich in den Kampf der Parteien zu miſchen. Er wollte wol der Führer der Armeen der Republik ſein, aber nicht der Vollſtrecker ihrer Bluturtheile. Er fürchtete den Ruf des Zerſtörers von Lyon vor der Nachwelt. Er wußte, welcher Abſcheu ſich an den Namen der Männer knüpft, die ihr Vaterland verſtümmelt haben. Der Beiname des Marius des Südens ſchreckte ihn zurück. Er temporiſirte eine Zeit lang, verſuchte den Weg der Unterhandlungen und ſchickte, während er ſeine Truppen ſammelte, Aufforderung auf Aufforderung an die Lyoner. Alles war vergebens. Lyon antwortete ihm nur mit Bedingungen, welche dem Convente den Widerruf des 31. Mais, die Wiedereinſetzung der girondiſtiſchen Deputirten, die Misbilligung ſeiner eignen Handlungen, die Demüthigung des Berges auferlegten. Kellermann zog, von den Volksrepräſentanten Gauthier, Rioche und Dubois-Crancé gedrängt,

Digitized by Google

die noch unvollſtändige Blokade enger um die Stadt. Der Wohlfahrtsausſchuß ließ Couthon und Maignet abgehen, um die Departements Auvergne, Burgund, Jura, Breſſe und Ardèche in Maſſe zu erheben uud Lyon mit der Flut freiwilliger Patriotenbataillone zu überſchwemmen, die der Schrecken auf den Ruf der Repräſentanten wie aus der Erde erſtehen ließ. Schon rückten an den Ufern der Saône, auf den Ufern der Rhone, durch die Gebirge von Ardèche und die volkreichen Thäler der Auvergne und Allier von Reverchon, Javoques, Maignet und Couthon geführte Colonnen auf allen Straßen vor, die nach Lyon führen. Die Bauern bedurften keiner Disciplin, um hinter den Linientruppen oder in den Zwiſchenräumen, die die Lager trennten, Mauern von Bajonneten zu bilden, die die Blokade enger ſchloſſen und die Stadt erdrückten.

XXVII.

Lyon hatte keine Feſtungswerke, als auf den Höhen von Croix-Rouſſe, dem Plateau, welches die beiden Flüſſe trennt, und auf der Hügelkette, die ſich längs des Laufes der Saône vom Felſen von Pierre-Enciſe, wo dieſer Fluß in die Stadt tritt, bis zur Vorſtadt Sainte-Foi erſtreckt, die ſich am äußerſten Ende dieſer Hügel nicht weit vom Zuſammenfluſſe der Saône und Rhone erhebt. Dieſer Zuſammenfluß ſelbſt vertheidigte die Stadt auf der Südſeite. Eine Brücke, genannt Pont de la Mulatière, führte an dieſem Vereinigungspunkte der beiden Flüſſe über die Saône. Durch Redouten vertheidigt, hemmte dieſe Brücke den Uebergang der Belagerungscolonnen. Zwiſchen der Stadt und der Mulatière läuft eine gerade, leicht abzubrechende und zu vertheidigende Chauſſee auf dem Rhoneufer hin. Der übrige Raum, der die Landſpitze Perrache bildet, war ein niedriges, ſumpfiges, von Lachen und Kanälen durchſchnittenes Terrain, das mit Weiden und Röhricht wie mit Paliſſaden beſetzt, der Artillerie unzugänglich und zur Vertheidigung durch eine geringe Anzahl im Hinterhalt liegende Tirailleurs geeignet war. Auf der Weſtſeite und gerad gegenüber, wo die niedrigen Ebenen der Dauphiné liegen, hatte Lyon keine andere Schutzwehr, als die Rhone, deren Breite und

reißender Lauf unter ſeinen Quais einen fließenden Graben bilden, der unüberſchreitbar iſt. Man hatte dieſe natürliche Schutzwehr nur durch zwei Redouten zu verſtärken gehabt, die ſich an den Brückenköpfen des Pont de la Guillotière und des Pont Morand erhoben, an den einzigen Punkten, die damals die Verbindung der Stadt mit dem Quartier von Brotteaux und mit der Vorſtadt La Guillotière, welche jenſeits des Fluſſes lagen, herſtellten. Lyon hatte nur vierzig Kanonen, um dieſen ungeheuern Umkreis zu beſetzen; aber man goß alle Tage neue und unter der unermüdlichen Anfeuerung des Generals Préry und ſeines Generalſtabes boten die Wälle, die Batterien, die Redouten die geſprengten oder zum Abbrechen fertig gemachten Brücken den Conventstruppen den Anblick einer furchtbaren Rüſtung zum Widerſtande.

XXVIII.

Die Belagerungsarmee rückte in ihre Stellung in den erſten Tagen des Auguſts ein. Sie war in zwei Lager getheilt, in das Lager von La Guillotière, zehntauſend Mann ſtark, mit einer zahlreichen Artillerie verſehen und von dem General Vaubois befehligt (dieſes Lager umſchloß die Rhone und verſchloß den Lyonern die Dauphiné, Savoyen und die Alpen); und in das Lager von Mirebel, das ſich vom Norden der Rhone bis zur Saône ausdehnte, über das Plateau La Dombe, das die beiden Flüſſe trennt, hinausging und die Vorſtadt Croix Rouſſe, die ſtärkſte Stellung, bedrohte.

Kellermann hatte ſein Hauptquartier im Schloſſe La Pape, in geringer Entfernung von Mirebel auf dem ſteilen Ufer der Rhone, aufgeſchlagen. Eine am Fuße des Schloſſes geſchlagene Schiffbrücke ſtellte die Verbindung zwiſchen den beiden republikaniſchen Armeen her. Die Bataillone aus Ardèche, Forez, Auvergne und Burgund, die durch die Repräſentanten dieſer Departements geführt wurden, häuften ſich nach und nach auf einer unermeßlichen Linie, die ſich vom rechten Ufer der Rhone über ihren Zuſammenfluß hinaus bis zu den Plateaus von Limoneſt erſtreckte, die den Lauf der Saône vor ihrem Eintritt in Lyon beherrſchen.

Aber dieſe wellenförmige, ſchwache Truppenlinie, die an verſchiedenen Stellen durch die vorgerückten Abtheilungen der Lyoner und durch die Städte St. Etienne, St. Chammond und Montbriſon, die gemeinſchaftliche Sache mit den Belagerten machten, unterbrochen war, ließ Lyon in freier Verbindung mit dem Gebirge von Vivarois und mit der Straße nach Paris durch das Bourbonnais. Dieſe Städte und die umliegende Bevölkerung lieferten, wie eben ſo viele treue Colonien, Waffen, Lebensmittel und Streiter. Sie dienten als Vorpoſten der Vertheidigung. Das Schlachtfeld hatte auf dieſe Weiſe eine Ausdehnung von nicht weniger als dreißig Quadratmeilen.

So wie nun die Belagerungscolonnen in ihre Stellungen einrückten, beſetzten ſie dieſe Städte, dieſe Dörfer und dieſe Vorpoſten und drängten die Armee Précy's in die befeſtigten Poſten, hinter die Redouten oder unter die Wälle der Stadt zurück. Précy gewöhnte ſo ſeine mobile Armee von ungefähr zehntauſend Streitern an das Gefecht. Er machte aus dem Corps der beſoldeten Truppen und den jungen im Feuer erprobten Freiwilligen den Kern und die Hauptmacht ſeiner innern Vertheidigung. Der Enthuſiasmus für ihre Sache, die leidenſchaftliche Liebe zu ihrem General, den ſie immer zu Pferde als den Erſten im Feuer und beim Bajonnetangriff unter ſich ſahen, der Lohn, den ſie durch ſeinen Blick erhielten, der Ruhm, den ſie unmittelbar nach dem Kampfe in den Umarmungen ihrer Mütter, ihrer Frauen, ihrer Schweſtern, ihrer Mitbürger genoſſen, hatte aus dieſen jungen Leuten, die faſt alle Royaliſten waren, eine Heldenſchar gemacht. Mit ihnen that Précy jene Wunder der Tapferkeit, der Schnelligkeit und Standhaftigkeit, die länger als zwei Monate ganz Frankreich vor einer Handvoll Streiter, inmitten einer ſchwankenden, unaufhörlich beſchoſſenen, in Brand geſteckten und ausgehungerten Stadt aufhielten.

XXIX.

Das Bombardement begann am 10. Auguſt, einem Jahrestage von glücklicher Vorbedeutung für die Republik. Die Batterien Kellermann's und Vaubois' ließen achtzehn

Tage hindurch ohne Unterbrechung Bomben, glühende Kugeln und Brandraketen auf die Stadt regnen. Verrätheriſche Signale, die des Nachts von den Freunden Châlier's gegeben wurden, bezeichneten die Quartiere und die Häuſer, die in Brand zu ſtecken waren. Die Kugeln wählten ſich ſo ihr Ziel und die Bomben zerplatzten faſt immer auf den Straßen, auf den Plätzen und auf den Wohnungen der Feinde der Republik. Während dieſer ſchreckensvollen Nächte geriethen der reiche Quai Saint-Clair, der Bellecourplatz, der Tempelhafen, die Rue Mercière, eine unermeßliche Straße von Niederlagen voll der Reichthümer der Fabriken und des Handels, dreihundertmal durch die Beſchießung in Brand und verzehrten in ihrer Feuersbrunſt Millionen des Verdienſtes der Arbeit von Lyon und begruben Tauſende von Einwohnern unter den Trümmern ihres Vermögens.

Das einen Augenblick entſetzte Volk hatte ſich bald an dieſes Schauſpiel gewöhnt. Die Wildheit ihrer Feinde rief bei ihm neue Entrüſtung hervor. Die Sache des Kriegs, die anfangs nur die Sache einer Partei war, wurde ſo eine Sache Aller ohne Ausnahme. Das Verbrechen der Brandſteckung Lyons erſchien den Bürgern wie ein Sacrilegium der Republik. Man begriff nicht mehr, wie eine Ausgleichung mit dieſem Convente möglich ſein ſollte, der die Brandſtiftung zu Hilfe nahm und Frankreich in Flammen ſteckte, um es einer Meinung zu unterwerfen. Die ganze Bevölkerung bewaffnete ſich, um ihre Wälle bis zum Tode zu vertheidigen. Nachdem ſie ihren Herd, ihr Gut, ihre Wohnungen und ihre Reichthümer geopfert hatte, koſtete es ihr wenig Ueberwindung mehr, auch ihr Leben zu opfern. Der Heldenmuth wurde eine Gewöhnung. Die Frauen, die Kinder, die Greiſe hatten ſich in wenig Tagen mit dem Feuer und dem Zerplatzen der Bomben vertraut gemacht. Sobald eine Bombe ihren Bogen über ein Quartier oder ein Dach beſchrieb, ſo ſtürzten ſie nicht fort, um ihr zu entfliehen, ſondern herbei, um ſie auszulöſchen, indem ſie ihr die Lunte ausriſſen. Wenn ihnen dies gelang, ſo ſpielten ſie mit der verlöſchten Kugel und trugen ſie zu den Batterien der Stadt, um ſie dem Feinde zurückzuſchicken; wenn ſie zu ſpät kamen, ſo warfen ſie ſich zu Boden und erhoben ſich wieder, nachdem die Bombe zerplatzt war. Löſchmann-

Digitized by Google

ſchaften wurden überall organiſirt, die durch Händeketten das Waſſer aus den beiden Flüſſen zur Brandſtätte brachten. Die ganze Bevölkerung war in zwei Theile getheilt, von denen der eine auf den Wällen kämpfte und der andere das Feuer löſchte, den Vorpoſten Munitionen und Lebensmittel brachte, die Verwundeten in die Hospitäler zurücktrug, die Wunden verband und die Todten begrub. Die von dem unerſchrockenen Madinier befehligte Nationalgarde zählte ſechsunddreißigtauſend Bajonnete. Sie hielt die Jacobiner im Zaume, entwaffnete die Clubiſten, ließ die Requiſitionen der Volkscommiſſion ins Werk ſetzen und lieferte zahlreiche Abtheilungen von Freiwilligen für die bedrohteſten Poſten. Précy, Virieu, Chenelette, die überall waren und unaufhörlich zu Pferde die Stadt durchſprengten, um von einem Fluſſe zum andern zu fliegen und zu kämpfen, eilten von den Wällen zum Kriegsrathe und vom Kriegsrathe zum Gefechte. Die Volkscommiſſion, in der der Arzt Gilibert, ein glühender und muthiger Girondiſt, den Vorſitz führte, wankte weder vor der Verantwortlichkeit, noch vor dem Tode zurück. Dem Siege oder dem Tode geweiht, hatte ſie durch die gemeinſame Gefahr die Macht erlangt, die ſie unter der Zuſtimmung Aller ausübte. Das Machtanſehen iſt das Kind der Nothwendigkeit. Alles beugte ſich ohne Murren unter die Regierung des Belagerungszuſtandes.

XXX.

Die niedergehaltenen, entwaffneten und überwachten Jacobiner verbargen ſich in ihre Vorſtädte, flüchteten ſich in die republikaniſchen Lager und zettelten im Verborgenen eitle Complote an. Während der Nacht vom 24. zum 25. Auguſt und unter der Verwirrung des Bombardements des Bellecourplatzes verzehrte das von der Hand einer Frau angelegte Feuer das Arſenal, ein unermeßliches Gebäude auf dem Ufer der Saône am äußerſten Ende der Stadt. Die Exploſion erſchütterte, verwüſtete und beſtürzte die Stadt. Dieſe Nacht ließ Tauſende von Centnern von Munition in die Luft aufgehen und entwaffnete theilweiſe den Aufſtand; aber ſie entwaffnete weder die Arme, noch die Herzen der Lyoner. Die Belagerten thaten beim Scheine der Feuers-

brunſt einen Ausfall von dreitauſend Mann, der die republikaniſchen Truppen von den Höhen von Sainte-Foi vertrieb.

Das Bombardement brachte neue Trümmer, aber keine Fortſchritte gegen den Platz hervor. Der Convent machte Kellermann Vorwürfe. Die bei der Armee anweſenden Volksrepräſentanten klagten ſeine Lauheit und ſein Zaudern an. Die Sardinier benutzten ſeine Abweſenheit, um Savoyen wieder zu erobern. Kellermann ſchützte die Nothwendigkeit ſeiner Anweſenheit bei der Alpenarmme vor und verlangte ſeine Erſetzung bei der Armee von Lyon durch einen andern General. Der Wohlfahrtsausſchuß ernannte den General Doppet an die Stelle Kellermanns. Doppet hatte den Vortrab Carteaux' gegen Marſeille commandirt und war in den Bürgerkriegen geübt.

Bis zur Ankunft Doppet's im Lager wurde das Commando Dubois-Crancé anvertraut.

Dubois-Crancé, Volksrepräſentant und Unterbefehlshaber Kellermann's, trug in den Krieg das ungeſtüme Feuer ſeines Republikanismus über. Von adliger Geburt, aber ein Ueberläufer von der Sache der Könige, wollte Dubois-Crancé Lyon vernichten als Soldat, aber noch mehr als Republikaner. Er ſah in ſeinen Mauern zwei Gegenſtände des Haſſes, die Gironde und den Royalismus. Er hauchte ſeiner Armee, die alle Tage wuchs, die Energie und die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Seele ein. Der Bogen von Eiſen und Feuer, der ſich ſeit einem Monate über Lyon wölbte, wurde immer dichter. Er ließ durch die Armee Reverchon's, die von der Höhe von Limoneſt herabſtieg, das Schloß La Duchère angreifen. Dieſer durch viertauſend Lyoner und durch Redouten vertheidigte Poſten beherrſchte die Vorſtadt Vaiſe. In der folgenden Nacht rückte Dubois-Crancé ſelbſt unter dem Schutze eines ſchrecklichen combinirten Feuers aller ſeiner Batterien an der Spitze der Bataillone von Ardèche gegen die Redouten der Belagerten vor, die die Brücke von Oullins und die Brücke La Mulatière deckten. Er nahm ſie mit dem Bajonnete, bevor die dreihundert Lyoner, die ſie bewachten, die Brücke hatten ſprengen können. Die Halbinſel Perrache lag auf dieſe Weiſe den Republikanern offen. Die Höhen von Sainte-Foi waren ihnen durch Verrath in

Digitized by Google

die Hände geliefert worden. Der wachhabende Corporal in der Hauptredoute während der Nacht des 27. Septembers ſtellte eine vorgerückte Schildwache an einen Platz, von wo aus man nichts ſehen konnte. Dann ging er ſelbſt zu den Vorpoſten der Republikaner und verrieth ihnen das Loſungswort der Belagerten. Die Republikaner drangen durch dieſes Loſungswort in die Redouten ein und ſtießen den Poſten nieder.

Die Einnahme der Redouten von Sainte-Foi ſtellte alle Höhen Lyons im Weſten blos. Précy entſchloß ſich, einen verzweifelten Verſuch zu machen, dieſe Stellungen wieder zu nehmen. Er rückte an der Spitze ſeiner auserwählteſten Bataillone gegen die in ihrer Eroberung verſchanzten Republikaner vor. Anfangs wird er durch das Feuer ihrer Redouten zurückgeworfen. Sein Pferd wird getödtet und kommt auf ihn zu liegen. Er macht ſich frei, ſammelt ſeine Truppen, ergreift die Flinte eines Soldaten und marſchirt vor ſeinen Leuten her gegen die Geſchütze und erhält ihren Kartätſchenhagel. Sein Blut fließt aus zwei Wunden. Er ſtillt es und wirft, ſein blutiges Schnupftuch wie eine Fahne in der Hand ſchwingend, ſeine Bataillone auf den Feind, der flieht und ihm die Geſchütze vernagelt und die Redouten zerſtört zurückläßt.

Aber während Précy ſo zu Sainte-Foi und zu Saint-Irénée triumphirt, benutzt der General Doppet den Zugang, den ſeine Truppen Tags vorher durch die Einnahme der Brücke La Mulatière geöffnet haben, wirft ſeine Truppen auf die Avenue von Perrache, nimmt die beiden Redouten, die ſie vertheidigen, und rückt in einer Alles vor ſich niederwerfenden Colonne gegen das Quartier des Rhonequais im Herzen Lyons vor. Es war um die Stadt geſchehen. Schon fegten die Kugeln den Rhonequai, als Précy, von dem Eindringen der Republikaner benachrichtigt, mit den Trümmern ſeiner Bataillone von den Höhen von Sainte-Foi herabſteigt, über die Saône und durch die Stadt eilt, im Vorübereilen mit ſeiner Handvoll Tapfern Alles vereinigt, was er noch von Streitern bei der Hand hat, ſie auf dem Charitéplatze in eine Colonne bildet, die Spitze dieſer Colonne durch vier Stück Geſchütze deckt, eine Schar Tirailleurs in das niedrige Terrain von Perrache wirft, um

ſeine rechte Flanke zu decken und im Sturmlaufe auf den Quai herausrückt, um die republikaniſche Armee zurückzutreiben oder zu ſterben.

XXXI.

Die Soldaten Doppet's erwarteten den Angriff. Das Schlachtfeld war ein Uferdamm von 25 Toiſen, zwiſchen der Rhone und dem Sumpfe von Perrache. Kein Manöver war möglich. Der Sieg gehörte der Partei, die am hartnäckigſten entſchloſſen war, zu ſterben. Die Batterien der Republikaner, die theils an dem linken Rhoneufer, theils auf dem rechten Ufer der Saône, theils endlich auf dem Quai aufgefahren waren, beſtrichen die Lyoner Colonne von drei Seiten. Es war ein wahrer Wirbelwind von Kartätſchen. Die erſten Compagnien wurden ganz und gar durch dieſen Feuerwirbel weggeriſſen Précy ſtieg über die Leichname und ſtürzte ſich mit den unerſchrockenſten ſeiner Freiwilligen auf die republikaniſchen Bataillone, welche die Batterie in der Front unterſtützen. Er ſtieß ſie Mann an Mann auf ihren Stücken nieder. Der Angriff war ſo furchtbar und die Wuth ſo grimmig, daß die Bajonnete im Körper der Kämpfenden zerbrachen, ohne ihnen einen Schrei zu entreißen, und daß die Republikaner, die in die Gräben, welche den Quai einfaſſen, geſtürzt und umzingelt worden waren, das Geſchenk des Lebens, ausſchlugen, das man ihnen anbot, und ſich bis auf den letzten Mann tödten ließen.

Précy, der ſeinen Sieg verfolgte, trieb die zerſprengten Colonnen Doppet's bis zur Brücke La Mulatière zurück. Die Republikaner hatten nur ſo viel Zeit, um die Brücke abzubrechen, nachdem ſie ſie paſſirt waren. Sie zogen ſich bis nach Oullins zurück. Lyon athmete einige Tage wieder auf. Aber Précy hatte in dieſem Siege die Blüthe der Jugend von Lyon verloren. Die Strapatzen, das Feuer, der Tod, die Verwundungen brachten ſeine Vertheidiger eines ſo weiten Umkreiſes auf dreitauſend Mann herab. Sie verließen die eine Breſche, um zur andern zu fliegen, und ließen überall ihr beſtes Blut. Die Batterien des Conventsgenerals Vaubois, die ihre Kugeln auf Roſten glühend machten,

Digitized by Google

welche ſie von Grenoble hatten kommen laſſen, ließen der Stadt nicht eine Stunde Schlaf und ſelbſt nicht eine ſichere Stätte für die Verwundeten und Sterbenden. Vergebens hatte Lyon nach dem Brauche belagerter Städte, in denen man die der Menſchlichkeit geweihten Zufluchtsſtätten ſchont, eine ſchwarze Fahne auf ſeinem Hospitale, einem bewunderns-werthen Denkmale der Baukunſt und der chriſtlichen Liebe, aufgezogen. Die Artilleriſten des Convents überſchütteten mit ihren Kugeln die Mauern und die Kuppeln des Hospi-tals. Die in den Sälen zerplatzenden Bomben begruben die Verwundeten unter den Gewölben, unter denen ſie ihre Rettung ſuchten. Die beiden Flüſſe und die Straßen, welche Lebensmittel nach Lyon führten, waren auf allen Seiten geſperrt. Die Lebensmittel und die Munition wa-ren erſchöpft. Man aß die letzten Pferde. Man goß aus dem Blei der Gebäude die letzten Kugeln. Das Volk murrte im Sterben über einen von nun an unnützen Tod. Die Hilfe, deren man ſich von der Seite von Savoyen und Italien her verſehen hatte, wurde durch die Armee Kellermann's in den Alpen abgeſchnitten. Marſeille war durch Carteaux zur Ruhe zurückgeführt worden. Der Brand, den Lyon durch ſein Beiſpiel im Herzen Frankreichs zu ent-zünden gehofft hatte, war überall erſtickt worden und ver-zehrte nur ſeine eigenen Mauern. Die ganze Stadt war nur ein Schlachtfeld, das mit den Trümmern ihrer Gebäude und den verſtümmelten Reſten ihrer Bevölkerung bedeckt war. Ein letzter Sturm, der ſie der Wuth einer Armee von hunderttauſend wüthenden und raubgierigen Bauern preisgab, konnte jeden Augenblick die Frauen, die Kinder, die Greiſe, die Kranken, Alles, was es Heiliges in einer Stadt gibt, der Beſchimpfung, dem Gemetzel und dem Tode preisgeben. Die Hungernden zählten die Stunden und ſtarben im Zählen. Es waren nur noch für zwei Tage Nahrungsmittel vorhanden, die von den Menſchen den Pfer-den entzogen wurden. Die Austheilung von einem halben Pfunde in Waſſer eingeweichtem Hafer hörte auf. Couthon und Maignet ließen gemäßigte und hinterliſtige Aufforderun-gen ergehen. Die Volkscommiſſion theilte dieſe Auffor-derungen den Sektionsverſammlungen mit. Die Sektionen ernannten Abgeordnete, die in das Lager Couthon's gehen

und mit den Generalen und den Repräſentanten unterhandeln ſollten. Dieſe bewilligten der Stadt funfzehn Stunden, um den bloßgeſtellteſten Vertheidigern Zeit zu geben, für ihre Sicherheit zu ſorgen.

XXXII.

Précy verſammelte in der Nacht vom 8. zum 9. October die Genoſſen ſeines Ruhms und ſeines Unglücks. Er kündigte ihnen an, daß die letzte Stunde Lyons gekommen ſei, daß trotz der Verſprechungen Couthon's der Schrecken und die Rache am folgenden Tage mit der republikaniſchen Armee einziehen würden, daß das Schaffot für ſie an die Stelle des Schlachtfeldes treten werde, daß Keiner von ihnen, die ihre Functionen, ihre Uniform, ihre Waffen, ihre Wunden als die Hauptvertheidiger der Stadt bezeichneten, dem Zorne des Convents und der Angeberei der Jacobiner entgehen würde. Er fügte hinzu, daß er, was ihn beträfe, entſchloſſen ſei, als Soldat und nicht als Schlachtopfer zu ſterben, daß er noch in dieſer Nacht Lyon mit den letzten und unerſchrockenen Bürgern verlaſſen und die Wachſamkeit der republikaniſchen Lager täuſchen werde, indem er ſie an der Seite, wo ſie es am wenigſten erwarteten, durchbrechen und am linken Saôneufer auf der am wenigſten beobachteten Straße von Mâcon hinaufziehen werde; daß er dann, wenn er auf der Höhe von Montmerle angelangt ſei, über den Fluß ſetzen, ſich in die Dombe werfen, das Lager Dubois-Crancé's bei Marimieux umgehen und ſo die Schweizergrenzen durch die Schluchten des Jura erreichen wolle. „Diejenigen," fügte er hinzu, „die mit mir ſo zum letzten Male das Glück des Soldaten verſuchen wollen, mögen ſich mit ihren Waffen und was ihnen am Theuerſten iſt, vor Anbruch des Tages in der Vorſtadt Vaiſe einfinden und ſammeln und mir folgen. Ich werde mich durchſchlagen oder mit ihnen ſterben."

Dieſe Nacht war eine Nacht des ſchrecklichſten Todeskampfes für die Stadt. Sie verſtrich unter Berathungen im Schooße der Familien, welch Theil man ergreifen ſollte, um ſich am ſicherſten vor dem folgenden Tage zu retten. Das Bleiben bot unheilverkündende Ausſichten, der Ausfall

ſichere Gefahren. Nur dreitauſend Mann, faſt Alle junge Adlige und Royaliſten oder Söhne der höchſten Familien von Lyon fanden ſich beim erſten Grauen des Tages an dem von Précy beſtimmten Sammelpatze ein. Drei oder vierhundert Frauen, Mütter, Gattinnen oder Schweſtern der Flüchtlinge, mit den Kindern an der Bruſt oder an der Hand begleiteten ihre Gatten, ihre Väter oder ihre Brüder und flüchteten ſich in die Mitte der Colonne, um ihr Loos zu theilen. Dieſer verworrene Haufe erſtickte ſein Schluchzen, um die Aufmerkſamkeit des Lagers von Labuchère nicht auf ſich zu ziehen.

XXXIII.

Während ſich die Schar langſam unter den dichten Bäumen eines großen Parkes, Bois de la Claire genannt, ſammelte und ordnete, wohnten einige Hunderte von Streitern in einem benachbarten Kellergewölbe einem Todtendienſte bei, zu Ehren ihrer während der Belagerung gefallenen Brüder und zu Ehren derjenigen unter ſich, die nun fallen würden. Der General Virieu, deſſen Muth ſich durch den Glauben feſtigte, empfing hier vor dem Abmarſche das Abendmahl, als Viaticum für ſeinen letzten Weg. Als Alles verſammelt war, ſtieg Précy auf die Laffette einer ſeiner Kanonen und redete ſeine Schar an. „Ich bin mit euch zufrieden, ſeid ihr es mit mir?“ ſagte er zu ihnen. Der einſtimmige Ruf: „Es lebe unſer General!“ unterbrach ihn. „Ihr habt für eure unglückliche Stadt,“ fuhr Précy fort, „Alles gethan, was Menſchen möglich war. Es hat nicht in meiner Hand gelegen, ſie gerettet, frei und ſiegreich zu ſehen. Es liegt aber jetzt in eurer Hand, ſie glücklich und blühend wiederzuſchauen! Vergeßt nicht, daß es in äußerſten Gefahren, wie die iſt, in der wir uns befinden, keine Rettung gibt, als in der Disciplin und in der Einheit des Commandos. Ich ſage euch darüber nichts weiter; die Stunde drängt, der Tag bricht an. Vertrauet eurem General.“ „Es lebe Lyon!“ antwortete die Colonne zum letzten Abſchied von ihrem verlaſſenen Herd.

Précy hatte dieſes Armeecorps, oder vielmehr dieſe Todesſchar in zwei Colonnen getheilt. Die eine von funf-

Digitized by Google

zehnhundert Mann mit 4 Stück Geſchütz an ihrer Spitze, ſtand unter ſeinen eigenen Befehlen. Die andere von fünfhundert Mann, mit den wehrloſen Frauen, Kindern und Greiſen zwiſchen ihren Reihen, ſtand unter den Befehlen des Grafen von Virieu.

Beim Ausgange aus der Vorſtadt Vaiſe empfingen fünf republikaniſche Batterien, die durch hinter den Mauern und Hecken verborgene Bataillone unterſtützt wurden, mit einem mörderiſchen Feuer die Lyoner. Précy befahl den Grenadieren, ſie mit dem Bajonnete zu verjagen. Einer ſeiner beſten Offiziere, Burtin de la Rivière, der ihm als Adjutant diente, wirft ſich an die Spitze der Colonne. „Vorwärts, Grenadiere!“ ruft er. Die Grenadiere ſtürzen vorwärts, aber in dem Augenblicke, wo La Rivière mit der Hand auf den Feind zeigt, zerſchmettert ihm eine Kugel Arm und Bruſt und wirft ihn todt vom Pferde. Die Colonne zaudert. Précy führt zwei Züge des Centrums herbei, entflammt ſie durch ſeine eigene Entſchloſſenheit, erſtürmt an ihrer Spitze einen feuerſprühenden Hohlweg und treibt die Republikaner in die Flucht. Während er kämpft, zieht die Colonne vorüber und er vereinigt ſich wieder mit ihr außer dem Bereiche der Batterien.

XXXIV.

Vermöge dieſer Diverſion verließ nun die Colonne das Defilé und glitt unter den ſteilen Hügeln hin, die die Saône bis zu den Päſſen von St. Cyr einfaſſen. Précy drang glücklich durch dieſe Päſſe. Schon marſchirte er mit mehr Sicherheit in einem offenen und freien Raume. Virieu und ſeine Colonne traten ihrerſeits in das Defilé von St. Cyr ein, als achttauſend Mann von den Aufgebotenen des Lagers von Limoneſt, geführt vom Repräſentanten Reverchon, von der Höhe auf dieſe Colonne herabſtürzen, ſie in zerſtreute Stücke zerſprengen, in die Saône werfen oder in den Hohlwegen und in den Weinbergen bis auf den letzten Mann niederſchießen und weder Männer, noch Weiber, noch Kinder dem Bajonnete der Republikaner entrinnen laſſen. Das Blutbad war ſo vollſtändig, daß Niemand das Loos Vi-

rieu's erfahren konnte. Ein Dragoner der republikaniſchen Armee verſicherte, ihn geſehen zu haben, wie er ſich heldenmüthig gegen mehrere republikaniſche Reiter vertheidigt, jeden Pardon verweigert und ſich mit ſeinem mit Blut bedeckten Pferde in den Fluß geworfen habe. Man fand weder ſeinen Körper, noch ſein Pferd, noch ſeine Waffen auf dem Lande. Dieſes plötzliche Verſchwinden und dieſes Fehlen jeder Spur ließen die Gräfin von Virieu, die ihrerſeits als Bäuerin verkleidet floh, lange Zeit hoffen, daß ihr Mann dem Tode entgangen ſei. Unerſchütterlich in ihrer Zärtlichkeit und ihrer Hoffnung, irrte ſie einige Monate in der Umgegend umher, um ſeine Spur zu entdecken, und erwartete mehrere Jahre die Rückkunft des Todten, als ob er nur abweſend wäre.

XXXV.

Précy, der mit ſeinen Kanonen bald gegen die Cavalerie, die ihn verfolgte, bald gegen die Tirailleurs, die ihn von der Seite ins Feuer nahmen, bald gegen die Bataillone, die ihm den Weg verſperrten, Front machte, griff zum letzten Male eine republikaniſche Batterie mit dem Bajonnete an, vertrieb ſie und trat mit ſeiner Colonne in das Gehölz von Alix ein. Das linke Ufer der Saône ſtrotzte von Tirailleurs. Der Uebergang über den Fluß war unmöglich. Es gab keine Rettung mehr für die Armee, als ihre Zerſtreuung in die Gebirge des Forez. Bei dieſer religiöſen, royaliſtiſchen, contrerevolutionairen Bevölkerung, in dieſen von reißenden Bergſtrömen und Wäldern durchſchnittenen Gegenden, würde die kleine Armee der Lyoner das Land zum Aufſtand gebracht oder doch wenigſtens Zufluchtsſtätten und Mittel zur Einzelflucht gefunden haben. Précy verſammelte ſeine Schar zum Kriegsrathe und theilte ihr ſeinen Entſchluß mit. Er wurde mit Hartnäckigkeit von einem Theile ſeiner Waffengefährten bekämpft, die kein Heil ſahen, als jenſeits der Alpen. Ein tumultuariſcher Wortwechſel erhob ſich zwiſchen den beiden Parteien. Während dieſes Streites läuteten die Sturmglocken in allen Dörfern und umzingelten die Bauern den Wald. Die eine Hälfte der

Digitized by Google

Armee verließ ihren General, ſetzte über die Saône und wurde auf dem andern Ufer niedergemacht. Précy, dem nur noch ungefähr dreihundert Streiter blieben, ließ ſeine Kanonen und Pferde im Stich, verließ das Gehölz von Alix, entfernte ſich von der Saône und marſchirte drei Tage lang von Gefecht zu Gefechte und bezeichnete ſeinen Weg durch die Gebirge mit Nachzüglern, Verwundeten und Todten. Von den Landbewohnern gehetzt, von der leichten Cavalerie Reverchon's verfolgt, jeden Augenblick auf dem Punkte, umzingelt zu werden, erreichten dieſe Trümmer von zehntauſend Streitern beim Beginne der Belagerung, hundertundzehn an der Zahl, den Gipfel des Mont St. Romain, ein hohes Plateau, das durch Hohlwege geſchützt und mit Buſchholz umgeben iſt. Der Kreis zog ſich immer enger um ſie. Einige Weiler lieferten ihnen noch Lebensmittel. Republikaniſche Parlementäre, die ihre Unerſchrockenheit bewunderten und ihr Loos beklagten, boten ihnen eine Capitulation an. Man ſicherte ihnen Allen das Leben zu, mit Ausnahme ihres Generals. Seine braven Gefährten weigerten ſich, ihr Geſchick von dem ſeinigen zu trennen. Précy umarmte ſie Alle zum letzten Male, zog ſeine Generalsuniform aus, zerbrach ſeinen Degen, zäumte ſein Pferd ab, ließ es frei laufen und verbarg ſich, unter der Führung eines ſeiner Soldaten in das Buſchwerk hinabgleitend, in unzugängliche, durch ein Tannenholz verborgene Höhlen. Kaum hatte Précy ſeine Schar verlaſſen, als ein Offizier der republikaniſchen Huſaren ſich bei den Vorpoſten zeigte. „Liefert uns euern General aus, und ihr ſeid gerettet," ſagte er zu dem jungen Reyſſié, dem Adjutanten Précy's und einem der Helden der Belagerung. „Er iſt nicht mehr unter uns," antwortete Reyſſié, „und wenn Sie den Beweis haben wollen, ſehen Sie hin: da iſt ſein Pferd, das frei umherläuft und ſein Futter hinter uns ſucht. — „Du lügſt!" erwiederte der Offizier, ſeinen Säbel ziehend, „Du ſelbſt biſt der General und ich verhafte Dich!" Auf dieſe Worte zerſchmettert Reyſſié,, des Lebens müde, mit einem Piſtolenſchuſſe den Kopf des republikaniſchen Offiziers, ſetzt dann den Lauf des zweiten Piſtols in ſeinen eigenen Mund, verſpritzt ſein Gehirn und fällt gerächt auf den Leichnam ſeines Feindes. Auf den Schall dieſer beiden Schüſſe ſtürzen ſich

die Republikaner auf die Trümmer der Lyoner Armee und ſtoßen ſie ohne Mitleid nieder. Mit Mühe entgingen einige einzelne Soldaten dem Gemetzel, indem ſie ſich in die Gebüſche warfen. Reyſſié und der Offizier, den er mit ſich in den Tod gezogen hatte, wurden von den Bauern in die nämliche Grube geworfen.

XXXVI.

Indeſſen irrte Précy, durch zwei ſeiner Soldaten, die ſich geflüchtet hatten, von der Nutzloſigkeit ſeines Opfers und der Niedermetzlung ſeiner Schar unterrichtet, drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung und ohne Obdach in den Wäldern und den Schluchten dieſer Gebirge umher. Seine beiden letzten Gefährten verließen ihn nicht. Dem einen von ihnen, einem Bauer aus dem Weiler Violay am Ufer der Saône, gelang es, ſeinen General in drei Nachtmärſchen bis in ein, der Hütte ſeines Vaters nahe gelegenes Gehölz zu bringen. Dort unterhielt er ihn heimlich einige Tage mit dem Brote, das er ſeinen dürftigen Aeltern am Munde abbrach. Er verſchaffte ihm Bauernkleider. Als endlich das Gerücht von dem Tode Précy's zu Lyon Glauben gefunden hatte und der Eifer der Nachforſchungen erſchlafft war, gelang es dem Generale, ſich durch die Schluchten des Jura in die Schweiz zu flüchten. Précy überſchritt die Grenzen mit nur zwei Soldaten, den einzigen Ueberreſten des gewaltigen Aufſtandes, die die Republik aus ihrem Schooße ausſtieß, wie ſie bald auch die Reſte der Coalition der Könige hinausſtoßen ſollte.

Précy, der mit Achtung im Exile aufgenommen wurde, kehrte mit den Bourbonen in ſein Vaterland zurück. Er brachte hier ſein Alter unter ihrer Herrſchaft zu, ohne Lohn und ohne Ehre. Die Höfe ſehen nur die Höflinge gern. Précy war nicht ausgewandert. Er hatte die Republik nur in ihrer Anarchie und in ihren Ausſchweifungen bekämpft. Er hatte die Farben der Nation auf ſeiner Fahne behalten. Weil er der Soldat des Vaterlandes und nicht einer Familie geweſen war, wurde er vergeſſen. Es liegt in der Natur der Fürſten und der Menſchen überhaupt, daß ſie die

Digitized by Google

lieber mögen, die ihre Fehler getheilt, als die, welche ihren wahren Intereſſen gedient haben. Man erinnerte ſich Précy's erſt nach ſeinem Tode. Lyon hielt ſeinem Generale eine prächtige Todtenfeier in jener Ebene von Brotteaux, die das Blut ſeiner Waffengefährten bethaut hatte. Man begrub ihn neben den Reſten jener Helden der Belagerung. Seine ſterbliche Hülle ruht dort in ſeinem Ruhme. Bürgerkriege verleihen nur Grabmäler.

Digitized by Google

Funfzigstes Buch.

I.

Was den Geſchichtſchreiber bei der Erzählung von Bürgerkriegen mit Trauer erfüllt, iſt, daß er nach den Schlachtfeldern von Blutgerüſten erzählen muß.

Die republikaniſche Armee zog in Lyon mit ſcheinbarer Mäßigung und brüderlicher Geſinnung ein, welche der Beſetzung der Stadt eher den Anſchein einer Verſöhnung, als den einer Eroberung gab. Couthon ſelbſt befahl in der erſten Zeit, die Perſonen und das Eigenthum zu achten. Keine Unordnung, keine Gewaltthat wurde geduldet. Die Bauern der Auvergne, welche mit Wagen, mit Maulthieren und mit Säcken herbeigeeilt waren, um die ihrer Habgier verſprochne Beute der reichſten Stadt Frankreichs wegzuſchleppen, wurden mit leeren Händen verabſchiedet und kehrten murrend wieder in ihre Berge zurück. Die Republikaner betrugen ſich wie Sieger, welche ihr Sieg betrübt machte, und nicht wie wilde, zuchtloſe Banden. Sie theilten ihr Brod mit den ausgehungerten Einwohnern. Der dem franzöſiſchen Soldaten natürliche Edelmuth ging der Rache voraus. Die Repräſentanten proclamirten ſie erſt einige Tage ſpäter, auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes. Lyon wurde dazu auserſehen, als ein Beiſpiel der Strenge der Republik zu dienen. Einzelne Hinrichtungen reichten

Digitized by Google

nicht mehr hin; der Terrorismus wollte die Beſtrafung einer ganzen Stadt ſeinen Feinden als Beiſpiel und als Drohung bieten.

Die mit Châlier befreundeten Jacobiner, welche lange Zeit von den Royaliſten und den Girondiſten zu Lyon unterdrückt worden waren, kamen aus ihren Zufluchtsörtern hervor, riefen die Repräſentanten zur Rache auf und forderten von dem Convente, er ſolle ihnen endlich ihre Feinde preisgeben. Die Repräſentanten verſuchten einige Zeit lang dieſer Wuth Einhalt zu thun; ſie gehorchten endlich und beſchränkten ſich darauf ſie zu regeln, indem ſie Revolutionstribunale errichteten und Vernichtungsdecrete erließen.

II.

Hier, wie bei allen Acten des Schreckens iſt das Entſetzliche des Blutvergießens einem einzigen Namen Schuld gegeben worden. Die Verwirrung des Augenblicks, die Verzweiflung derer, welche ſterben, der Groll der Ueberlebenden weiß unter den Schuldigen keine Wahl zu treffen und läßt zuweilen den Fluch der Nachwelt auf den weniger Strafbaren fallen. In der Geſchichte iſt der Zufall wirkſam, wie auf dem Schlachtfelde; manchen Ruf ſpricht ſie frei, manchen opfert ſie hin, ohne klares Urtheil und ohne Mitleiden. Die Zeit nur kann hier gerechter verfahren. Ohne das Verabſcheuungswürdige großer Greuelthaten in Bürgerkriegen zu mildern, kommt es ihr zu, jeder Partei und jedem Menſchen genau den ihm zugehörigen Antheil an der Verantwortlichkeit zuzumeſſen. Die Vorurtheile der Verleumdung werden durch die Zeit nicht gerechtfertigt. Gerechtigkeit muß allen Namen werden, ſelbſt den verhaßten. Das Gedächtniß der Männer der Geſchichte iſt keiner Verjährung unterworfen.

Alle Verbrechen der Republik zu Lyon ſind auf Couthon gewälzt worden, weil Couthon der Freund und der Vertraute Robespierre's bei der Unterdrückung des Föderalismus, bei dem Siege der unitariſchen Republikaner über die bürgerliche Anarchie war. Eine unparteiiſche Unterſuchung der Daten, der Thatſachen, der Worte widerlegt ſolche vorgefaßte Meinungen. Couthon zog eher wie ein

Friedensſtifter, als wie ein Henker in Lyon ein. Er bekämpfte daſelbſt mit der ganzen Energie, welche ihm ſeine Stellung erlaubte, die Gewaltthätigkeiten und die Rachſucht der Jacobiner. Er widerſetzte ſich Dubois-Crancé, Collot-d'Herbois, Dorfeuille, um die Gegenwirkung dieſer heftigen Terroriſten zu mäßigen. Er wurde von ihnen bei dem Berge und den Jacobinern der Nachgiebigkeit und Pflichtvergeſſenheit angeklagt. Endlich zog er ſich zurück, ehe das erſte Todesurtheil erlaſſen wurde, um nicht Zeuge und Mitſchuldiger des von den Repräſentanten der unverſöhnlichen Partei des Convents vergoſſnen Blutes zu ſein.

III.

Couthon, Laporte, Maignet und Châteauneuf-Randon zogen im Triumph an der Spitze der Truppen zu Lyon ein und begaben ſich, begleitet von allen Jacobinern und von einer Volksmenge, welche mit großem Geſchrei von ihnen die Plünderung der Reichen und die Köpfe der Föderaliſten verlangte, auf das Stadthaus. Couthon hielt eine Anrede an die Haufen und verſprach Rache, aber er empfahl Ordnung an und beanſpruchte für die Republik allein das Recht, ihre Feinde auszuſuchen, zu richten und zu treffen. Die Repräſentanten nahmen hierauf ihre Wohnung in dem leerſtehenden erzbiſchöflichen Palaſte. Die verwüſteten Gemächer dieſes Gebäudes, die von den Bomben zerſchmetterten Mauern und Dächer gaben ihrer Wohnung das Anſehn eines Lagers unter Trümmern. Dubois-Crancé, der Untergeneral der Belagerungsarmee, kam ebenfalls am Abend mit ſeiner Maitreſſe, die er mit ſich in den Lagern herumführte, in den erzbiſchöflichen Palaſt. Er konnte in dem Palaſt ſeiner Collegen nur in einem ſchmutzigen Raume unter dem halb zerſtörten Dache ein Unterkommen finden. Der Beſieger Lyons, der hier auf einem elenden Lager ſchlief, verließ am andern Tage, entrüſtet über die verächtliche Behandlung ſeiner Collegen, welche ihn auf dieſen Boden verwieſen, den erzbiſchöflichen Palaſt, indem er gegen die Selbſtüberhebung Couthon's murrte, und nahm ſeine Wohnung in einem Gaſthauſe der Stadt. Die Jacobiner, welche Couthon's Zögern erbitterte, ſcharten ſich um Dubois-

Crancé. Er verſammelte ſie am Abend im Theater. Die eingeäſcherten Logen und Decorationen, die durchlöcherten Wölbungen erinnerten an den Widerſtand und an die Beſtrafung. Dubois-Crancé gab dem Centralclub eine neue Geſtaltung. Er ſprach weniger wie ein Führer, als wie ein Mitſchuldiger zu den Jacobinern. Das Volk ging hinaus, indem es ſchrie: Es lebe Dubois-Crancé. Es verbreitete ſich unter Abſingung von wilden Geſängen auf den Straßen. Auf den öffentlichen Plätzen wurde eine Petition an den Convent unterzeichnet, um ihn aufzufordern, dieſem General den Befehl über die Armee zu laſſen.

Couthon und ſeine Collegen, welche ſahen, daß die Jacobiner und Dubois-Crancé auf dem Punkte waren, die Soldaten für ſich zu gewinnen, und daß die Armee von den Clubbiſten aufgewiegelt wurde, ſchrieben an den Wohlfahrtsausſchuß und verlangten von ihm die ſchleunige Zurückberufung des jacobiniſtiſchen Generals. Sie erließen Proclamationen über Proclamationen an die Truppen und an das Volk, indem ſie ihnen Zucht, Ordnung und Milde anempfahlen. — „Tapfere Soldaten," ſagte Couthon, ehe er in Lyon einzog, „ihr habt geſchworen, dem Leben und dem Eigenthum der Bürger Achtung zu verſchaffen. Ihr werdet dieſen feierlichen Schwur nicht brechen, weil er euch vom Gefühle eures eignen Ruhmes eingegeben worden iſt! Es könnte der Fall ſein, daß Menſchen, welche nicht zur Armee gehören, Gewaltthätigkeiten verübten oder zur Befriedigung ihrer Rache ſchritten, um das Schändliche einer ſolchen Handlungsweiſe auf den wackern Republikanern laſten zu laſſen; zeigt ſie an, verhaftet ſie, wir werden ſchnelle Juſtiz üben!" — Soldaten Frankreichs," ſagte er an einem andern Orte, „hütet euch das ganze Verdienſt zu verlieren, welches ihr euch in dem Kriege, den ihr mit ſo viel Hochherzigkeit führtet, erworben habt. Bleibt, was ihr geweſen ſeid. Laßt den Geſetzen das Recht, die Schuldigen zu beſtrafen! . . . . Feinde des Volks nehmen die Maske des Patriotismus vor, um einige von euch irre zu leiten; ſie ſuchen euch dazu zu bringen, durch ungerechte, gewaltthätige, willkürliche Handlungen die Ehre der Armee und der Republik zu beleidigen . . . ."

Couthon verordnete, daß die Fabriken wieder geöffnet

und die Handelsgeſchäfte wieder ihren Gang nehmen ſollten. Die Jacobiner waren außer ſich. Die Armee gehorchte. Dubois-Crancé, der eingeſchüchtert und vom Convent zurückberufen worden war, zitterte vor Couthon und demüthigte ſich vor Robespierre. Couthon ſchloß die Clubs, welche unkluger Weiſe von Dubois-Crancé wieder geöffnet worden waren: „In Betracht, daß in Folge der Belagerung, welche Lyon erlitten, die perſönlichen Leidenſchaften der Bürger gegeneinander noch in Aufregung ſein müſſen, daß die Uebelwollenden dieſe Umſtände benutzen könnten, um das Feuer der bürgerlichen Zwietracht anzufachen ....; wird den Bürgern verboten, ſich in Sektionen oder Ausſchüſſen zu verſammeln. — Was werden die Bürger thun," ſchrieb Couthon dem Wohlfahrtsausſchuſſe, „wenn ſie ſehen, daß Deputirte ſie zuerſt dazu aufreizen, die Geſetze zu verletzen?" Er beſchränkte ſich den beſtehenden Geſetzen nach darauf, die nach der Capitulation mit den Waffen in der Hand ergriffnen Einwohner von Lyon vor eine Militaircommiſſion zu ſchicken. Einige Tage ſpäter errichtete er, auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ein zweites Tribunal unter dem Namen Volks-Juſtiz-Commiſſion. Dieſes Tribunal ſollte alle diejenigen Bürger richten, welche, ohne Soldaten zu ſein, an dem bewaffneten Widerſtande Lyons gegen die Republik Theil genommen hatten. Das gerichtliche und langſame Verfahren dieſes Tribunals gab zwar der Unſchuld keine Bürgſchaft, aber geſtattete doch Zeit zur Ueberlegung. Couthon hielt zehn Tage lang das auf die Errichtung dieſes Tribunals bezügliche Decret zurück, um Allen, die ſich während der Belagerung compromittirt oder ſtraffällige Dokumente unterzeichnet hatten, Zeit zur Entweichung zu laſſen. Zwanzigtauſend Bürger, welche durch ſeine Vermittlung vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt wurden, verließen die Stadt und flüchteten ſich in die Schweiz oder auf die Berge von Forez.

IV.

Unterdeſſen drangen der Berg und die Jacobiner zu Paris, welche über Couthon's langſames Verfahren entrüſtet waren und von Dubois-Crancé's Anklagen aufgewiegelt

wurden, in den Wohlfahrtsausſchuß, den zukünftigen Inſurrectionen ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben und die Republik an der zweiten Stadt der Republik zu rächen. Robespierre und Saint-Juſt, obgleich ſie mit Couthon genauer befreundet und dadurch, daß ſie geſiegt hatten, zufrieden geſtellt waren, begriffen, daß ſie nichts gegen die Aufregung des Berges vermochten. Sie ſtellten ſich, als ob ſie dieſelbe theilten. Barrère, der immer dazu bereit war, ohne Unterſchied der Wuth oder der Weisheit der Parteien förderlich zu ſein, ſtieg am 12. November auf die Rednerbühne und las dem Convente im Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes ein Decret oder vielmehr einen Volksbeſchluß gegen Lyon vor. „Möge Lyon unter ſeinen Trümmern begraben werden!“ ſagte Barrère. „Der Pflug muß, mit Ausnahme der Wohnung des Armen, der Werkſtätten, der Hospitäler, der für die öffentliche Erziehung beſtimmten Häuſer, über alle Gebäude gehen. Selbſt der Name dieſer Stadt muß unter ihren Trümmern begraben werden. Sie wird von jetzt an Ville affranchie heißen. Auf den Ruinen dieſer ſchändlichen Stadt wird ein Denkmal errichtet werden, welches die Ehre des Convents ſein und Zeugniß für das Verbrechen und die Beſtrafung der Feinde der Freiheit geben wird. Dieſe einzige Inſchrift wird Alles ſagen: Lyon führte Krieg gegen die Freiheit, Lyon iſt nicht mehr!“ Das Decret enthielt folgendes: eine außerordentliche, aus fünf Mitgliedern beſtehende Commiſſion ſollte nach Kriegsrecht die Anhänger der Gegenrevolution zu Lyon beſtrafen; die Einwohner ſollten entwaffnet, die Waffen der Reichen den Armen überliefert werden; die Stadt und beſonders die Wohnungen der Reichen ſollten zerſtört werden; der Name der Stadt ſollte von der Liſte der Städte der Republik geſtrichen werden; die Güter der Reichen und der Anhänger der Gegenrevolution ſollten als Entſchädigung an die Patrioten vertheilt werden.

Dieſes Decret machte Lyons Boden erzittern. Der Fanatismus der Freiheit war noch nicht bis zum Selbſtmorde gegangen; der Beſitz war noch nicht als Verbrechen angerechnet worden; die Beraubung hatte noch nicht den Reichthum des Reichen dem Armen, den des Opfers dem Angeber zugewandt. Die Stadt, deren Cultus das Beſitz-

thum war, wurde zuerſt in ihrem Beſitzthum heimgeſucht. Couthon, ſtellte ſich zwar, als bewundere er das Decret, allein er hielt es für unausführbar, und ließ zwölf Tage vorübergehn, ehe er es zur Anwendung brachte. Dieſer Aufſchub gab einer Menge bedrohter Bürger Zeit zu fliehen. Der Repräſentant öffnete den Schlachtopfern die Thore, um die von den Jacobinern befohlnen Streiche in die Leere zu führen. „Dieſes Decret, Bürger und Collegen,“ ſchrieb er an den Convent, „hat uns mit Bewunderung erfüllt. Wir geſtehen, daß uns von allen großen und nachdrücklichen Maßregeln, die ihr getroffen habt, eine einzige entgangen war, nämlich die der gänzlichen Zerſtörung; aber ſchon hatten wir die Vertheidigungsmauern und die Wälle getroffen.“ Der Berg hätte gewünſcht, daß Lyon eben ſo ſchnell zuſammengefallen wäre, als Barrère den Beſchluß ſeiner Zerſtörung ausgeſprochen hatte.

Ein Lyon Unheil bringender Mann, Collot-d'Herbois, eiferte im Wohlfahrtsausſchuſſe und bei den Jacobinern in Paris gegen die Lauheit der in dieſer Stadt auf Sendung ſich befindenden Volksrepräſentanten. Man hätte glauben können, daß er perſönlichen tödtlichen Haß gegen Lyon fühlte. Es hieß, daß er ehemals als Schauſpieler ohne Talent auf dem Theater dieſer Stadt aufgetreten und von den Zuſchauern ausgepfiffen worden wäre, daß der Groll des Schauſpielers noch im Gemüthe des Repräſentanten glühend fortlebte und daß er, indem er die Republik rächte, ſeinen beleidigten Stolz rächte. Dubois-Crancé unterſtützte Collot-d'Herbois' Beredtſamkeit mit ſeinem Zeugniſſe. Eines Tages brachte er Châlier's abgeſchnittnen Kopf auf die Rednerbühne der Jacobiner. Er wies dieſen Schädel und zeigte mit dem Finger auf die Spuren der fünf Schnitte des Guillotinenbeils, welches den Abgott der Revolution zu Lyon verſtümmelt, ehe es ihn getödtet hatte. Guillard, Châlier's Freund, hob bei dieſem Anblicke die Arme gen Himmel und rief aus: „Im Namen des Vaterlandes und der Brüder Châlier's verlange ich Rache gegen Lyons Verbrechen!“

V.

Couthon und ſeine Collegen entſchloſſen ſich endlich, den Aufforderungen des Berges nachzugeben, und ſtellten die

revolutionairen Ausſchüſſe wieder her. Couthon überwies ihnen das Recht der Nachſuchung, der Aufſicht und der Anklage gegen Föderaliſten und Royaliſten. Er befahl Hausſuchungen und Anlegung der Siegel an die Häuſer der Verdächtigen. Aber er verband mit allen dieſen Maßregeln Bedingungen und Zögerungen, welche die Wirkung derſelben zum Theil wieder aufhoben. Endlich brachte Couthon, jedoch nur dem Scheine nach, das Decret des Convents in Ausführung, welches die Zerſtörung der Gebäude befahl. Er begab ſich mit großer Förmlichkeit, von ſeinen Collegen und von der Municipalität begleitet, auf den Bellecourplatz, der vorzüglich der Meinungen ſeiner Bewohner und der ſchönen Gebäude wegen der Zerſtörung geweiht war. Couthon, der von vier Männern aus dem Volke auf einem Lehnſtuhle, wie auf dem Throne der Ruinen getragen wurde, ſchlug mit einem ſilbernen Hammer an den Eckſtein eines Hauſes auf dem Platze und ſprach die Worte aus: „Ich demolire dich im Namen des Geſetzes.“

Ein Haufen zerlumpter armer Leute, Schanzgräber und Maurer, mit Hacken, Hebeln und Aexten auf der Schulter, bildeten die Begleitung der Repräſentanten. Sie freuten ſich im voraus auf den Fall dieſer Wohnungen, deren Untergang ihrem Neid Troſt brachte; Couthon jedoch, der damit zufrieden war, dem Convente dieſes Zeichen des Gehorſams gegeben zu haben, that ihrem Geſchrei Einhalt und verabſchiedete ſie. Die Demolirung wurde aufgehoben, bis die Bewohner des Ortes ihre Geräthſchaften weggebracht und ihren Wohnſitz anderswohin verlegt hatten.

Nach dieſer Ceremonie erließen die Repräſentanten einen Beſchluß, welcher jeder Sektion auferlegte, dreißig Demolirer anzuwerben und ſie mit Zangen, mit Hämmern und mit den zur Fortſchaffung des Schuttes nöthigen Wagen und Schubkarren zu verſehen. Weiber, Greiſe und Kinder wurden, je nach ihren Kräften, zur Arbeit hinzugelaſſen. Auf Koſten der beraubten Eigenthümer wurde ihnen ein Lohn zugeſtanden, allein man demolirte noch nicht. Couthon, der von neuem vom Wohlfahrtsausſchuß über ſein langſames Verfahren einen Verweis erhielt, der in den Augen der Jacobiner ſchuldig erſchien, weil er kein Blut vergießen wollte, und der außerdem die Nachricht von der baldigen Ankunft

andrer mit der Ausübung der Rache beauftragter Repräſentanten erhielt, ſchrieb an Robespierre und Saint-Juſt. Er beſchwor ſeine Freunde, ihn eines Auftrages, der auf ſeiner Seele laſtete, zu entheben und ihn in den Süden zu ſchicken. Robespierre ließ Couthon zurückberufen. Seine Abreiſe gab das Zeichen zu dem Unheil, was Lyon betraf. Das Blut, welches er zurückhielt, ſtrömte über. Die Repräſentanten, Albitte, Javoques, eilten herbei. Dorfeuille, der Präſident des Ausſchuſſes des Volksgerichtes, ließ auf der place des Terreaux die Guillotine errichten. Er ließ ſie auch in dem Städchen Feurs, einem andern Punkte, wo die Rache der Nation befriedigt werden ſollte, mitten in dem im Aufſtand begriffnen Gebirge errichten.

Dorfeuille präſidirte an der Spitze des Centralausſchuſſes bei einem den Manen Châlier's gehaltnen Trauerfeſte. „Er iſt geſtorben," rief Dorfeuille, „er iſt für das Vaterland geſtorben. Laßt uns ſchwören, ſein Beiſpiel nachzuahmen und ſeine Mörder zu beſtrafen! Schändliche Stadt! Nicht genug, daß du zwei Jahrhunderte lang Frankreich und Europa mit deinem Luxus und deinen Laſtern verpeſtet haſt, du mußteſt auch die Tugend erwürgen! Die Ungeheuer! Sie haben dieſe Schandthat begangen! Sie athmen noch! Châlier, wir ſind dir Rache ſchuldig und ſie ſoll dir werden! Märtyrer der Freiheit, das Blut der Böſewichte iſt das Reinigungswaſſer, welches deinen Manen zukommt! Ihr Schlangen der Höfe! Ihr habgierigen, ſelbſtſüchtigen Kaufleute! Ihr durch Ausſchweifungen, durch Ehebruch, durch Proſtitution verderbten Weiber! was warft ihr ihm vor? Uebertreibung, einen übermäßigen Patriotismus, eine gefährliche Popularität! Ihr Elenden! So maßtet ihr euch das Recht an, die Grenze zu beſtimmen, wo die Liebe zum Vaterlande und der Dank des Volkes ſtehen bleiben ſoll! So verkündigtet ihr, daß das ewige Weſen in eure Hände Winkelmaß und Zirkel zur Beſtimmung der menſchlichen Tugenden gegeben habe. Ach! wenn ihr die Tugenden nicht begreifen könnt, ſo mordet ſie wenigſtens nicht! Sie ſangen bei ſeinem ſchmählichen Tode, Volk! weine heute bei ſeinem Triumphe! O, ihr Bürger, die ihr hier zuſammen auf meiner rechten Seite ſteht, auf der nämlichen Stelle hauchte Châlier das Leben aus. Hier ſtarb

Digitized by Google

der unſchuldigſte Menſch den Tod der Verbrecher. O ihr Bürger, die ihr hier auf meiner rechten Seite ſteht, ihr tretet auf ſein Blut. Hört an, wie ſeine letzten Augenblicke waren. Durch meinen Mund wird er zum letzten Male zu euch ſprechen. Bürger, hört!"

Dorfeuille las hierauf, während die Menge in Schluchzen und Verwünſchungen ausbrach, einen Brief Châlier's vor, den er kurz vorher, ehe er das Schaffot beſtieg, geſchrieben hatte. Sein Abſchied von ſeinen Freunden, von ſeinen Verwandten, von ſeiner Frau, die er liebte, war thränenvoll; ſein Abſchied von ſeinen Brüdern, den Jacobinern, war voll Enthuſiasmus. Freiheit, Demokratie und Religion vermiſchten ſich in einer verworrenen Anrufung des Volkes, Gottes, der Unſterblichkeit. Der Tod machte dieſe Worte feierlich. Das Volk nahm ſie wie das Vermächtniß des Patrioten auf.

VI.

Am folgenden Tage nahm Dorfeuille zum erſten Male bei dem Tribunale den Präſidentenſitz ein. Die Hinrichtungen begannen mit dem Gerichte. Albitte und ſeine Collegen, die Nachfolger Couthon's, ließen Ronſin's Armee nach Lyon kommen; ſie bildeten eine ähnliche Armee in jedem der benachbarten Departements. Dieſe, aus der Hefe des Volkes geworbnen Armeen waren damit beauftragt, die Maßregeln von Inquiſition, Beraubung, Verhaftung und gerichtlichem Morde, deren Mittelpunkt Lyon werden ſollte, über alle dieſe Departements zu verbreiten. Innerhalb und außerhalb der Mauern fanden die Flüchtigen nur Hinterhalte, die Verdächtigen nur Angeber, die Angeklagten nur Henker. Tauſende von Verhafteten aus allen Ständen, Adlige, Prieſter, Grundbeſitzer, Kaufleute, Ackerbauer, füllten in wenigen Tagen die Gefängniſſe dieſer Departements. Colonnenweiſe oder auf Karren wurden ſie nach Lyon gebracht. Dort kamen ſie für einige Tage in fünf weite Räume, welche ſie für das Schaffot aufbewahrten. Ihre Reihen wurden beſtändig gelichtet und immer wieder ergänzt. Der Tod erhielt das Niveau.

Unter die Zahl dieſer an Leib oder an der Seele

geſtraften Opfer, ehe ſie das Alter zu Verbrechen erreicht haben, gehörte eine noch im Kindesalter ſtehende Waiſe, Alexandrine von Echerolles, welche ihre Mutter durch den Tod verloren hatte und deren Vater geflohen war; ſie kam jeden Tag an das Thor des Gefängniſſes der verhafteten Frauen, um durch ihre Thränen die Erlaubniß zu erflehen, ihre Tante zu beſuchen, die ihr Mutter geweſen war und die man in den Kerker geworfen hatte. Bald ſah ſie dieſelbe zur Hinrichtung fortführen und folgte ihr bis zum Fuße des Schaffots nach, indem ſie vergeblich verlangte, mit ihr im Tode vereinigt zu werden. Später verdankte man dieſem Kinde einige der dramatiſchſten und rührendſten Seiten über dieſe Belagerung. Gleich der Jeanne de la Force, der Geſchichtſchreiberin der Religionskriege von 1622, und der heldenmüthigen und kindlich einfachen Frau von Larochejaquelein ſchrieb ſie mit dem Blut ihrer Familie und mit ihren Thränen die Erzählung der ſchrecklichen Begebenheiten, denen ſie beigewohnt hatte. Die Frauen ſind die wahren Geſchichtſchreiber der Bürgerkriege, weil ſie nie eine andre Sache ergreifen als die ihres Herzens, und weil bei ihnen die Erinnerungen die ganze Glut ihrer Leidenſchaft bewahren.

Albitte ſelbſt, der für zu nachſichtig gehalten wurde, zog ſich wie Couthon zurück, als Collot-d'Herbois und Fouché, die neuen von dem Berge erwählten Proconſuln, ankamen. Man kannte Collot-d'Herbois, der bei ſeiner grauſamen Eitelkeit nur in der Uebertreibung Ruhm erblickte und deſſen Ausſchweifungen nicht von der Vernunft gemäßigt wurden. Man kannte Fouché nicht; man hielt ihn für fanatiſch und er war nur geſchickt. Dem Charakter nach mehr Comödiant als Collot durch Studium, ſpielte er die Rolle des Brutus mit der Seele eines Sejan. Fouché, der mit dem Leben in den Klöſtern vertraut war, hatte daſelbſt den ſervilen Anſtrich bekommen, welchen die mönchiſche Demuth den Charakteren mittheilt und ſie auf gleiche Weiſe zum Gehorchen und zum Herrſchen geeignet macht. Er hatte in der Revolution nur eine Macht erblickt, der man ſchmeicheln müßte und aus der Nutzen zu ziehen wäre. Er unterwarf ſich der Tyrannei des Volkes, indem er den Augenblick erwartete, wo er ſich der Tyrannei irgend eines Cäſar's unter-

Digitized by Google

werfen konnte. Er witterte die kommenden Zeiten. Fouché ſuchte damals Robespierre für ſich zu gewinnen. Er ſtellte ſich, als ob er die Schweſter des Deputirten von Arras liebte und ſie heirathen wollte. Robespierre hatte ungeachtet des freundlichen Entgegenkommens Fouché's einen Widerwillen gegen denſelben. Er ahnete ſeinen revolutionairen Unglauben und ſeinen Atheismus. Robespierre wollte Anhänger ſeines Glaubens, aber nicht Schmeichler ſeiner Perſon. Er entfernte Fouché von ſeinem Herzen und von ſeiner Familie, wie wenn dieſer ihm eine Falle hätte ſtellen wollen. Fouché, der überſpannte Principien zur Schau trug, war mit Chaumette und Hébert in Verbindung getreten. Chaumette war aus Nevers. Er hatte Fouché in dieſe Stadt ſchicken laſſen, um dort den Schrecken zur Herrſchaft zu bringen. Die Handlungen und die Briefe Fouché's überboten zu Nevers die Sprache der Demagogen zu Paris. In wenig Monaten verwiſchte er in dieſen Departements, was Sitten, Geſetze, Vermögen und Rang betraf, das Gepräge ganzer Jahrhunderte. Da er indeß mehr auf Gewinn für die Republik bedacht, als blutdürſtig war, ſo hatte er mehr eingekerkert, als hingeopfert; er drohte mehr, als er traf. Die bei den Reichen, bei den Emigrirten in den Schlöſſern und Kirchen gemachte Beute, die Löſegelder der Verdächtigen, die durch Erpreſſungen erlangten Summen, welche von ihm an den Convent und an die Gemeine nach Paris geſchickt wurden, gaben von der Energie ſeiner Maßregeln Zeugniß und ließen die Augen über ſeine Duldſamkeit in Beziehung auf die Meinung ſchließen. Er wüthete vorzüglich gegen die ſtummen Bilder des frühern Cultus, den er verſtoßen hatte. Seine Gottloſigkeit wurde ihm als Patriotismus angerechnet. „Das franzöſiſche Volk," ſchrieb er, „erkennt kein andres Dogma, als das ſeiner Souverainetät und ſeiner Allmächtigkeit." Er verbot jedes religiöſe Zeichen, ſelbſt auf dem Grabe. Er ließ die Geſtalt des Schlafes auf die Vorderſeite der Begräbnißplätze eingraben und befahl keine andre Inſchrift darauf zu ſetzen als folgende: D e r T o d iſt e i n e w i g e r S c h l a f! Sein Atheismus war die Lehre vom Nichts.

VII.

Das waren die beiden Männer, welche der Berg abſchickte, um bei der Beſtrafung Lyons den Vorſitz zu führen. Robespierre wollte ihnen Montaut, einen unbeugſamen, aber rechtlichen Republikaner, beigeben. Montaut, der durch Couthon's Schickſal erfahren hatte, was man von ihm erwartete, weigerte ſich, ſich auf ſeinen Poſten zu begeben. Die beiden Repräſentanten fingen damit an, Couthon wegen des Aufſchiebens der Demolirungen und der Hinrichtungen anzuklagen. „Die öffentlichen Ankläger werden vorwärts gehn," ſchrieben ſie; „das Tribunal wird für drei an einem Tage richten. Die Mine wird die Demolirung beſchleunigen ...."

Collot hatte aus Paris eine Colonie von Jacobinern, die durch Abſtimmung aus den heftigſten Mitgliedern dieſer Geſellſchaft gewählt worden waren, mitgebracht. Fouché führte eine andere aus dem Departement Nièvre herbei, lauter Männer, die im Denunciren geübt, gegen Thränen abgehärtet, an Hinrichtungen gewöhnt waren. Sie brachten fremde Kerkermeiſter mit, weil ſie fürchteten, daß die Verbindungen der Stadtbewohner mit den Verhafteten und das natürliche Mitleiden der Landsleute gegen einander die Unerbittlichkeit der Kerkermeiſter beugen könnte. Sie beſtellten Guillotinen, wie Waffen vor dem Kampfe. Um das Volk aufzureizen, trugen ſie Châlier's Todtenurne in der Stadt herum. Als ſie bei dem Altar, den ſie ſeinen Manen errichtet hatten, ankamen, beugten ſie das Knie vor ſeinen Ueberreſten. „Châlier!" rief Fouché aus, „das Blut der Ariſtokraten wird dein Weihrauch ſein!"

Die Zeichen des Chriſtenthums, das Evangelium und der Kelch, welche an den Schwanz eines unreinen Thieres gebunden hinter dem Zuge hergeſchleppt wurden, wurden in das auf Châlier's Altar angezündete Feuer geworfen. Man ließ einen Eſel aus dem heiligen Kelche trinken. Die Hoſtien wurden mit Füßen getreten. Die Kirchen, welche bis jetzt für den conſtitutionellen Cultus bewahrt worden waren, wurden durch Geſänge, Tänze und ironiſche Ceremonien entweiht.

Digitized by Google

„Wir haben geſtern die Religion des Patriotismus geſtiftet,“ ſchrieb Collot d'Herbois. „Thränen ſind aus allen Augen gefloſſen bei dem Anblicke der Taube, welche Châlier in ſeinem Gefängniſſe tröſtete und welche neben ſeinem Bildniſſe zu ſeufzen ſchien. Rache! Rache! wurde von allen Seiten gerufen. Wir ſchwören es! Das Volk ſoll gerächt, der Boden umgewühlt, Alles, was das Laſter und das Verbrechen erbaut haben, ſoll vernichtet werden. Der Reiſende wird auf den Trümmern dieſer ſtolzen und rebelliſchen Stadt nur noch einige von den Freunden der Gleichheit bewohnte Hütten erblicken!“

VIII.

Am andern Tage fielen die Köpfe von zehn Mitgliedern der Municipalität. Durch Minen wurden die ſchönſten Gebäude der Stadt in die Luft geſprengt. Eine für die Clubiſten von Lyon und die Departements der Loire und der Rhone beſtimmte, von Fouché und Collot unterzeichnete Anweiſung, welche die Energie derſelben anfeuern ſollte, faßte folgendermaßen ihre Rechte und ihre Pflichten zuſammen: „Alles iſt denen erlaubt, welche im Sinne der Revolution handeln. Das Verlangen nach geſetzlicher Rache wird zu einem gebieteriſchen Bedürfniſſe. Bürger, alle diejenigen, welche auf directe oder indirecte Weiſe an der Rebellion Theil genommen haben, müſſen ihren Kopf auf das Schaffot bringen. Wenn ihr Patrioten ſeid, werdet ihr eure Freunde zu unterſcheiden wiſſen; ihr werdet die andern in Verwahrſam halten. Möge euch keine Rückſicht weder auf Alter, noch auf Geſchlecht, noch auf Verwandtſchaft Einhalt thun. Nehmt jedem Bürger als eine erzwungene Steuer Alles ab, was er Unnöthiges beſitzt; Jeder, der mehr beſitzt, als er bedarf, kann nur Misbrauch damit treiben. Es gibt Leute, die Tuch, Wäſche, Hemden, Schuhe aufgehäuft haben. Nehmt alles dies in Beſchlag. Mit welchem Rechte ſollte Jemand in ſeinen Schränken überflüſſige Geräthſchaften oder Kleider bewahren? Mögen Gold, Silber und alle koſtbaren Metalle in den Schatz der Nation fließen. Rottet jeden Cultus aus; der Republikaner hat keinen andern Gott, als ſein Vaterland. Alle Gemeinen

der Republik werden bald die von Paris nachahmen, welche auf den Trümmern eines gothiſchen Cultus den Tempel der Vernunft erhoben hat. Helft uns, große Streiche auszuführen, oder wir richten unſere Streiche gegen euch ſelbſt."

Dieſe Proklamationen der Rache, der Plünderung und des Atheismus waren eben ſo viel verſteckte Vorwürfe für Couthon, der einige Tage vorher bei der Volksverſammlung eine ganz andere Sprache geführt hatte. „Unſere Moral," hatte Couthon geſagt, indem er von Robespierre und ſeiner Partei ſprach, „iſt nicht die Moral einiger falſchen Philoſophen unſerer Zeit, welche, weil ſie nicht im großen Buche der Natur zu leſen wiſſen, an den Zufall und an das Nichts glauben. Wir glauben an eine Vorſehung; wir glauben an ein höchſtes Weſen, das an ſich mächtig, gerecht und gut iſt. Wir beleidigen es nicht durch lächerliche und erzwungene Ceremonien: die Huldigung, die wir ihm darbringen, iſt rein und frei."

Dem Geiſte dieſer Proklamationen gemäß bildeten Fouché und Collot Commiſſäre der Confiscation und der Denunciation. Sie beſtimmten für jede Denunciation einen Lohn von 30 Francs. Dieſer Lohn betrug doppelt ſo viel für auserwählte Köpfe, wie für die der Adligen, der Prieſter, der Mönche, der Nonnen. Der Blutlohn wurde nur Demjenigen ausgezahlt, welcher perſönlich die Nachſuchungen der revolutionairen Armee leitete und den Verdächtigen dem Tribunal überlieferte. Eine Menge Elender lebten von dieſem ſchändlichen Handel mit dem Leben der Bürger. Keller, Böden, Schleuſen, Gehölze, nächtliche Flucht auf die benachbarten Berge, Verkleidung aller Art entzogen umſonſt die compromittirten Männer, die zitternden Frauen der immer wachenden Inquiſition der Angeber. Hunger, Kälte, Ermattung, Krankheit, Hausſuchungen, Verrath überlieferten ſie nach einigen Tagen den Helfershelfern der außerordentlichen Commiſſion.

Die Kerker waren mit Gefangenen überfüllt. Während die Eigenthümer und die Kaufleute umkamen, fielen die Häuſer unter dem Hammer zuſammen. Sobald ein Denunciant dem Sequeſtrationsausſchuſſe ein confiscirtes Haus bezeichnet hatte, ſchickte der Demolitionsausſchuß ſeine Banden von Schanzgräbern gegen die Mauern ab. Die aus dieſen

proſcribirten Häuſern vertriebenen Kaufleute, Miethsbewohner, Familien hatten kaum ſo viel Zeit, ihre Wohnung zu räumen, die Greiſe, die Kranken, die Kinder in andere Häuſer zu bringen. Alle Tage ſah man Arbeitsleute die Treppen mit der Hacke bearbeiten, Dachdecker die Ziegel wegnehmen. Während die überraſchten Bewohner ihre Geräthſchaften durch die Fenſter herabſtürzten und die Mütter die Wiegen ihrer Kinder über Trümmer hinwegtrugen, wurden zwanzigtauſend Arbeiter aus der Auvergne und den niedern Alpen dazu verwandt, den Boden zu ebnen. Mit Pulver wurden die Keller und die Grundmauern zerſprengt. Die Löhnung der Demolirer ſtieg bis zu viermalhunderttauſend Francs in der Dekade. Die Demolirungen koſteten funfzehn Millionen, um eine Stadt, deren Gebäude einen Werth von mehr als dreihundert Millionen hatten, zu zerſtören.

Hunderte von Arbeitern kamen unter umſtürzenden, auf unvorſichtige Weiſe unterminirten Mauern um. Der Quai Saint-Clair, die beiden Façaden des Bellecourplatzes, die Quais an der Saône, die von der Handelsariſtokratie bewohnten Straßen, die Arſenale, die Hospitäler, die Klöſter, die Kirchen, die Feſtungswerke, die Luſthäuſer auf den Hügeln an beiden Flüſſen boten nur noch den Anblick einer nach wiederholten Stürmen von Kanonenkugeln zerſchoſſenen Stadt dar. In dem faſt unbewohnten Lyon herrſchte Stille mitten unter ſeinen Ruinen. Die Arbeiter, die ohne Werkſtätten und ohne Brod von den Repräſentanten angeworben und auf Koſten der Reichen bezahlt wurden, ließen mit der Axt in der Hand an dem Leichnam der Stadt, die ſie genährt hatte, ihre Wuth aus. Das Krachen der einſtürzenden Mauern, der Staub, der ſich bei den Demolirungen erhob und die Stadt einhüllte, der Widerhall der Kanonenſchüſſe, oder der Pelotonfeuer, wenn die Bewohner erſchoſſen oder mit Kartätſchen niedergeſtreckt wurden, das Rollen der Karren, welche aus den fünf Gefängniſſen der Stadt die Angeklagten zum Tribunal und die Verurtheilten zur Guillotine führten, waren die einzigen Zeichen des Lebens der Bevölkerung; das Schaffot war ihr einziges Schauſpiel, das Jauchzen eines zerlumpten Volkes bei jedem Kopfe, der vor ſeine Füße rollte, ihr einziges Feſt.

IX.

Die von Couthon errichtete Commiſſion der Juſtiz des Volkes wurde bei der Ankunft Ronſin's und ſeiner Armee in ein Revolutionstribunal umgewandelt. Am zweiten Tage nach der Ankunft dieſer Corps, die weniger Soldaten, als Lictoren der Republik waren, begannen die Hinrichtungen und dauerten ohne Unterbrechung neunzig Tage lang fort. Nach jeder Sitzung ſtarben, ſo wie ſie das Tribunal verließen, acht bis zehn Verurtheilte auf dem Schaffote, das dem Eingange des Rathhauſes gegenüber in Permanenz war. Das Waſſer und der Sand, die jeden Abend nach den Hinrichtungen um dieſen Abzugskanal menſchlichen Blutes gebracht wurden, reichten nicht zu, dem Boden eine andere Farbe zu geben. Ein rother ſtinkender Koth, der beſtändig von einer Menge zerſtampft wurde, die begierig darnach war, ſterben zu ſehen, bedeckte den Platz und verdarb die Luft. In der Nähe dieſes wahren Menſchenſchlachtplatzes athmete man den Tod. Die äußern Mauern des Palaſtes Saint-Pierre und die Façade des Rathhauſes ſchwitzten Blut. Am Morgen der Tage des Novembers, des Decembers, des Januars, wo die meiſten Hinrichtungen ſtattgefunden hatten, ſahen die Bewohner des Stadttheiles von dem durchnäßten Boden einen ſchwachen Nebel aufſteigen. Es war das Blut ihrer Tags vorher geopferten Landsleute, der Schatten der Stadt, der im Sonnenſchein dahinſchwand. Dorfeuille ſah ſich durch die Beſchwerden der Bewohner des Stadttheils genöthigt, die Guillotine eine Strecke weiter zu verſetzen. Er errichtete ſie über einem offenen Abzugsgraben. Das Blut, welches durch die Breter des Schaffots rieſelte, ſtrömte in einen zehn Fuß tiefen Graben, in welchen es mit dem Unrathe des Stadttheiles in die Rhone floß. Die Wäſcherinnen am Ufer des Fluſſes mußten ihre Waſchplätze ändern, um nicht ihre Wäſche und ihre Arme von dem blutigen Waſſer beſpülen zu laſſen. Endlich, als die Hinrichtungen zunahmen, wie die Pulsſchläge durch den Zorn beſchleunigt werden, und bis auf zwanzig, dreißig, vierzig des Tags kamen, wurde das Werkzeug des Todes mitten auf dem Pont Morand über dem Fluſſe er-

richtet. Man kehrte das Blut und warf die Köpfe und die Leiber über das Geländer mitten in die Rhone hinein, wo ſie am reißendſten war. Die Schiffer und die Bauern der Inſeln und der niedern Abhänge, welche den Lauf des Stromes zwiſchen Lyon und dem Meere unterbrechen, fanden noch lange Zeit Köpfe und Leiber, die an dieſe kleinen Inſeln angeſchwemmt worden, oder die in den Rohr- und Weidengebüſchen am Ufer hängen geblieben waren.

Dieſe Hingerichteten gehörten faſt alle zu der Blüte der Jugend von Lyon oder aus der Nachbarſchaft. Ihr Alter machte ihr Verbrechen aus. Es ließ den Verdacht gegen ſie entſtehen, an dem Kampfe Theil genommen zu haben. Sie gingen zum Tode mit jugendlichem Muthe, wie ſie in den Kampf gegangen ſein würden. In den Gefängniſſen hatte, wie am Abend vor der Schlacht in den Bivouaks, jeder nur eine Hand voll Stroh, um darauf auf dem Steinboden des Kerkers zu ruhen. Die Zärtlichkeit ihrer Verwandten, ihrer Freunde, ihrer Diener wurde nicht durch die Gefahr eingeſchüchtert, ſich bloszuſtellen und mit ihnen zu ſterben, wenn ſie Antheil an ihrem Schickſal nähmen. Tag und Nacht drängten ſich Frauen, Mütter, Schweſtern um die Gefängniſſe herum. Das Gold und die Thränen, welche in die Hände der Kerkermeiſter floſſen, erzwangen Zuſammenkünfte, Unterredungen, einen letzten Abſchied. Entweichungen kamen häufig vor. Die Religion und die chriſtliche Liebe, die in Lyon ſo thätig und ſo muthig waren, ließen ſich weder von der Gefahr des Verdachtes, noch von dem Ekel zurückſchrecken, um in dieſe unterirdiſchen Gewölbe zu dringen, um daſelbſt die Kranken zu pflegen, die Hungernden zu ſpeiſen, die Sterbenden zu tröſten. Fromme Frauen erkauften von den Adminiſtratoren und den Kerkermeiſtern die Erlaubniß, Dienerinnen der Kerker zu werden. Sie brachten Botſchaften hin, führten Prieſter hinein, um die Gemüther zu tröſten und das Märtyrerthum zu heiligen. Sie reinigten die Schlafräume, kehrten die Säle, reinigten die Kleider vom Ungeziefer, beſorgten die Beſtattungen der Leichen; ſie waren wie eine ſichtbare Vorſehung, welche bis zum letzten Augenblicke zwiſchen die Seele des Gefangnen und den Tod trat. Mehr als ſechstauſend Verhaftete befanden ſich zu gleicher Zeit in dieſen

Digitized by Google

Räumen, in welchen ſie für die Guillotine aufbewahrt wurden.

X.

In ihnen verſchwand eine ganze Generation. Männer von verſchiedenem Stande, verſchiedener Geburt, Vermögen, Meinung begegneten ſich hier, welche ſeit dem Beginn der Revolution ſich entgegengeſetzten Parteien zugewandt hatten, und die zuletzt die gemeinſchaftliche Erhebung gegen die Unterdrückung des nämlichen Verbrechens ſchuldig machte und dem nämlichen Tode zuführte. Geiſtlichkeit, Adel, Bourgeoiſie, Handelsſtand, Volk — Alles vermengte ſich hier. Kein Bürger, gegen welchen ein Denunciant, ein Neider, ein Feind auftreten konnte, entging der Gefangenſchaft. Wenige Gefangene entgingen dem Tod. Wer nur einen Namen, eine Profeſſion, eine Fabrik, ein Haus in der Stadt oder ein Landhaus hatte, wer nur in dem Verdachte ſtand, auf Seiten der Reichen zu ſein, wurde ſchon im voraus in den Gedanken der Proconſuln und ihrer Helfershelfer verhaftet, angeklagt, verurtheilt und hingerichtet. Der beſte Theil der Bevölkerung einer großen Stadt und mehrerer Provinzen, wie Breſſe, Dombe, Forez, Beaujolais, Vivarais, Dauphiné verſchwand in den Gefängniſſen und auf den Schaffoten. Die Bewohner der Stadt und der Landſchaft ſchienen decimirt. Die Schlöſſer, die Luſthäuſer, die Manufacturen, ſelbſt die Wohnungen der Bourgeoiſie auf dem Lande waren in einem Umkreiſe von zehn Meilen um Lyon herum verſchloſſen. Tauſende von Beſitzungen wurden ſequeſtrirt. Die Siegel verſchloſſen die Thüren und die Fenſter. Die Natur ſchien von dem Schrecken der Menſchen erfaßt zu ſein. Der Zorn der Revolution war zu einer Gottesgeißel geworden. Die Verheerungen der Peſt im Mittelalter hatten früher einer Provinz keinen düſtereren Ausdruck mitgetheilt. Man begegnete auf den Straßen von Lyon nach den benachbarten Städten und ſelbſt auf den Wegen der Dörfer und Weiler nur Abtheilungen der revolutionairen Armee, welche im Namen des Geſetzes die Thüren ſprengte, die Keller, die Boden, ſelbſt die Streu des Viehs unterſuchte, mit den

Digitized by Google

Flintenkolben an die Mauern ſchlug, oder die aus ihren Wohnungen geriſſenen, von ihren weinenden Familien begleiteten Flüchtlinge, zwei und zwei aneinander gefeſſelt, auf Karren zurückführte.

So wurden alle vornehmen oder berühmten Bürger, welche Couthon in der erſten Zeit hatte entfliehen laſſen, nach Lyon gebracht, Gerichtsbeiſitzer, Municipalbeamte, Richter, Magiſtratsperſonen, Advocaten, Aerzte, Architekten, Bildhauer, Wundärzte, die Verwalter der Hoſpitäler und der wohlthätigen Anſtalten, welche beſchuldigt wurden, entweder gekämpft oder den Kämpfenden beigeſtanden, oder die Verwundeten verbunden, oder das aufgeſtandene Volk ernährt, oder insgeheim den Sieg der Vertheidiger Lyons gewünſcht zu haben. Man fügte die Aeltern, die Söhne, die Frauen, die Töchter, die Freunde, die Diener hinzu, als muthmaßliche Mitſchuldige ihrer Gatten, ihrer Brüder, ihrer Männer, ihrer Herrn; ſie waren ſchuldig, auf dem Boden der Empörung geboren zu ſein und die Luft derſelben eingeathmet zu haben.

Jeden Tag verlas der Gerichtsſchreiber des Gefängniſſes mit lauter Stimme im Hofe die Liſte der Verhafteten, welche vor das Tribunal berufen wurden. Während dieſes Aufrufes ſchien jeder Athemzug zu ſtocken. Die Weggehenden umarmten zum letzten Male ihre Freunde, vertheilten ihre Betten, ihre Decken, ihre Kleider, ihr Geld unter die Ueberlebenden. Sie vereinigten ſich im Hofe zu einer langen Reihe von ſechzig oder achtzig Perſonen und ſchritten ſo durch die Menge, um ſich vor das Tribunal zu begeben. Der Raum des Gerichtsſaales und die Erſchöpfung der Kräfte des Henkers ſetzten allein der Anzahl der Gefangenen, die an Einem Tage geopfert wurden, eine Grenze. Die Richter waren faſt alle fremd, damit ſie nicht durch den Gedanken an eine ſpätere Verantwortlichkeit bei ihrem Richterſpruche eingeſchüchtert werden ſollten. Die fünf Richter, von denen jeder, einzeln genommen, das Herz eines Menſchen beſaß, richteten zuſammen wie ein Werkzeug des Mordes. Von einer argwöhniſchen Menge beobachtet, zitterten ſie ſelbſt unter dem Einfluſſe des Schreckens, den ſie Andern einflößten. Ihre Thätigkeit genügte jedoch Fouché und Collot d'Herbois nicht mehr. Beide Repräſentanten

Digitized by Google

hatten den Jacobinern zu Paris Wunder von Strenge verſprochen. Die Langſamkeit der Verurtheilungen und der Hinrichtungen ließ ſie beſchuldigt werden, halbe Maßregeln zu ergreifen. Die Septembertage traten wie ein Beiſpiel vor ihre Augen. Sie wollten ſie erreichen, indem ſie Regelmäßigkeit dabei beobachteten. Dorfeuille ſchrieb an die Volksrepräſentanten: „Ein großer Act der Nationaljuſtiz bereitet ſich vor. Er wird von einer ſolchen Art ſein, daß er künftige Jahrhunderte in Schrecken ſetzen wird. Damit dieſem Act die Majeſtät zu Theil werde, die ihn charakteriſiren ſoll, damit er groß ſei, wie die Geſchichte, müſſen die Adminiſtratoren, die Armeecorps, die Magiſtrate des Volks, die öffentlichen Beamten wenigſtens in Deputationen dabei zugegen ſein. Ich will, daß dieſer Tag der Gerechtigkeit ein Feſttag ſei; ich ſage Feſttag, denn dies iſt das geeignete Wort; wenn das Verbrechen in das Grab hinabſteigt, athmet die Menſchheit auf, und es iſt das Feſt der Tugend.“

XI.

Die Repräſentanten gaben Dorfeuille's Plänen ihre Beſtätigung und die maſſenweiſe Hinrichtung trat an die Stelle der Hinrichtung Einzelner. Am Tage nach dieſer Proklamation wurden vierundſechzig junge Leute aus den erſten Familien der Stadt aus den Gefängniſſen geholt. Sie wurden mit ungewohnter Feierlichkeit zum Rathhauſe geführt, wo ſie wenige Minuten ſpäter, nach einem kurzen Verhöre, ſämmtlich verurtheilt wurden. Von dort aus begaben ſie ſich in einem langen Zuge nach den Ufern der Rhone. Sie mußten über die Brücke gehn und hinter ihnen wurde die Guillotine wie eine ſchartig gewordene Waffe zurückgelaſſen.

Auf der andern Seite der Brücke war in der Ebne von Brotteaux in dem kothigen Boden ein doppelter Graben oder vielmehr ein doppeltes Grab zwiſchen zwei Reihen Weiden gegraben worden. Die vierundſechzig Verurtheilten wurden, je zwei und zwei mit dem Handgelenk aneinander gebunden, in dieſer Allee neben ihrem offenen Grabe in einer Reihe aufgeſtellt. Drei mit Kugeln geladene Kanonen ſtanden am Ende des Baumganges, dem die Verurtheilten das

Geſicht zukehrten. Rechts und links ſchienen Abtheilungen Dragoner mit gezognen Säbeln das Zeichen zum Einhauen zu erwarten. Auf den von der aus dieſen Gruben ausgeworfenen Erde gebildeten kleinen Anhöhen ſtanden die überſpannteſten Mitglieder der Municipalität, die Präſidenten und die Redner der Clubs, die öffentlichen Beamten, die Militairbehörden, der Generalſtab der revolutionairen Armee, Dorfeuille und ſeine Richter wie auf den Stufen eines Amphitheaters; von dem Balcon eines der auf dem Rhonequai confiscirten großen Gebäudes ſchienen Collot d'Herbois und Fouché mit einem Fernrohr in der Hand bei dieſer Vernichtungsfeierlichkeit den Vorſitz zu führen.

Die Opfer ſangen im Chor die Hymne, die ſie früher zum Kampfe begeiſtert hatte. Sie ſchienen ſich bei dem Schlage, der ſie treffen ſollte, durch die Worte dieſes letzten Geſanges zu betäuben:

Mourir pour sa patrie
Est le sort le plus beau, le plus digne d'envie!

(Für's Vaterland zu ſterben,
Das iſt das ſchönſte Loos, das neidenswerth'ſte Loos!)

Die Kanoniere hörten mit brennender Lunte dieſen Sterbenden zu, welche ihren eigenen Tod beſangen. Dorfeuille ließ die Stimmen langſam die tiefen Klänge des letzten Verſes beenden; dann gab er dem Commandanten der Geſchütze das verabredete Zeichen, indem er die Hand erhob und die drei Schüſſe gingen zu gleicher Zeit los. Der Rauch, welcher die Kanonen umhüllte, ſchwebte eine Zeit lang über der Chauſſee. Die Trommler übertäubten mit ihrem Wirbeln das Geſchrei. Die Menge ſtürzte herbei, um die Wirkung der Metzelei mit anzuſehen. Sie war nicht, wie ſie die Artilleriſten erwartet hatten. Die Ausbiegungen der Reihe der Verurtheilten hatte die Kugeln nicht richtig treffen laſſen. Nur zwanzig Gefangene waren bei dem tödtenden Blitze gefallen. Die Schwere ihres Körpers hatte ihre noch lebenden Gefährten, welche in ihre convulſiviſchen Bewegungen verwickelt und von ihrem Blute überſtrömt wurden, mit auf die Erde herabgezogen. Stimmen, Geſchrei, entſetzliche Geberden drangen aus dieſem verworrenen Haufen von verſtümmelten Gliedern, Leichnamen und

Ueberlebenden. Die Kanoniere laden ihre Stücke aufs neue und ſchießen mit Kartätſchen unter ſie. Das Blutbad iſt noch nicht zu Ende. Ein herzzerreißender Schrei, der bis in die Stadt hin jenſeits der Rhone gehört wird, ſchallt über das Todesfeld. Einige Glieder zucken noch, einige Hände erheben ſich gegen die Zuſchauer, um den tödtenden Streich zu erflehen. Die Soldaten ſchaudern. „Vorwärts, Dragoner!“ ruft Dorfeuille, „jetzt eingehauen!“ Bei dieſem Befehle treiben die Dragoner ihre ſich bäumenden Pferde an, ſprengen im Galopp auf der Chauſſee vorwärts und geben mit Abſcheu den Sterbenden mit Säbelhieben oder mit Piſtolenſchüſſen den Reſt. Die Soldaten waren noch Neulinge in der Führung der Pferde und der Waffen; überdies widerſtand ihnen das ſchändliche Henkerhandwerk, das ihnen aufgetragen wurde. Unfreiwillig ließen ſie die ſchrecklichen Auftritte der Metzelei und des Todeskampfes länger als zwei Stunden dauern.

XII.

Ein dumpfes Murren der Entrüſtung wurde in der Stadt bei dem Berichte dieſer Hinrichtung laut. Das Volk fühlte ſich entehrt und verglich ſich ſelbſt mit den blutdürſtigſten Tyrannen Roms und den Henkern der Bartholomäusnacht. Die Repräſentanten erſtickten dieſes Murren durch eine Proklamation, welche Beifall zu zollen befahl und Mitleiden der Theilnahme an einem Complote gleichſtellte. Die Bürger, ſelbſt die zierlichſten Damen trugen damals, um den Abſcheu unter kriechender Schmeichelei zu verbergen, die revolutionaire Strenge zur Schau. Die Guillotine, das Werkzeug der Hinrichtung, wurde während einiger Wochen ein Schmuck für Bürger und eine Zierde bei feſtlichen Gelegenheiten. Der Luxus, welcher in der Umgebung der Repräſentanten wieder auftauchte, machte aus dieſer in Miniatur gearbeiteten Maſchine einen abſchreckenden Schmuckgegenſtand für das Geräth oder den Putz der Jacobiner. Ihre Frauen, ihre Töchter und ihre Maitreſſen trugen kleine goldene Guillotinen als Agraffen auf ihrem Buſen oder als Ohrgehänge.

Fouché, Collot d'Herbois und Dorfeuille wollten die

Digitized by Google

Gewiſſensbiſſe durch eine noch kühnere Herausforderung des öffentlichen Gefühls erſticken. Zweihundertneun eingekerkerte Lyoner warteten auf ihr Gericht in dem düſtern Gefängniß, welches das Gefängniß von Roanne hieß. Der Donner der Kanonen, welche ihre Brüder niederſchmetterten, hatte Tags vorher bis in die Kerker dieſer Gefangenen gehallt. Sie bereiteten ſich auf den Tod vor und verbrachten die Nacht, die einen mit Beten, die andern indem ſie einigen verkleideten Prieſtern beichteten, die jüngſten, indem ſie mit Trinken und Singen, welches dem Tode Trotz bot, von der Jugend und dem Leben Abſchied nahmen. Collot d'Herbois kam während der Nacht und beſuchte die Canzlei dieſes Gefängniſſes. Er hörte die Stimmen der Gefangenen: „Was für ein Schlag ſind denn dieſe jungen Leute,“ rief er aus, „welche ſo bei ihrem Todeskampfe ſingen?“

Um zehn Uhr Morgens ſtellte ſich ein Bataillon vor dem Thore des Gefängniſſes von Roanne auf dem Saônequai auf. Das eiſerne Thor öffnete ſich und die zweihundertundneun Bürger zogen heraus. Der Gerichtsſchreiber ging an ihnen vorüber und zählte ſie mit dem Finger wie eine Heerde Schlachtvieh ab, welche für die Conſumtion eines Tages beſtimmt iſt. Sie waren je zwei und zwei aneinander gebunden. Der lange Zug, in welchem jeder einen Sohn, einen Bruder, einen Verwandten, einen Freund, einen Nachbar erkannte, ging feſten Schrittes auf das Rathhaus zu. Von den Fenſtern, von den Thüren aus, wurden ihnen durch die Bajonnetenreihe letzte Grüße zugeſchickt, Hände gegen ſie ausgeſtreckt, mit weinenden Augen auf ſie geblickt, ein ſtummes Lebewohl ihnen zugewinkt. Einige Jacobiner und ſcheußliche Weiberhorden riefen den Opfern zu und überhäuften ſie mit Schmähungen. Sie antworteten darauf mit verächtlichem Tone. Schreckliche Zwiegeſpräche fanden während des Vorbeiziehens zwiſchen den Gefangenen und dem Volke ſtatt. „Wenn wir am 29. Mai, ſagten die Gefangenen, an allen den Räubern, die Châlier's Loos verdienten, Gerechtigkeit ausgeübt hätten, ſo würdet ihr uns nicht in dieſem Augenblicke ſchmähen!“ Sie ſagten zu denen, welche ihnen gerührte Geſichter und thränenfeuchte Augen zeigten: „Weinet nicht um uns, man beweint nicht die Märtyrer.“

Der Sitzungsſaal war zu eng, um ſie alle aufzunehmen. Sie wurden unter freiem Himmel unter den Fenſtern des Rathhauſes gerichtet. Die fünf Richter erſchienen in ihrem Anzuge und mit Allem, was zu ihren Amtsverrichtungen gehörte, auf dem Balcon, ließen ſich die Liſte mit den Namen vorleſen, ſtellten ſich, als ob ſie ſich beriethen, und fällten einen allgemeinen Urtheilsſpruch; es war eine Todesformalität, welche dem maſſenweiſen Morden den heuchleriſchen Schein eines Gerichtes gab. Umſonſt wurden aus der Mitte der zweihundert Opfer, einzelne Reclamationen und Betheuerungen des Patriotismus an die Richter und an das Volk gerichtet. Die Richter waren unbeugſam, das Volk war taub, und ſie antworteten nur durch das Schweigen oder durch Verachtung. Der von den Soldaten gedrängte Zug ſchlug den Weg nach dem Pont Morand ein. Am Anfange der Brücke zählte der Offizier, welcher den Zug commandirte, die Gefangenen, um ſich zu vergewiſſern, daß keiner unterwegs entkommen war. Statt zweihundertundneun fand er zweihundertundzehn. Es war Einer mehr da, als verurtheilt worden waren. Wer war der Unſchuldige? Welche waren ſchuldig? Wer ſollte geſetzlich den Tod erleiden? Wer ſollte ohne Gericht gemordet werden? Der Offizier fühlte das Schreckliche ſeiner Lage, ließ den Zug halten und ſchickte zu Collot d'Herbois, um ihn von ſeinem Zweifel in Kenntniß zu ſetzen. Die Beſeitigung dieſer Bedenklichkeit hätte eine neue Unterſuchung nöthig gemacht. Dieſe Unterſuchung hätte den Tod der zweihundertundneun aufgeſchoben; das Volk war da, der Tod wartete auf ſie. „Was macht Einer mehr aus!“ erwiderte Collot d'Herbois, „beſſer Einer mehr, als Einer weniger. Uebrigens,“ fügte er hinzu, um ſich die Hände in Unſchuld zu waſchen, „wer heute ſtirbt, ſtirbt morgen nicht. Man ſoll ein Ende machen!“

Das überzählige Opfer war ein erwieſener Jacobiner, der die Luft mit ſeinem Geſchrei erfüllte und umſonſt gegen den Irrthum proteſtirte.

XIII.

Der Zug ging wieder vorwärts, indem er ſang:

Für's Vaterland zu ſterben,
Das iſt das ſchönſte Loos, das neidenswerth'ſte Loos.

Die Strophen, welche von den jungen Leuten mit kriegeriſcher Stimme geſungen wurden, ließen den Zug im Takte marſchiren. Er hielt zwiſchen den Weiden auf dem engen Wege, der noch von dem Tags vorher vergoſſenen Blute feucht war. Ein langes Tau war von einer Weide zur andern geſpannt. Jeder Gefangene wurde mit dem Ende des Stricks, mit welchem ihm die Hände auf dem Rücken gebunden waren, an das Tau befeſtigt. Drei Soldaten wurden in einer Entfernung von vier Schritten vor jedem Verurtheilten aufgeſtellt und die Cavalerie hinter ihnen in kleinen Haufen vertheilt. Auf das Commando Feuer! ſchoſſen die neunhundertdunddreißig Soldaten zu gleicher Zeit je drei Kugeln auf jede Bruſt ab. Eine Rauchwolke verhüllte einen Augenblick den Schauplatz. Die Wolke theilt ſich, ſteigt in die Höhe und läßt neben Leichen, die auf der Erde liegen oder am Taue hängen, mehr als hundert junge Leute ſehen, die noch aufrecht ſtehen. Die einen mit ſtierem Blick, ſcheinen wie verſteinert vor Schrecken; die andern, ſchlecht getroffen, flehen ihre Henker an, ihnen den Reſt zu geben; einige, welche von dem Tau losgekommen waren, da die Kugeln ihre Stricke zerriſſen hatten, kriechen auf der Erde fort, oder flüchten ſich mit ſchwankenden Schritten durch die Weiden. Grandmaiſon, der an dieſem Tage den Vorſitz bei der Hinrichtung hatte, befahl der Cavalerie, die Flüchtigen zu verfolgen. Von den Dragonern eingeholt und von Säbelhieben getroffen, fielen alle unter die Hufe der Pferde. Einem einzigen, Namens Merle, Maire von Macon, ein Patriot, aber den Girondiſten ergeben, gelang es, ſich mit Blut bedeckt bis in das Rohrgebüſch des Sumpfes zu ſchleppen. Die Reiter wandten ſich aus Mitleiden von ihm weg und ſtellten ſich, als ob ſie ihn nicht ſähen. Der Flüchtling ſetzte ſeinen Weg nach dem Fluſſe fort. Er wollte ſich in einen Kahn werfen. um unvermerkt in die Stadt zurückzukehren, als ein Haufen unerbittlicher Jacobiner ihn an dem Blute erkannte, das von ſeiner verſtümmelten Hand herabfloß, und ihn lebend in die Rhone ſtürzte; ſo ſtarb er in der nämlichen Stunde den doppelten Tod durch das Waſſer und das Feuer.

Die Soldaten gaben mit Widerſtreben den auf dem Weg im Todeskampf liegenden Opfern mit Kolben und Ba-

jonneten den Reſt. Die Nacht, welche hereinbrach, erſtickte die Seufzer. Als am andern Morgen die Todtengräber kamen, um die Leichen einzuſcharren, zuckten einige noch. Einigen hatten ſchlecht geführte Streiche noch Leben gelaſſen. Die Arbeiter ſchlugen die Ueberlebenden mit Hacken todt, ehe ſie ſie mit dem blutigen Schmuze der Gruben bedeckten. „Wir haben,“ ſchrieb am Abend Collot d'Herbois an den Convent, „die Thätigkeit einer republikaniſchen, das heißt, wie der Wille des Volks, ſchnellen und ſchrecklichen Juſtiz, wieder angefriſcht: ſie muß niederſchmettern, wie der Bliz und nur Aſche laſſen.“ Die Revolution hatte ihre Attilas gefunden.

XIV.

Montbriſon, Saint-Etienne, Saint-Chamond, alle dieſe Lyoner Colonien waren der Schauplatz der nämlichen ſchrecklichen Begebenheiten oder lieferten die nämlichen Opfer. Der Volksrepräſentant Javogues hatte zu Feurs die Guillotine errichtet. Ein von ihm geleitetes Revolutionstribunal ließ das Werkzeug der Hinrichtung eben ſo arbeiten, wie zu Lyon. Die an den Ufern der obern Loire liegenden Provinzen wurden von allem ariſtokratiſchen, royaliſtiſchen, föderaliſtiſchen Blute, das ſtromweiſe unter dem Beile floß, gereinigt. Das Beil ſchien wie zu Lyon nicht ſchnell genug zu tödten. Das Feuer des Blitzes erſetzte die blanke Waffe der Hinrichtung. Eine herrliche Lindenallee, welche den Zugang zum Schloſſe Roſier bildete und der Stadt Feurs als Spaziergang und als Ort zu Feſten diente, wurde, wie die Weiden von Brotteaur, in einen Hinrichtungsplatz verwandelt. Man erſchoß bis gegen zweiundzwanzig Perſonen des Tages. Die nämliche Ungeduld des Todes ſchien ſich der Henker und der Schlachtopfer bemächtigt zu haben; die einen beſaßen die Wuth des Mordens, die andern den Enthuſiasmus des Sterbens. Der Abſcheu vor dem Leben hatte dem Tode ſeinen Schrecken genommen. Junge Mädchen, Kinder verlangten an der Seite ihrer Väter oder ihrer Verwandten, welche ermordet wurden, zu fallen. Jeden Tag mußten die Richter die Bitten Verzweifelnder zurückweiſen, welche darum flehten, hingerichtet zu werden, da

ihnen dies weniger ſchrecklich ſchien, als leben zu bleiben. Jeden Tag gewährten ſie ſolche Forderungen oder kamen ihnen zuvor. Die barbariſchen Proconſuln warteten nicht auf das Verbrechen; ſie muthmaßten es im Namen, in der Erziehung, im Range. Sie ſtraften für künftige Verbrechen. Sie eilten den Jahren voraus. Sie opferten die Kindheit wegen künftiger Meinungen hin, Greiſe wegen früherer Meinungen, Frauen, weil ſie ihnen ihre Zärtlichkeit und ihre Thränen als Verbrechen anrechneten. Trauer anzulegen war verboten, wie unter Tiberius' Regierung. Mehrere wurden hingerichtet, weil ſie ein betrübtes Geſicht gehabt oder ein Trauerkleid getragen hatten. Das natürliche Gefühl war zu einer Anklage geworden. Um rein zu ſein, mußte man ſich deſſelben entäußert haben. Alle Tugenden ſtanden im Gegenſatz mit den Regungen des menſchlichen Herzens. Der Jacobinismus der Proconſuln zu Lyon hatte alle natürlichen Triebe des Menſchen verkehrt. Der falſche Patriotismus hatte alle Menſchlichkeit vernichtet. Rührende und erhabene Züge machten ſich während dieſer Saturnalien der Rache bemerkbar. Das menſchliche Gemüth erhob ſich auf die tragiſche Höhe dieſer Dramen. Jedes Alter, jedes Geſchlecht gab glänzende Beweiſe von Heldenmuth. Die Liebe bot den Henkern Trotz. Das menſchliche Herz brachte Schätze von Zärtlichkeit und erhabener Geſinnung zu Tage.

XV.

Der junge, funfzehnjährige Dutaillon, welcher mit ſeiner Familie zum Tode geführt wurde, freute ſich am Fuße des Schaffotes darüber, von ſeinem Vater nur während der Zeit, welche von einem Beilſchlag bis zum andern verſtrich, getrennt zu ſein. „Er bewahrt mir dort oben meinen Platz, wir wollen ihn nicht auf mich warten laſſen," ſagte er zum Henker.

Ein Sohn des Herrn von Rochefort wurde mit ſeinem Vater und dreien ſeiner Verwandten in die Allee von Roſier bei Feurs geführt, um daſelbſt erſchoſſen zu werden. Das Peloton gab Feuer. Drei Verurtheilte fielen. Das Kind,

welches die mitleidigen Soldaten verſchont hatten, war unverletzt. „Gnade, Gnade für ihn!“ rufen die gerührten Zuſchauer. „Er iſt nur ſechzehn Jahr alt, er kann noch ein guter Bürger werden.“ Die Henker zögern. Javogues verſpricht ihm das Leben. „Nein, nein, ich mag von euch keine Gnade, kein Leben,“ ruft das Kind, indem es den blutigen Leichnam ſeines Vaters umarmt. „Ich will ſterben! Ich bin Royaliſt! Es lebe der König!“

Die Tochter eines Arbeiters, welche eine blendende Schönheit beſaß, war angeklagt worden, die republikaniſche Cocarde nicht tragen zu wollen. „Warum beſtehſt Du ſo hartnäckig darauf,“ fragte ſie der Präſident, „das erlöſende Zeichen des Volkes nicht tragen zu wollen?“ — „Weil Sie ſie tragen,“ antwortete das junge Mädchen. Der Präſident Parrein, der ſo viel Muth bewunderte und darüber erröthete, ein ſo junges Mädchen zum Tode zu ſchicken, gab dem hinter der Angeklagten ſtehenden Gefängnißwärter durch einen Wink zu verſtehen, ihr eine Cocarde in die Haare zu ſtecken. Aber das Mädchen, welches dieſe Geberde bemerkte, riß die Cocarde mit Entrüſtung herab, trat ſie mit Füßen und ging zum Tode.

Ein anderes Mädchen, der Tags vorher Alles, was ſie ans Leben feſſelte, durch die Kartätſchen hingeopfert worden war, drängt ſich durch die Menge, kniet, in Thränen zerfließend, vor dem Tribunal nieder und fleht die Richter an, ſie zu verurtheilen. „Ihr habt meinen Vater, meine Brüder, meinen Verlobten getödtet,“ ruft ſie aus, „ich habe hier auf Erden keine Familie, keine Liebe, keine Beſtimmung mehr! Ich will ſterben! Meine Religion verbietet mir, mit eigener Hand mir den Tod zu geben: laßt mich ſterben!“

Ein junger Verhafteter, Namens Couchoux, ſollte am nächſten Tage mit ſeinem achtzigjährigen Vater, der nicht mehr gehen konnte, hingerichtet werden, und war, ehe er das Schaffot beſteigen ſollte, in die Kellergewölbe des Stadthauſes eingeſperrt worden. Während der Nacht entdeckte er, daß er durch einen Abzugsgraben, der das unterirdiſche Gewölbe mit dem Bette des Fluſſes in Verbindung ſetzte, entweichen könnte. Als er ſich dieſes Weges verſichert hatte, kehrte er zurück, um ſeinen Vater zu holen. Der Greis ſtrengte ſich umſonſt an, ſich aufrecht zu erhalten, fiel, als

der Weg halb zurückgelegt war, nieder und beſchwor ſeinen Sohn, ſich zu retten und ihn ſelbſt ſeinem Schickſale zu überlaſſen. „Nein,“ ſagte der junge Mann, „wir leben oder wir ſterben zuſammen!“ Er lud ſeinen Vater auf ſeine Schultern, drang kriechend in dem unterirdiſchen Gange vorwärts, entkam, von der Dunkelheit begünſtigt, mit ſeiner Laſt, fand am Rhoneufer ein Boot, warf ſich mit ſeinem Vater hinein und rettete ſich mit ihm.

Eine ſiebenundzwanzigjährige Frau, Madame Cochet, welche die Liebe während der Belagerung bis zum großartigſten Heldenmuthe getrieben und welche mit der Unerſchrockenheit eines Soldaten gekämpft hatte, hielt vom Karren herab, der ſie zur Hinrichtung führte, eine Anrede an das Volk. „Ihr ſeid Feiglinge,“ ſagte ſie, „daß ihr eine Frau hinopfert, die ihre Pflicht gethan und für euch gekämpft hat, um euch gegen die Unterdrückung zu vertheidigen! Ich bedauere nicht das Leben, ſondern nur das Kind, das ich unter meinem Herzen trage. Das unſchuldige Weſen, es wird meinen Tod theilen .... Die Ungeheuer,“ fügte ſie hinzu, indem ſie mit der Hand auf ihren Leib wies, welcher ihre Schwangerſchaft bezeugte, „ſie haben nicht noch einige Tage warten wollen, ſie haben gefürchtet, ich möchte einem Rächer der Freiheit das Leben geben!“ Das Volk, welches von der Mutterliebe dieſer Heldin, von ihrer Jugend, ihrer Schönheit gerührt wurde, folgte ihr ſchweigend. Der Ruf: „Gnade!“ ertönte aus der Menge, aber das Geräuſch des Beiles, welches zwei Leben durchſchnitt, unterbrach dieſen zu ſpät gekommenen Ruf des Volkes. Fünfundvierzig Köpfe wurden an dieſem Tage in dem Karren des Nachrichters weggefahren. Um dieſen Regungen des Mitleidens in der Menge das Gegengewicht zu halten, waren von den Proconſuln bezahlte Beifallklatſcher angeworben und an die Fenſter des Platzes, wie in die Logen des Circus, geſtellt worden, um die Sterbenden zu ſchmähen, und um die Hinrichtungen zu beklatſchen.

XVI.

Ein junges, ſiebenzehnjähriges Mädchen, von männlicher Schönheit und welche an Charlotte Corday erinnerte,

Digitized by Google

hatte mit ihren Brüdern und ihrem Verlobten in den Reihen der Lyoner Kanoniere gefochten. Die ganze Stadt bewunderte ihre Unerſchrockenheit. Précy zeigte ſie ſeinen Soldaten als Vorbild. Ihre Beſcheidenheit kam ihrem Muthe gleich. Sie fand ihren Heldenmuth nur im Feuer. Anderswo war ſie nur eine Jungfrau. Ihr Name war Marie Adrian. „Wie heißt Du?“ fragte ſie der Richter, der von ihrer Jugend betroffen und von ihren Reizen geblendet war. „Marie,“ antwortete die junge Angeklagte, „der Name der Mutter Gottes, für die ich ſterben werde.“ — „Wie alt biſt Du?“ — „Siebenzehn Jahre, ſo alt wie Charlotte Corday.“ — „Wie haſt Du in Deinem Alter die Kanonen gegen Dein Vaterland richten können?“ — „Um es zu vertheidigen.“ — „Bürgerin,“ ſagte einer der Richter zu ihr, „wir bewundern Deinen Muth. Was würdeſt Du thun, wenn wir Dir das Leben ſchenkten?“ — „Ich würde Euch, die Henker meines Vaterlandes, niederſtoßen!“ antwortete ſie, indem ſie den Kopf erhob. Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen, mehr durch die Blicke der Menge, als durch den Tod eingeſchüchtert, ſtieg ſie die Stufen des Schaffots hinauf. Sie wies den Henker zurück, welcher ihr die Hand bot, um ſie dabei zu unterſtützen, und rief zwei Mal: „Es lebe der König!“ Als der Henker ihr die Kleider auszog, fand er auf ihrer Bruſt ein mit Blut geſchriebenes Billet: es war das Lebewohl ihres Verlobten, der einige Tage vorher zu Brotteaux unter den Kartätſchenkugeln gefallen war. „Morgen, um dieſe Stunde, werde ich nicht mehr leben,“ ſchrieb er an ſeine Braut. „Ich mag nicht ſterben, ohne Dir noch einmal zu ſagen: Ich liebe Dich. Wenn man mir meine Begnadigung unter der Bedingung anböte, daß ich das Gegentheil ſagen ſollte, würde ich ſie zurückweiſen. Ich habe keine Dinte, ich habe mir eine Ader geöffnet, um Dir mit meinem Blute zu ſchreiben. Ich möchte es mit dem Deinigen für die Ewigkeit zuſammenfließen laſſen. Lebe wohl, meine liebe Marie! Weine nicht, damit die Engel des Himmels Dich eben ſo ſchön finden, wie ich. Ich werde Dich erwarten. Bleibe nicht lange.“ Die beiden Liebenden wurden nur vierundzwanzig Stunden lang durch den Tod getrennt. Das Volk wußte zu bewundern, aber nicht zu verzeihen.

Die maſſenweiſen Hinrichtungen hörten nur auf, als die Soldaten, entrüſtet darüber, ſich in Henker verwandelt zu ſehen, derſelben überdrüſſig wurden. Die Hinrichtungen Einzelner vervielfältigten ſich auf eine Weiſe, daß ſie die Beile abnutzten und die Henker ermüdeten. „Haſt Du einen thätigen Henker nöthig,“ ſchrieb der Jacobiner Achard an Collot d'Herbois, „ich biete mich dazu an.“ Die unbeerdigten an die Rhoneufer angeſchwemmten Leichname verpeſteten die benachbarten Gegenden und drohten, anſteckende Krankheiten zu erzeugen. Die an den Ufern liegenden Städte und Dörfer beklagten ſich beim Convent über die verdorbene Luft und über das ſchmuzige Waſſer, welches von Lyon herabfloß. Die Jacobiner und die Repräſentanten waren taub dagegen. Sie fachten in patriotiſchen Gaſtmählern ihre Wuth aufs neue wieder an. Dorfeuille, Achard, Grandmaiſon, die Richter, die Adminiſtratoren, ihre Anhänger tranken dabei auf die Schnelligkeit des Todes und auf die Energie des Henkers. Sie parodirten das heilige Abendmahl, ließen einen mit Wein gefüllten Pokal herumgehen und ermuthigten einander, ihn zu leeren. „Das iſt der Kelch der Gleichheit,“ rief Grandmaiſon, „dies iſt das Blut der Könige, nehmt und trinkt!“ — „Republikaner,“ ſagte Dorfeuille, „dieſes Mahl iſt des ſouverainen Volkes würdig. Adminiſtratoren, Generalſtab, Mitglieder der Tribunale, öffentliche Beamte, laßt uns jede Dekade zuſammenkommen, um zuſammen das Blut der Tyrannen aus dem nämlichen Kelche zu trinken.“

Collot d'Herbois, der durch das erſte Murren der öffentlichen Meinung gegen ſein maſſenweiſes Hinſchlachten nach Paris zurückberufen wurde, rechtfertigte ſich bei den Jacobinern. „Man nennt uns Menſchenfreſſer!“ ſagte er. „Die Ariſtokraten ſprechen ſo. Man unterſucht mit bedenklicher Genauigkeit, wie die Anhänger der Gegenrevolution ſterben! Man verbreitet gefliſſentlich, daß ſie nicht bei den erſten Streichen geſtorben ſind! Iſt denn der Jacobiner Châlier bei dem erſten Streiche geſtorben? Der kleinſte Tropfen patriotiſchen Blutes fällt ſchwer auf mein Herz. Ich habe kein Mitleiden mit den Verſchwörern. Wir haben zweihundert auf ein Mal niederſchmettern laſſen. Man hat uns ein Verbrechen daraus gemacht! Weiß man denn

nicht, daß auch hierin ein Beweis von Gefühl liegt. Der Blitz des Volkes trifft ſie und läßt nur das Nichts und die Aſche übrig!“ Die Jacobiner klatſchten ihm Beifall zu.

Fouché, der in Lyon geblieben war, um die Reinigung des Südens fortzuſetzen, ſchrieb an Collot d'Herbois, um ihm und ſich ſelbſt zu ihrem gemeinſchaftlichen Triumphe Glück zu wünſchen: „Auch wir kämpfen gegen die Feinde der Republik zu Toulon, indem wir ihren Blicken die Leichen von Tauſenden ihrer Mitſchuldigen bieten. Laßt uns in unſerm Zorne mit einem einzigen Schlage alle Rebellen, alle Empörer, alle Verräther vernichten! Laßt uns nach dem Beiſpiele der Natur die Gerechtigkeit ausüben! Laßt uns als Volk Rache nehmen! Wie der Blitzſtrahl wollen wir treffen, und ſelbſt die Aſche unſerer Feinde möge vom Boden der Freiheit verſchwinden! Möge die Republik nur ein Vulkan ſein! Lebe wohl, mein Freund! Freudenthränen dringen in meine Augen; ſie überſtrömen mein Herz. Wir haben nur eine Art, unſere Siege zu feiern: wir ſchleudern heute Abend den Blitzſtrahl auf zweihundertunddreizehn Empörer.“

Indeß wagten ſelbſt zu Lyon einige republikaniſche Gemüther, menſchlichere Gefühle frei zu bekennen, das Verbrechen zu brandmarken und die Henker anzuklagen. Bürger, die keine Verdächtigen waren, wandten ſich an Robespierre, wie an den Leiter der Republik. Man wußte aus dem Briefwechſel Couthon's mit einigen Patrioten von Lyon, daß Robespierre im Wohlfahrtsausſchuſſe über Collot d'Herbois' und Fouché's Proſcriptionen und über die Vernichtung der zweiten Stadt Frankreichs entrüſtet war. „Dieſe Marius des Theaters,“ ſagte er in ſeinem vertraulichen Kreiſe bei Duplay, indem er auf den Stand des Proconſuls anſpielte, „werden bald nur noch auf Ruinen herrſchen.“ Fouché ſuchte in ſeinen Briefen an Duplay, Robespierre zu gewinnen und ſtellte Lyon wie eine permanente Gegenrevolution dar. In der ganzen Republik waren ſchon die im Geheimen glimmenden Zerwürfniſſe im Wohlfahrtsausſchuſſe zwiſchen der Partei Robespierre's und der Partei Collot d'Herbois' bekannt; man wußte, daß die einen in der Revolution unter den Trümmern eine ſociale Ordnung, die andern nur Raub und Rache ſuchten. Einige zur Partei Robespierre's gehörende Republikaner verſam-

Digitized by Google

melten ſich insgeheim zu Lyon und lauſchten auf das geringſte Zeichen der Umkehr der öffentlichen Meinung. Einer von ihnen, Namens Gillet, wagte es, den Brief zu unterzeichnen, welcher die Ueberzeugung Aller enthielt. „Bürger-Repräſentant,“ wurde in dieſem Briefe an Robespierre geſchrieben, „ich habe die Keller und die Katakomben bewohnt, ich habe Hunger und Durſt während der Belagerung meiner Vaterſtadt gelitten; nur noch einen oder zwei Tage länger, und ich wäre als Opfer meiner Anhänglichkeit an die Sache des Convents, der in meinen Augen der Mittelpunkt der Einigung der guten Bürger iſt, umgekommen. Ich habe alſo das Recht, heute zu Gunſten meiner Feinde von Gerechtigkeit und von Mäßigung zu ſprechen. Diejenigen, welche hier die Freiheit des Cultus antaſten, ſind die wahren Schuldigen. Beeile Dich, Bürger, ein Decret ergehen zu laſſen, welches ſie zum Tode verurtheilt und den Boden der Freiheit von ihnen reinigt. Das Uebel iſt groß, die Wunde iſt tief; es bedarf einer kühnen und ſchnellen Hand. Auf dem Lande herrſcht Beſtürzung. Der Landmann ſät mit der Gewißheit, nicht zu ernten. Der Reiche verbirgt ſein Gold und wagt nicht, den Armen arbeiten zu laſſen. Aller Handel ſtockt. Die Frauen erſticken das natürliche Gefühl und fluchen dem Tage, an welchem ſie Mütter geworden ſind. Der Sterbende ruft ſeinen Seelſorger, um aus ſeinem Munde ein Wort des Troſtes und der Hoffnung zu hören, und den Seelſorger bedroht die Guillotine, wenn er geht und ſeinen Bruder tröſtet. Die Kirchen werden verwüſtet. Die Altäre werden umgeſtürzt von den Räubern, welche im Namen des Geſetzes zu handeln vorgeben, während ſie nur auf Befehl von Räubern, wie ſie ſelbſt ſind, handeln! Großer Gott! Was für Zeiten müſſen wir erleben! Alle guten Bürger, oder faſt alle, ſegneten die Revolution und alle verfluchen ſie, und blicken mit Bedauern auf die Revolution zurück. Die Kriſe iſt ſo, daß wir am Vorabend großer Verbrechen ſtehen. Die Splitter der Bombe, die hier gefüllt wird, werden vielleicht den ganzen Convent vernichten, wenn Du Dich nicht beeilſt, ſie zu erſticken! .... Bedenke dieſe Wahrheiten wohl, Robespierre, welche ich zu unterzeichnen wage, ſollte ich auch deshalb, weil ich ſie geſchrieben habe, untergehen!“

Digitized by Google

XVII.

Dieſe Gewiſſensbiſſe der reinen Republikaner wurden zu Paris von dem wahnſinnigen Geſchrei der Partei Hébert's, Chaumette's, Collot d'Herbois' erſtickt. Robespierre, Couthon, Saint Juſt, welche dieſe Partei noch nicht anzugreifen wagten, ſchwiegen ſtill. Sie warteten darauf, daß die öffentliche Entrüſtung ſich ſo weit ſteigern ſollte, daß ſie ſie gegen die Terroriſten richten könnten. Aber während Lyons Aſche in Blutſtrömen verlöſchte, entzündete ſich der Brand des Bürgerkriegs in Toulon.

Toulon, der wichtigſte Hafen der Republik, eine Stadt, deren Bevölkerung feurig und leicht beweglich, wie die Sonne und das Meer des Südens iſt, war ſchnell von den Ausſchweifungen des Jacobinismus zu Muthloſigkeit und zu Widerwillen gegen die Revolution übergegangen. Die Bewegung Marſeilles bei Annäherung des 10. Auguſt nachahmend, hatte Toulon die Blüte ſeiner Jugend, gemiſcht mit dem Abſchaum ſeiner Bevölkerung, nach Paris geſchickt. Die Provence hatte ihr Feuer nach Paris gebracht, aber daſſelbe Ungeſtüm, welches die Provençalen dem Throne Ludwig's XVI. gegenüber ſo furchtbar hatte werden laſſen, hatte ſie unfähig gemacht, ſich lange unter das Joch einer centralen und gleichförmigen Republik, wie die, welche Robespierre, Danton, die Cordeliers und die Jacobiner gründen wollten, zu beugen. Dieſe alten, unabhängigen, von den Phocäern und den Griechen an dem Strande der Provence angelegten Colonien hatten etwas von der beſtändigen Aufregung und der Unbändigkeit ihrer Meeresfluten bewahrt. Der Anblick des Meeres macht den Menſchen freier und unbändiger. Er ſieht unaufhörlich auf ſeinen Wogen das Bild der Freiheit und ſein Geiſt nimmt die Unabhängigkeit ſeines Elements an.

Die Bewohner von Toulon, wie die von Bordeaux und von Marſeille, neigten ſich zum Föderalismus der Gironde. Die häufige Anweſenheit der Flottenoffiziere, die faſt alle Royaliſten waren, die Herrſchaft der Prieſter, welche im Süden einen allmächtigen Einfluß auf die Einbildungskraft haben, die Schmähungen und das Märtyrerthum,

Digitized by Google

welche die Religion unter der Regierung der Jacobiner erlitt, die Entrüſtung gegen die revolutionairen Ausſchweifungen, welche Carteaux' Armee zu Marſeille begangen hatte, endlich der große Zwieſpalt in einer Republik, welche in Factionen zerfiel und ihre Gründer erwürgte, — Alles rief Toulon zur Empörung.

XVIII.

Die auf dem Mittelmeere kreuzende Flotte des Admiral Hood unterhielt dieſe Stimmung durch geheime Verbindungen mit den Royaliſten zu Toulon. Dieſe Flotte beſtand aus zwanzig Linienſchiffen und fünfundzwanzig Fregatten. Der Admiral Hood kam zu den Toulonern weniger als Feind, wie als Bundesgenoſſe und Befreier. Er verſprach, die Stadt, den Hafen und die Flotte nicht wie eine Eroberung, ſondern wie ein zur Verwahrung anvertrautes Gut zu bewahren, welches er, ſo bald Frankreich ſeine Tyrannen im Innern unterdrückt haben würde, dem Nachfolger Ludwig's XVI. zurückſtellen würde. Die öffentliche Stimmung der Bewohner von Toulon ging mit der Schnelle des Windes vom Jacobinismus zum Föderalismus, vom Föderalismus zum Royalismus, vom Royalismus zum Abfalle über. Zehntauſend flüchtige Marſeiller, welche der Schrecken vor der Rache der Republik nach Toulon gejagt hatte, der Schutz ihrer Mauern, die Batterien ihrer Schiffe, die engliſche und ſpaniſche Flagge der vereinigten Geſchwader, die bereit waren, die Empörung zu ſchützen, brachten die Touloner zu dem Gedanken dieſes Verbrechens gegen das Vaterland.

Von den beiden Admiralen, welche die franzöſiſche Flotte im Hafen zu Toulon befehligten, conſpirirte der eine, Admiral Trogoff mit den Royaliſten, der andere, Admiral Saint Julien, bemühte ſich, den Republikanismus ſeiner Mannſchaft wieder zu befeſtigen. So der Geſinnung nach getheilt, wurde die Flotte in ihrer Wirkſamkeit durch entgegengeſetzte Beſtrebungen gelähmt. Sie konnte nur im Kampfe gegen ſich ſelbſt der Bewegung folgen, welche ihr die ſiegreiche Partei geben würde. Da ſie zwiſchen einer inſurgirten Stadt und einem

durch die Blokade geſchloſſenen Meere lag, mußte ſie unvermeidlich entweder von den Kanonen der Feſtungswerke, oder von den Kanonen der Engländer niedergeſchmettert, oder von beiden zugleich vernichtet werden. Die Bevölkerung von Toulon, wo ſo viele Elemente zu gleicher Zeit gährten, gerieth bei der Annäherung der Vorhut Carteaux' auf eine ſo einſtimmige Weiſe in Aufruhr, daß jeder Gedanke an Reue verſchwand. Sie ſchloß die Clubs der Jacobiner, brachte ihr Haupt um, warf die in der Stadt auf Sendung ſich befindenden Volksrepräſentanten Bayle und Beauvais ins Gefängniß und rief die Engländer, die Spanier, die Neapolitaner herbei.

Beim Anblick der feindlichen Geſchwader tödtete ſich der Repräſentant Beauvais mit eigener Hand im Gefängniß. Die franzöſiſche Flotte, mit Ausnahme einiger Schiffe, welche der Admiral Saint Julien noch einige Tage lang ihrer Pflicht treu erhielt, zog die weiße Fahne auf. Die vereinigten Touloner, Engländer, Neapolitaner, funfzehntauſend Mann ſtark, ſetzten die Feſtungswerke und die Zugänge zur Stadt in Vertheidigungszuſtand. Carteaux, der von Marſeille her an der Spitze von viertauſend Mann vorrückte, drängte den feindlichen Vortrab aus den Schluchten von Ollioules zurück. Der General Lapoype, der von der Armee zu Nizza mit ſiebentauſend Mann detachirt worden war, ſchloß Toulon von der entgegengeſetzten Seite ein. Die Volksrepräſentanten Fréron, Barras, Albitte, Salicetti überwachten, leiteten und kämpften zu gleicher Zeit. Die geringe Anzahl der Republikaner, der ungeheuere Raum, den ſie beſetzen mußten, um die Berge, an welche Toulon ſtößt, einzuſchließen, die Lage und die Feuer der Forts, welche von oben herab dieſes Amphitheater decken, die Unerfahrenheit der Generale bewirkten, daß der Angriff lange Zeit nur auf laue Weiſe betrieben wurde, und brachten den Convent vor Entrüſtung über dieſes Beiſpiel eines unbeſtraften Verrathes außer ſich. Sobald Lyons Einnahme dem Wohlfahrtsausſchuſſe geſtattete, über die daſelbſt befindlichen Truppen zu verfügen, beeilte ſich Carnot, ſie auf Toulon marſchiren zu laſſen. Er ſandte den General Doppet, den Beſieger, und Fouché, den Vernichter Lyons hin. Fouché war, eben ſo wie ſeine Collegen Fréron und Barras, ent-

Digitized by Google

ſchloſſen, Toulon niederzuſchmettern, ſelbſt wenn er mit dieſer Stadt die franzöſiſche Marine und die Arſenale vernichten ſollte.

Ein Artilleriecapitain, den Carnot zu der Alpenarmee ſchickte, wurde bei ſeiner Durchreiſe aufgehalten, um bei der Armee zu Toulon den bei dem Angriffe auf Ollioules verwundeten Commandanten der Artillerie Donmartin zu erſetzen. Dieſer junge Mann war Napoleon Buonaparte. Sein Glück erwartete ihn hier. Sein Landsmann Salicetti ſtellte ihn Carteaux vor. In wenig Worten und in wenig Tagen machte er ſein Genie auf glänzende Weiſe bemerkbar und wurde die Seele der Operationen. Dazu beſtimmt, der Stärke die Herrſchaft über die Meinung, der Armee die Herrſchaft über das Volk zu geben, ſieht man ihn zum erſten Male im Rauche einer Batterie erſcheinen, während er zu gleicher Zeit die Anarchie in Toulon und die Feinde auf der Rhede niederſchmettert. Seine Zukunft lag in dieſer Stellung: ein militairiſches Genie, das aus dem Feuer eines Bürgerkrieges hervorgeht, um ſich des Soldaten zu bemächtigen, dem Schwerte den Glanz zu verleihen, das Wort zu erſticken, die Revolution zu löſchen und die Freiheit um ein Jahrhundert rückwärts ſchreiten zu laſſen. Ein unermeßlicher, aber furchtbarer Ruhm, den die Nachwelt nicht richten wird, wie die Zeitgenoſſen.

XIX.

Dugommier war an Carteaux' Stelle getreten. Er verſammelte einen Kriegsrath, welchem Bonaparte beiwohnte. Der junge Capitain, der ſogleich zum Bataillonscommandanten erhoben worden war, organiſirte die Artillerie, brachte die Batterien der Stadt näher, erkannte den wichtigſten Punkt der Poſition, richtete ſein Feuer darauf, ließ das Uebrige unberückſichtigt, ging gerade auf das Ziel los. Der engliſche General O'Hara, welcher mit ſechstauſend Mann einen Ausfall aus dem Fort Malbosquet machte, fiel in einen Hinterhalt, den ihm Bonaparte gelegt, wurde verwundet und gefangen. Das Fort Malbosquet, das die Rhede beherrſchte, wurde gegen den Befehl der Repräſentanten von zwei Colonnen angegriffen. Bonaparte und Dugommier

drangen als die erſten durch eine Schießſcharte ein. Der Sieg rechtfertigte ſie. — „General,“ ſagte Bonaparte zu Dugommier, der von ſeinem hohen Alter gebeugt und von Anſtrengung erſchöpft war, „legen Sie ſich ſchlafen, Toulon iſt genommen.“ Der Admiral Hood ſah bei Tagesanbruch die Abhänge von franzöſiſchen Batterien ſtarren, welche ſich bereit machten, die Rhede zu beſchießen. Der Herbſtwind heulte, der Himmel umzog ſich, die See ging hoch; Alles zeigte an, daß die bald nahenden Winterſtürme den Engländern das Auslaufen aus der Rhede unmöglich machen würden.

Bei Einbruch der Nacht wurde der Brander Vulcan durch feindliche Schaluppen mitten in die franzöſiſche Flotte gebracht. Eine ungeheure Menge brennbarer Stoffe wurde in den Vorrathshäuſern, den Holzlagern, den Arſenalen aufgehäuft. Engliſche Offiziere, mit Lunten in der Hand, erwarteten das Signal zum Zünden. An der Uhr des Hafens ſchlägt es zehn Uhr. Eine Rakete ſteigt im Mittelpunkt der Stadt auf und fällt in Funken herab. Dies war das Signal. Die Lunten ſenken ſich auf das Laufpulver. Das Arſenal, die Werkſtätten, die Marinevorräthe, das Bauholz, der Theer, der Hanf, die Ausrüſtung der franzöſiſchen Flotte und dieſes Stapelplatzes wurden in wenigen Stunden verzehrt. Dieſe Feuersbrunſt, in welcher die Hälfte der Marine Frankreichs unterging, erleuchtete während der ganzen Nacht die Wellen des mittelländiſchen Meeres, die Abhänge der Berge, die Lager der Repräſentanten, die Verdecke der engliſchen Schiffe. Die Einwohner von Toulon, welche in wenig Stunden der Rache der Republikaner überlaſſen ſein ſollten, irrten auf den Quais umher. Die Stille, welche der Schrecken der Feuersbrunſt in beiden Lagern hervorrief, wurde nur von der Exploſion der Pulvermagazine, der ſechzehn Linienſchiffe und zwanzig Fregatten unterbrochen, die ihr Gebälk und ihre Kanonen in die Luft ſchleuderten, ehe ſie in den Fluten verſanken. Das Gerücht von der Abfahrt der vereinigten Geſchwader und von der Uebergabe der Stadt hatte ſich unter der Bevölkerung verbreitet. Funfzehntauſend Touloner und geflüchtete Marſeiller, Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, Verwundete, Kranke, hatten ihre Wohnungen verlaſſen, drängten

Digitized by Google

ſich auf dem Strande und ſtritten ſich um einen Platz in den Böten, welche ſie nach den engliſchen, ſpaniſchen und neapolitaniſchen Schiffen brachten. Die hochgehende See und die zwiſchen den Wellen leckenden Flammen machten das Ueberſetzen der Flüchtenden gefährlich und ließen es langſam von ſtatten gehen. Das jeden Augenblick aus einem untergehenden Boote dringende Geſchrei und die ans Ufer geworfenen Leichen entmuthigten die Matroſen. Die brennenden Trümmer des Arſenals und der Flotte regneten auf dieſe Menge herab und ſchlugen ganze Reihen nieder. Eine Batterie der republikaniſchen Armee beſchoß mit Kugeln und Bomben den Hafen und den Quai. Die von einander getrennten Glieder derſelben Familie ſuchten ſich und riefen ſich mit lautem Geſchrei in dieſem Tumulte von Stimmen und dieſem Hin- und Herſtrömen der Menge. Frauen verloren ihre Männer, Töchter ihre Mütter, Mütter ihre Kinder. Einige, deren Angehörige bereits eingeſchifft waren, welche aber dieſe noch in der Stadt vermutheten, weigerten ſich, in die Böte zu ſteigen, warfen ſich aus Verzweiflung auf dem Strande nieder, klammerten ſich an die Erde und weigerten ſich, ohne die ihnen theuern Perſonen zu fliehen. Einige opferten ſich auf und ſtürzten ſich in das Meer, um die zu ſtark beladenen Böte leichter zu machen und durch dieſen Selbſtmord ihre Kinder, ihre Mütter, ihre Frauen zu retten. Dieſe ſchreckliche Nacht barg rührende und entſetzliche Scenen. Sie erinnerte an die Zeiten des Alterthums, wo ganze Generationen der Völkerſchaften Kleinaſiens und Griechenlands insgeſammt den Boden ihres Vaterlandes verließen und beim Scheine ihrer brennenden Städte ihre Reichthümer und ihre Güter mit ſich auf das Meer nahmen. Ungefähr ſiebentauſend Einwohner Toulons, die Offiziere und die Matroſen der Flotte nicht gerechnet, fanden auf den engliſchen und ſpaniſchen Schiffen eine Zuflucht. Für das Verbrechen, den Fremden das Ufer und die Waffen Frankreichs ausgeliefert und die Fahne des Königthums aufgepflanzt zu haben, gab es keine Verzeihung. Von den Wogen herab ſagten ſie den Hügeln der Provence, die von den Flammen, welche ihre Wohnungen und ihre Oelbäume verzehrten, erleuchtet wurden, ein letztes Lebewohl. In dieſem Augenblicke des Scheidens flogen zwei Fregatten

auf, welche Tauſende von Pulvertonnen enthielten und welche die Spanier zu verſenken vergeſſen hatten, als ob der Ausbruch eines Vulkans die Stadt oder das Meer erſchütterte. Es war ein furchtbarer Abſchied des Bürgerkrieges, wobei die Trümmer zu gleicher Zeit auf die Beſiegten und die Beſieger herabregneten.

Am andern Morgen lichteten die Engländer die Anker, nahmen die Schiffe mit ſich, welche ſie nicht hatten verbrennen können, und gewannen die hohe See. Die Flüchtlinge von Toulon wurden faſt alle nach Livorno gebracht und nahmen größtentheils ihren Wohnſitz in Toskana. Ihre Familien beſtehen noch dort und man hört auf den Hügeln von Livorno, von Florenz und von Piſa unter den italieniſchen Namen franzöſiſche, die aus dieſer Zeit herſtammen.

XX.

Am folgenden Tage, den 20. December 1793, zogen die Repräſentanten an der Spitze der republikaniſchen Armee in Toulon ein. Dugommier beſchwor die Conventsmitglieder, indem er auf die in Aſche liegende Stadt und auf die unbewohnten Häuſer zeigte, ſich mit dieſer Rache zu begnügen, mit edelmüthiger Geſinnung vorauszuſetzen, daß alle Schuldige ſich ſelbſt verbannt hätten, und die Uebrigen zu verſchonen. Die Repräſentanten zuckten die Achſeln über die Großmuth des alten Generals. Sie hatten nicht allein den Auftrag, zu ſiegen, ſondern auch zu ſchrecken. Die Guillotine zog mit der Artillerie der Armee in Toulon ein, Das Blut floß hier eben ſo, wie es zu Lyon gefloſſen war. Fouché beſchleunigte hier die Hinrichtungen. Der Convent ſtrich durch ein Decret den Namen der Stadt der Verräther aus der Reihe der Städte. „Möge die Bombe und die Mine,“ ſagte Barrère, „die Häuſer aller Kaufleute von Toulon zerſchmettern, und möge auf ſeiner Stätte blos ein Kriegshafen bleiben, der allein von Vertheidigern der Republik bewohnt wird.“

Digitized by Google

Einundfunfzigstes Buch.

I.

Dieſe abwechſelnd heldenmüthigen und grauſamen Kämpfe zwiſchen der Republik und ihren Feinden auf den Schlacht- und Mordfeldern hatten nicht die Hinopferungen in Paris und in den Provinzen unterbrochen. Seit dem Tode der Girondiſten ſchien die Guillotine zu dem Range einer Inſtitution erhoben worden zu ſein. Unaufhörlich ließ ſie Opfer fallen; dieſe Opfer waren allen Parteien entnommen, welche die Revolution hinter ſich gelaſſen, oder denen ſie beim Vorwärtsſchreiten begegnete. Einige blutdürſtige Demagogen der Gemeine und des Berges forderten, das Werkzeug des Mordens ſolle auf dem Place de la Concorde den Tuilerien gegenüber mit Quaderſteinen aufgeführt werden. Nach ihrer Meinung ſollte die Guillotine ein öffentliches und nationales Gebäude ſein, welches Allen und zu jeder Zeit Zeugniß davon gab, daß die Wachſamkeit des Volkes ununterbrochen und daß ſeine Rache ewig ſei.

Das Revolutionstribunal, welches auf den geringſten Wink des Wohlfahrtsausſchuſſes aufmerkſam achtete, beeilte ſich, alle diejenigen, welche ihm bezeichnet wurden, zum Tode zu ſchicken. Das Gericht war nur eine kurze Formalität.

Digitized by Google

Der Name der Madame Roland konnte dem Grolle des Volks nicht lange entgehen. Dieſer Name war eine ganze Partei. Als die Seele der Gironde konnte dieſe Frau auch die Nemeſis derſelben werden, wenn man ſie die berühmten Freunde, welche vor ihr in das Grab geſtiegen waren, überleben ließ. Einige lebten noch und ſie mußten entmuthigt werden, indem ihr Götterbild zerſchlagen wurde. Andre waren todt; ihr Gedächtniß mußte herabgewürdigt werden, indem es dem nämlichen Abſcheu preisgegeben wurde, den eine dem Volke verhaßte und der Freiheit verdächtige Frau einflößte. Dies waren die Beweggründe der Gemeine und der Jacobiner, als ſie Gericht über Madame Roland forderten.

II.

Der Wohlfahrtsausſchuß, der oft mit Bedauern, aber immer gefällig den Willen des Pöbels ausführte, ſchrieb den Namen der Madame Roland auf die Liſte, welche jeden Abend Fouquier-Tinville zugeſtellt wurde. Robespierre unterzeichnete dieſe Liſte mit dem ſichtbaren Ausdrucke des widerſtrebenden Gewiſſens auf dem Geſichte. In der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes zu Paris hatte der noch unbekannte Deputirte von Arras das Haus dieſer Frau häufig beſucht. Als die conſtituirende Verſammlung Robespierre's Stolz demüthigte und ſeine Worte verachtete, hatte Madame Roland ſein Genie errathen, ſeine Hartnäckigkeit geehrt, ſeine verkannte Beredtſamkeit ermuthigt. Dieſe Erinnerung laſtete auf der Hand des Mitgliedes des Wohlfahrtsausſchuſſes, als er die Verweiſung vor das Tribunal, welche ſo viel bedeuten mußte, als zum Schaffote ſchicken, unterzeichnete. Madame Roland und Robespierre hatten zuſammen die Revolution begonnen. Die Revolution hatte den einen auf den Gipfel der Allmächtigkeit, die andere auf die tiefſte Stufe des Misgeſchicks geführt. Robespierre verdankte vielleicht den Ermuthigungen dieſer Frau die Meinungsherrſchaft, welche ihm das Recht gab, ſie zu retten oder zu verderben. Jeder edelmüthige Mann würde ſich durch dieſes Zuſammentreffen oder dieſe Erinnerung haben rühren laſſen. Robespierre war nur ein Stoiker. Er hielt Unbeugſamkeit für

Stärke, Hartnäckigkeit für Willenskraft. Er würde ſich das Herz ausgeriſſen haben, wenn es fähig geweſen wäre, ihm eine Schwäche anzurathen. Das Syſtem hatte in ſeinem Innern die Natur ertödtet. Er hielt ſich für mehr als einen Menſchen, wenn er in ſeinem Innern die Menſchlichkeit aufopferte. Je mehr er darunter litt, ſich ſo Gewalt anzuthun, für um ſo gerechter hielt er ſich. Er war zu dem äußerſten Punkte des Sophismas und zu der Ueberſpanntheit falſcher Tugend gekommen, wo der Menſch alle ſeine guten Gefühle verachtet.

Madame Roland befand ſich ſeit dem 31. Mai im Gefängniß der Abtei. Es gibt Gemüther, welche die Nachwelt mit mehr Neugierde und mit mehr Intereſſe betrachtet, als ein ganzes Reich, weil ſie in ihrer Lage, in ihrem Fühlen, in ihrer Erhebung und ihrem Falle, alle Wechſelfälle, alle Kataſtrophen, allen Ruhm und alles Unglück ihrer Zeit zuſammenfaſſen. Madame Roland gehört dazu. In ihrem begeiſterten Aufſchwunge, in ihrer Leidenſchaftlichkeit, in ihren Illuſionen, in ihrem Märtyrerthum, in ihrer damaligen Entmuthigung und auch in ihrer nicht zu ertödtenden Hoffnung perſonifizirte ſie in ihrem Kerker die ganze Revolution. Von der Welt getrennt, einem Vater, einem Gatten, einer Tochter entriſſen, verlöſchte ſie mit Strömen von Thränen, die ihre Seele weinte, das Feuer einer glühenden Einbildungskraft, die einer auf Trümmern ſpielenden Flamme glich.

III.

Die Gefängnißwärter der Abtei milderten, ſo weit es in einem Gefängniſſe möglich war, ihre Gefangenſchaft. Es gibt Weſen, welche man nur von weitem verfolgen kann. Die Schönheit erweicht alle Herzen, die ſich ihr nahen. Man gab ihr, ohne daß die Commiſſäre es wußten, ein Zimmer, in das ein Strahl der Sonne fiel. Es wurden ihr Blumen gebracht. Sie hatte ſie während der Zeit ihres Glückes gern um ſich, als den göttlichſten und wohlfeilſten Luxusgegenſtand. Man flocht um die Eiſenſtäbe ihres Fenſters dichte Schlingpflanzen, um wenigſtens ihren Blicken dadurch, daß das Gitter verborgen wurde, die Illuſionen der Freiheit zu laſſen. Einigen Freunden wurde geſtattet,

Digitized by Google

ſich mit ihr zu unterhalten. Es wurden ihr Bücher gebracht, in denen ſie Unterhaltungen mit den größten Geiſtern des Alterthumes ſuchte. Beruhigt über das Schickſal ihres Mannes, von dem ſie wußte, daß er ſich nach Rouen zu treuen Freunden geflüchtet hatte, beruhigt über die Zukunft ihrer Tochter, welche ihr Freund Bosc, Adminiſtrator des Jardin des Plantes Madame Creuzé de la Touche, als ihrer Adoptivmutter anvertraut hatte, ſtolz darauf, für die Freiheit zu dulden, glücklich darüber, für ihre Freunde zu dulden, empfand ſie in der Stille und in der Einſamkeit ihres Kerkers eine Art wollüſtiger Seelenruhe. Die Natur hat in das Uebermaß des Misgeſchicks die Ruhe gelegt, wie einen weichen Boden auf der Tiefe des Abgrundes, um für die Unglücklichen die Empfindung des Falles zu mildern. Die Gewißheit, nicht tiefer fallen zu können, das Bewußtſein, daß es den Menſchen unmöglich ſei, ihre Rache weiter zu treiben, und die innere Freude über ſeinen eignen Muth ſtellen den Verurtheilten über den Henker. Dieſe drei Gefühle hielten zu gleicher Zeit die Energie der Madame Roland aufrecht. Sie ließen ihre Leiden für ſie zu einem ruhmvollen Schauſpiele werden, deſſen Drama, Heldin und Zuſchauer ſie zu gleicher Zeit war.

Sie trennte ſich durch ihr Denken von der Welt, von der Zeit, von ſich ſelbſt und wollte im voraus ganz in der Nachwelt leben. Nichts Modernes, nichts Chriſtliches beugte ihre Seele zur Ergebung oder richtete ſie auf den Himmel. Ihr Widerwille gegen allen Aberglauben hatte in ihrem Innern ſelbſt den Glauben an einen gegenwärtigen Gott und an eine gewiſſe Unſterblichkeit ſchwächer werden laſſen. Sie war ein Weib des Alterthums in chriſtlichen Zeiten; ihre Tugend war römiſch, wie ihre Meinungen. Ihre Vorſehung war die Meinung der Menſchen, ihr Himmel die Nachwelt. Von allen Göttern rief ſie nur die Zukunft an. Ein gewiſſes abſtractes und ſtoiſches Pflichtgefühl, welches ſich ſelbſt Richter und Lohn iſt, erſetzte ihr Hoffnung, Troſt und Frömmigkeit. Aber ihr Geiſt war ſo ſtark und ſo rein, daß dieſe Tugend ohne Lohn und ohne Beurkundung ihr hinreichte, um im Misgeſchick aufrecht und vor dem Schaffote feſt zu bleiben.

Da ſie nicht handeln konnte, ſammelte ſie ſich, um zu denken. Sie verſchaffte ſich, von ihren Wächtern heimlich unterſtützt, einige Blätter Papier, Dinte, eine Feder. Bruchſtückweiſe ſchrieb ſie ihr inneres und ihr öffentliches Leben. Jeden Tag entzog ſie eine dieſer Seiten den ſie beaufſichtigenden Wächtern. Sie vertraute ſie Bosc an, der ſie unter ſeinen Kleidern forttrug und ſie für beſſere Zeiten aufbewahrte. Es ſchien Madame Roland, als ob ſie auf dieſe Weiſe ein Jahr ihres Lebens dem Tode, und das, was ſie als den beſten Theil ihrer ſelbſt betrachten, ihr Andenken, dem Nichts entzogen habe. Sie miſchte auf dieſen Seiten mit der Unordnung und der Haſt des hingeworfnen Denkens, das kein Morgen hat, die mädchenhafteſten Träumereien ihrer Kindheit mit den traurigſten Ahnungen einer Gefangenen unter einander. Man erblickte ſie in dem nämlichen Buche, als junges Mädchen in dem Zimmer oben im Hauſe auf dem Quai des Orfèvres, wie ſie nach Liebe und Ruhm ſich ſehnt; dann als Gefangene in ihrem Kerker, wie ſie, von ihrer Tochter, ihrem Gatten, ihrem Freunde getrennt, nach einander alle ihre zärtlichen Gefühle, ihre Illuſionen, ihre Hoffnungen aufgibt und vom Schaffote erwartet wird.

IV.

Obgleich dieſes Buch dem Anſcheine nach an die Nachwelt gerichtet iſt, merkt man doch an gewiſſen auf ein Einverſtändniß deutenden Zeichen, daß es vorzüglich für das Gemüth eines unbekannten Vertrauten beſtimmt war. Madame Roland hoffte, daß nach ihrem Tode das Auge eines Freundes in ihrer Seele leſen würde und daß für ihn in dieſen Seiten die Anſpielungen, die Seufzer und die Offenbarungen ihres Gedankens deutlicher ſein würden. Dieſe Denkwürdigkeiten gleichen einem mit leiſer Stimme geführten Geſpräche, von dem das Publikum nicht Alles verſteht. Sie haben noch ein Intereſſe mehr: ſie ſind eine letzte, feierliche Unterredung, das Lebewohl welches eine große Seele dem Leben ſagt. Bei jedem Worte fürchtet man, die Mittheilungen von dem Henker unterbrochen zu ſehen. Man glaubt über der Schreibenden das Beil zu erblicken, welches bereit iſt, mit dem Haupte auch den Gedanken abzuſchneiden.

Dieſe Beſchäftigung milderte während ihrer Gefangenſchaft ihre Traurigkeit, indem ſie ſie verflüchtigte. Das Wort iſt eine Rache; die Entrüſtung, welche ſich Luft macht, fühlt ſich erleichtert. Die Gefangene überraſchte ſich ſelbſt in einzelnen Augenblicken, wie ſie hoffte. Sie wurde ſelbſt während einiger Stunden freigelaſſen. Trunken vor Freiheit, eilte ſie in ihre Wohnung, um ihr Kind zu umarmen und den Sitz ihrer Häuslichkeit wiederzuſehn. Dieſe Freilaſſung während eines Tages war eine Falle, die ihr ihre Verfolger legten. Helfershelfer der Gemeine belauſchten ihre Freude, um ſie zu vergällen. Sie warteten an der Treppe ihres Hauſes auf ſie. Sie geſtatteten ihr nicht, die Thüre zu berühren, die Schwelle zu überſchreiten, die Stimme ihres Kindes zu hören, die Thränen ihrer Diener zu ſehn. Sie verhafteten ſie, ungeachtet ihrer Bitten, und warfen ſie, als ſie kaum frei geworden, in ein andres Gefängniß, nach Sainte-Pelagie, dieſe Kloake des Laſters, welche die öffentlichen Dirnen der Straßen von Paris füllen. Man wollte ſie durch ſolche unreine Berührung erniedrigen und ſie in ihrem Schamgefühle morden. Sie war genöthigt, mit den öffentlichen Weibern zuſammen zu leben. Die Sitten, die Reden, der moraliſche Ausſatz derſelben beleidigten ihre Augen, ihre Ohren, ihre Reinheit. Sie hatte ſich dem Tode unterworfen, man verdammte ſie zur Schande.

Das Mitleiden ihrer Kerkermeiſter trennte ſie endlich von ſolchen widerwärtigen Gefährtinnen. Man gab ihr ein Zimmer, ein ſchlechtes Bett, einen Tiſch. Sie nahm ihre Memoiren wieder vor, ſah wieder ihre Freunde Bosc und Champagneux. Der feige Lanthenas, der vertraute Freund ihres Hauſes während der Zeit ihrer Macht, der undankbare Pache, der durch ſie und durch ihren Mann zur Gewalt erhoben worden war, ſaß der eine auf dem Gipfel des Berges, der andre auf dem höchſten Sitze der Gemeine; ſie ſtellten ſich, als ob ſie ſie vergeſſen hätten. Danton, der abweſend war, wandte die Augen von ihr weg. Robespierre wagte nicht, dem Volke einen Kopf zu entziehen. Indeß ließ die Freundſchaft, welche früher zwiſchen ihm und Madame Roland ſtattgefunden, bei der Gefangenen einen Augenblick lang Hoffnung und faſt Schwäche entſtehen. Sie befand ſich unwohl in dem Krankenzimmer des Gefäng-

niſſes. Ein Arzt, der ſich für einen Freund Robespierre's ausgab, beſuchte ſie. Er ſprach mit ihr von Robespierre. — „Robespierre," antwortete ſie ihm, „ich habe ihn ſehr gut gekannt und ſehr geachtet. Ich habe ihn für einen aufrichtigen und glühenden Freund der Freiheit gehalten. Jetzt fürchte ich, daß er die Herrſchaft und vielleicht auch die Rache liebt. Ich glaube, daß er Vorurtheilen zugänglich, leicht leidenſchaftlich zu erregen iſt, ſchwer ſein einmal gefälltes Urtheil ändert und zu ſchnell diejenigen, welche nicht ſeine Meinungen theilen, für ſchuldig hält. Ich bin ſehr oft mit ihm zuſammengekommen; erſuchen Sie ihn, Ihnen, die Hand aufs Herz, zu ſagen, ob er Schlimmes von mir denkt." Dieſes Geſpräch brachte ſie auf den Gedanken, an Robespierre zu ſchreiben; ſie gab ihm nach und ſchrieb:

V.

„Robespierre," ſagte ſie in dieſem zu gleicher Zeit rührenden und herausfordernden Briefe, „ich will Sie auf die Probe ſtellen; ich wiederhole Ihnen, was ich dem Freunde geſagt habe, der Ihnen dies Billet überbringen wird. Ich will mich nicht mit Bitten an Sie wenden, wie Sie ſich leicht denken können; ich habe niemals Jemand gebeten, und ich würde am wenigſten aus einem Gefängniſſe heraus an den Mann, welcher die Macht hat, es mir zu öffnen, ein Flehen richten. Das Bitten iſt nur für die Strafbaren und die Sklaven. Die Unſchuld legt Zeugniß ab, und das iſt genug. Selbſt Klagen paßt nicht für mich, ich weiß zu dulden. Ich weiß auch, daß die Revolutionen beim Entſtehen der Republiken diejenigen zu Opfern wählen, welche ſie durchgeführt haben: dies iſt ihr Schickſal; die Geſchichte iſt ihre Rächerin. Aber durch welche Sonderbarkeit werde ich, eine Frau, den Stürmen ausgeſetzt, welche gewöhnlich nur die großen handelnden Männer der Revolutionen treffen? .... Robespierre, können Sie wirklich glauben, daß Roland kein redlicher Mann war? Sie haben ihn gekannt. Er hat das rauhe Weſen der Tugend, wie Cato ihre Härte hatte. Der Geſchäfte überdrüſſig, von der Verfolgung erbittert, der Welt müde, von Arbeiten und von den Jahren erſchöpft, wollte er ſich an einen unbekannten Ort zurück-

ziehn, dort nur noch ſeufzen, und in Stillſchweigen und in Dunkelheit hinleben, um ſeiner Zeit ein Verbrechen zu erſparen! .... Meine angebliche Mitſchuld würde lächerlich ſein, wenn ſie nicht ſchrecklich wäre. Woher kommt denn dieſe Erbitterung gegen mich, die ich Niemand je etwas zu Leide gethan habe und die ich ſelbſt nicht einmal denen, welche mir Böſes zufügen, Böſes wünſchen kann? Ich bin in Zurückgezogenheit erzogen, durch ernſte Studien gebildet worden, die mir einigen Charakter entwickelt haben; ich überließ mich einfachen Neigungen, war begeiſtert für die Revolution, blieb den öffentlichen Angelegenheiten meines Geſchlechtes wegen fremd, unterhielt mich aber eifrig darüber; ich habe die erſten gegen mich gerichteten Verleumdungen verachtet; ich hielt ſie für einen nothwendigen Tribut, welcher dem Neide einer Stellung wegen gezahlt werden mußte, die der ſchwachſinnige große Haufe für hoch anſah, der ich aber die friedliche Lage vorzog, wo ich ſo viele glückliche Tage verlebt ...

„Bei alledem bin ich ſeit fünf Monaten im Gefängniß, bin ich aus den Armen meiner jungen Tochter geriſſen worden, die nicht an der Bruſt ruhen kann, die ſie ernährt hat! Ich bin entfernt von Allem, was mir theuer iſt, ich bin den Schmähungen eines irregeleiteten Volkes preisgegeben, ich höre die Schildwachen unter meinen Fenſtern ſich über meine baldige Hinrichtung unterhalten, ich leſe die widerwärtigen Schmähſchriften, welche Schriftſteller, die mich nie geſehn, gegen mich in die Welt ſchicken! .... Ich habe nichts geſagt, nichts verlangt, ich habe Niemand mit meinen Beſchwerden beläſtigt; ich bin ſtolz darauf, mit dem Misgeſchick zu kämpfen und es zu beſiegen. .

„Robespierre, ich gebe Ihnen dieſes ſehr gemilderte Bild, nicht um bei Ihnen Mitleiden zu erregen, über das ich erhaben bin, und das mich vielleicht beleidigen würde, ſondern um Sie zu belehren. Das Glück iſt wankelmüthig, die Gunſt des Volkes iſt es auch. Betrachten Sie das Loos aller derer, welche das Volk aufregten, ſeine Gunſt erlangten, oder es beherrſchten von Vitellius bis auf Cäſar zurück, und von Hippon, dem Volksredner zu Syrakus, bis auf unſere pariſer Redner! ... Marius und Sylla ächteten Tauſende von Rittern, eine große Anzahl Senatoren,

eine Menge Unglücklicher. Haben Sie die Geſchichte zum Schweigen gebracht, welche ihre Namen mit Abſcheu nennt, und wurde ihnen Glück zu Theil? Welches Loos mir auch bewahrt wird, ich werde es auf eine meiner würdige Weiſe ertragen, oder, wenn es mir beliebt, ihm zuvorkommen. Soll mir nach der Ehre der Verfolgung auch die des Märtyrerthums zu Theil werden? Sprechen Sie; es iſt ſchon viel werth, ſein Loos zu kennen, und mit einer Seele, wie der meinigen, iſt man fähig, ihm ins Angeſicht zu ſehen. Wenn Sie gerecht ſein wollen, und wenn Sie meinen Brief mit Ruhe leſen, ſo wird er für Sie nicht unnütz ſein, und dann würde er es auch nicht für mein Vaterland ſein. In jedem Falle, Robespierre, weiß ich es, und Sie können nicht umhin, es einzuſehn, daß, wer mich gekannt hat, mich nicht ohne Gewiſſensbiſſe verfolgen kann."

VI.

Aus dem anſcheinenden Stoicismus dieſes Briefes klang indeſſen eine leiſe Berufung auf das Mitleiden hervor. Madame Roland zeigte wenigſtens einen Ausweg, der zur Verſöhnung führen konnte. Eine günſtige Antwort von Seiten Robespierre's hätte ihr Dankbarkeit gegen den Mann zur Pflicht gemacht, der alle die verfolgte und zum Tode ſchickte, welche ſie liebte. Das Leben zu verlieren ſchien ihr ehrenvoller und weniger hart, als es Robespierre zu verdanken. Als ſie den Brief geſchrieben, zerriß ſie ihn.

Sie bewahrte indeß die Stücke davon zur Erinnerung daran, daß ſie den Gedanken an ihre Rettung ihrer Würde als Parteiführerin und ihren Gefühlen als Gattin und Freundin aufgeopfert hatte. Robespierre hatte nicht nöthig, zwiſchen ſeinen Gewiſſensbiſſen und ſeiner Popularität eine Wahl zu treffen. Die Gefangene ergab ſich darein, zu ſterben. In ihren müſſigen Stunden unterhielt ſie ſich wie in den Abendſtunden nach beendigtem Tage mit Muſik, mit Geſpräch, mit Leſen. Aus der Muſik ſchöpfte ſie die Melancholie, aus den Büchern die Stärke für ihre Lage. Sie las vorzüglich eifrig Tacitus, dieſen erhabnen Anatomiſten großer Todten, der mit dem Finger auf den Leichen ſo vieler Schlachtopfer die letzten Zuckungen des Schmerzes

und des Heldenmuths nachweiſt. Sie probirte mit ihm ihre Rolle auf dem Schaffote, um ſie genau zu kennen und ſie mit Würde im letzten Augenblicke durchzuführen. Sie dachte daran, dem Streiche zuvorzukommen, und verſchaffte ſich Gift. Im Augenblicke, wo ſie es trinken wollte, ſchrieb ſie an ihren Mann, um ſich bei ihm zu entſchuldigen, daß ſie vor ihm ſterbe: „Verzeihe mir, Du, der Du der Achtung der Nachwelt würdig biſt, daß ich über ein Leben verfüge, welches ich Dir geweiht hatte! Dein Misgeſchick würde mich an daſſelbe gekettet haben, wenn es mir verſtattet geweſen wäre, es zu mildern. Du verlierſt an mir nur einen unnützen Gegenſtand peinlicher Sorge!“ Hierauf, als ihr ihre Tochter wieder ins Gedächtniß kam, ſchrieb ſie: „Vergib mir, liebes Kind, Du junges, zartes Mädchen, Du, deren Bild in mein mütterliches Herz dringt und mich bei meinen Entſchlüſſen aufhält! Ach! Ohne Zweifel würde ich Dir nie Deinen Führer genommen haben, wenn ſie ihn Dir hätten laſſen wollen. Die Grauſamen! haben ſie mit der Unſchuld Mitleid? Ihr, meine Freunde, wendet eure Blicke und eure Sorge auf dieſe Waiſe! Klagt nicht über einen Entſchluß, der meinen Prüfungen ein Ende macht. Ihr habt mich gekannt; ihr werdet gewiß nicht glauben, daß Schwäche oder Schrecken mich zu dem Auswege treiben, den ich ergreife. Wenn Jemand mir dafür einſtehen wollte, daß ich vor dem Tribunal, vor welches ſo viele Gerechte geführt werden, die Freiheit haben könnte, die Tyrannen zu nennen, ſo möchte ich noch in dieſer Stunde vor ihm erſcheinen.“

Ein einziger unbeſtimmter Ruf nach dem Höhern entwand ſich in dieſem Augenblicke ihrer Seele; es war die Religion des letzten Seufzers, der ohne zu wiſſen, wo er ſich hinverlieren ſoll, weiter und höher als das Nichts iſt, verhauchen will: „Gottheit, höchſtes Weſen! Seele der Welt! Urquell des Guten, des Großen, des Unſterblichen, das ich in mir fühle! Du, deſſen Exiſtenz ich annehme, weil ich aus Etwas hervorgehn muß, das höher iſt, als das, was ich ſehe, ich werde mich mit Deiner Weſenheit vereinigen!“

Sie machte ihr Teſtament und vertheilte an ihre Tochter, ihre Diener und ihre Freunde ihr Piano, ihre Harfe,

zwei ihr werthe Ringe, ihre Bücher und einige Geräthſchaften ihres Kerkers, ihren einzigen Reichthum. Sie erinnerte ſich an das, was ſie zuerſt leidenſchaftlich geliebt hatte, an die Natur, das Land, an den Himmel. „Lebe wohl, Sonne meines Fenſters, deren glänzende Strahlen mein Gemüth mit heitrer Ruhe erfüllten, wie ſie es dem Himmel zuwendeten! Lebt wohl, einſame Gefilde an den Ufern der Saône, deren Anblick mich ſo oft bewegt hat, und ihr ländliche Bewohner von Thizy, deren Schweiß ich trocknete, deren Noth ich linderte, denen ich in Krankheit beiſtand! Lebt wohl, ihr friedlichen Arbeitsſtübchen, in denen ich meinen Geiſt mit Wahrheit nährte, in denen ich meine Phantaſie durch das Studium regelte, in denen ich in ſtillem Nachdenken meine Sinne beherrſchen und die Eitelkeit verachten lernte! Lebe wohl, meine Tochter! Erinnere Dich an Deine Mutter! Ohne Zweifel ſtehen Dir nicht ſolche Prüfungen, wie die meinigen waren, bevor! Lebe wohl, geliebtes Kind, das ich mit meiner Milch genährt habe und dem ich alle meine Geſinnungen einflößen möchte!“

Dieſer Gedanke überwältigte ihren Entſchluß; das Bild ihres Kindes ſtieg in ihrem Herzen auf und hielt ſie auf der Erde zurück. Sie warf das Gift weg und wollte, ihrer Tochter wegen, der Prüfung noch mehr Stunden und dem Schickſal noch mehr Reue laſſen. Sie beſchloß, den Tod zu erwarten.

VII.

Die Hinrichtung der Girondiſten warf in den Augen der Madame Roland ein Leichentuch über das Leben. Vergniaud, Briſſot waren nicht mehr. Wer kannte das Schickſal Buzot's, Barbaroux', Louvet's? Vielleicht hatten ſie ſchon die Erde verlaſſen. Man brachte ſie in die Conciergerie. Sie litt hier wenig. Ihre Seelengröße wuchs, je mehr ſie dem Tode ſich näherte. Ihr Gemüth, ihre Sprache, ihre Züge nahmen den Ausdruck an, den ein großes Schickſal verlangt. Während der wenigen Tage, die ſie daſelbſt zubrachte, verbreitete ſie unter den zahlreichen Gefangenen dieſes Hauſes einen Enthuſiasmus und eine Todesverachtung, der auch die niedergeſchlagenſten Gemü-

ther erhob. Der Schatten des nahen Schaffotes ſchien ihre Schönheit zu erhöhen. Die langen Leiden ihrer Gefangenſchaft, das verzweifelte aber ruhige Gefühl ihrer Lage, die zurückgehaltnen Thränen, die aber in ihren Worten bemerkbar wurden, gaben ihrer Stimme einen Ausdruck, der von dem ungeſtümen Drängen der Gefühle, die aus der Tiefe eines reichen Herzens aufſteigen, Zeugniß gab.

Sie unterhielt ſich am Gitter mit den bedeutendern Männern ihrer Partei, welche in der Conciergerie waren. Sie ſtand auf einer ſteinernen Bank, die ſie etwas über den Boden des Hofes erhob, klammerte ſich mit den Händen an die Eiſenſtäbe an, welche die Oeffnung zwiſchen dem Kreuzgange und dem Gefängnißhofe verſchloſſen, und hatte ſo ihre Rednerbühne im Gefängniſſe und ihre Zuhörer in ihren Todesgefährten gefunden. Sie ſprach mit der Wortfülle und dem Glanze Vergniaud's, aber mit der Bitterkeit des Zorns und der Schärfe der Verachtung, welche die Leidenſchaft einer Frau immer zu der Beredtſamkeit des Verſtandes hinzufügt. Ihr rächendes Gedächtniß ſuchte im Alterthume Bilder, Analogien und Namen, welche ſich mit denen der Tyrannen des Tages vergleichen ließen. Während ihre Feinde einige Fuß über ihrem Haupte ihre Anklageacte vorbereiteten, grollte ihre Stimme, wie die der Nachwelt in den unterſten Räumen der Conciergerie. Sie rächte ſich, ehe ſie ſtarb, und hinterließ ihren Haß als Vermächtniß. Sie entlockte den Gefangenen keine Thränen; ſie wollte keine, aber ſie entriß ihnen Ausrufe der Verwunderung. Man hörte ſie ganze Stunden lang an. Man trennte ſich mit dem Rufe: Es lebe die Republik! Man verleumdete nicht die Freiheit, man verehrte ſie ſelbſt noch in dieſen in ihrem Namen gegrabnen Kerkern.

Aber dieſe ſo hochherzige und vor andern über ihr Geſchick ſo erhabne Frau wurde, wie jede menſchliche Natur, in der Einſamkeit und der Stille des Kerkers gebeugt. Ihre heldenmüthige Seele ſchien dann zu ſchweigen und ihr Frauenherz ſchwach zu werden und zu brechen, indem es vom Enthuſiasmus in die Wirklichkeit zurückfiel. Je höher ſie ſich erhoben hatte, deſto härter war der Fall. Sie brachte zuweilen ganze lange Morgen, mit den Ellnbogen auf die Fenſterbank geſtützt und die Stirn gegen die Eiſenſtäbe ge-

drückt, damit zu, ein Stück des freien Himmels zu betrachten und Thränenbäche auf die Blumenſtöcke herabzuweinen, welche der Gefängnißwärter auf den Sims geſtellt hatte. Woran dachte ſie? Abgebrochne Worte ihrer letzten Seiten entdecken es: an ihr Kind, an ihren Gatten, einen Greis, der daran gewöhnt war, ſie zur Stütze zu haben, und der unfähig war, ohne ſie einen Schritt weiter im Leben zu thun, an ihre umſonſt nach Liebe ſich ſehnende, vom Feuer des politiſchen Ehrgeizes verzehrte Jugend, an ihre Freunde, deren Bild ſie verfolgte, und ſie allein das Leben bedauern ließ, wenn ſie noch lebten, dagegen nach dem Tode ſich ſehnen ließ, wenn ſie ihr ſchon in die Ewigkeit vorausgegangen waren. Sie wußte es nicht. Dies traf ſie am härteſten.

Sie fühlte nicht die andern traurigen Umſtände ihrer Gefangenſchaft. Ihr feuchter, dumpfiger, finſtrer Kerker lag neben dem, in welchem ſich die Königin befunden hatte; eine Nähe, die nur zu ſehr einem Rufe des Gewiſſens glich. Beide waren in einem Zeitraume von einigen Monaten auf verſchiednen Wegen in das nämliche unterirdiſche Gewölbe gekommen, um von da den Weg zu dem nämlichen Schaffot anzutreten: die eine war durch das Bemühen der andern vom Throne geſtoßen worden, die andre war zu den höchſten Ehren der Republik emporgeſtiegen und ihrerſeits neben ihr eignes Opfer herabgeſtürzt worden. Solche rächenden Vergeltungen des Geſchickes gleichen Fügungen des Zufalls. Oft iſt es Gerechtigkeit.

VIII.

Das Verhör und der Prozeß der Madame Roland waren nur eine Wiederholung der Anklagen, die in den Reden der Jacobiner und in den Prozeſſen ihrer Freunde gegen die Gironde erhoben worden waren. Man warf ihr vor, Roland's Gattin und die Freundin ſeiner Mitſchuldigen zu ſein. Sie geſtand dieſe Verbrechen ein wie einen Ruhm. Sie ſprach mit Zärtlichkeit von ihrem Manne, mit Achtung von ihren Freunden, mit ſtolzer Beſcheidenheit von ſich ſelbſt. Jedesmal, wenn ſie ihrer Entrüſtung freien Lauf laſſen wollte, wurde ſie von Zorngeſchrei unterbrochen,

und ſchwieg den Schmähungen des Publikums gegenüber. Das Volk nahm zu dieſer Zeit einen ſchrecklichen und überwiegenden Antheil an dem Zwiegeſpräche zwiſchen den Richtern und den Angeklagten. Es gab oder es nahm das Wort. Es beherrſchte das Urtheil.

Sie hörte ihre Verurtheilung wie eine Frau an, welche mit ihrem Todesurtel Anwartſchaft auf die Unſterblichkeit erhält. Sie ſtand auf, verneigte ſich etwas und ſprach zu den Richtern mit ironiſchem Lächeln: „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich für würdig erachtet haben, das Loos der großen Männer zu theilen, die Sie gemordet haben.“ Sie ſtieg die Stufen der Conciergerie mit einer Eile und einer Behendigkeit hinab, wie wenn ein Kind auf ein Ziel zuläuft, das es endlich erreicht. Dieſes Ziel war der Tod. Als ſie auf dem Corridor vor den Gefangenen vorbeikam, die herumſtanden, um ſie zu ſehn, blickte ſie dieſelben lächelnd an und machte, indem ſie mit der rechten Hand in wagerechter Linie an ihrem Halſe vorüberfuhr, die Bewegung des Meſſers, welches einen Kopf abſchneidet. Dies war ihr einziger Abſchied; er war tragiſch, wie ihr Geſchick, heiter, wie ihre Befreiung. Er wurde verſtanden. Dieſe Männer, welche nicht über ſich ſelbſt weinten, weinten über ſie.

Mehrere Karren voll Schlachtopfer brachten an dieſem Tage ihre Ladung von Verurtheilten zum Schaffot. Man ließ ſie zuletzt hinaufſteigen und ſich an die Seite eines kranken und ſchwachen Greiſes, Namens Lamarche, des ehemaligen Directors bei der Fabrikation der Aſſignaten, ſetzen. Sie war mit einem weißen Gewande bekleidet, eine Berufung auf ihre Unſchuld, welche ſie an das Volk richten wollte. Ihre ſchönen ſchwarzen Haare fielen wallend bis auf ihre Knie herab. Ihre Geſichtsfarbe, die durch die lange Gefangenſchaft nicht gelitten hatte und von der ſcharfen und eiſigen Novemberluft erhöht wurde, war ſo friſch, wie ſie in ihrer Jugend geweſen. Ihre Augen ſprachen. Ihr Angeſicht ſtrahlte von Ruhm. Auf ihren Lippen lag ein zwiſchen Mitleiden und Geringſchätzung ſchwankender Ausdruck. Die Menge ſchmähte ſie mit rohen Worten. „Zur Guillotine, zur Guillotine!“ ſchrien Weiber ihr zu. — „Ich gehe dahin,“ ſagte ſie zu ihnen, „ich werde in einem Augenblicke dort ſein; aber die, welche mich hinſchicken, wer-

Digitized by Google

den mir bald nachfolgen. Ich beſteige ſie unſchuldig, ſie werden ſie blutbefleckt beſteigen, und ihr, die ihr heute Beifall ruft, werdet dann auch Beifall rufen!" Einigemale wandte ſie ſich von dieſen Schmähungen ab und beugte ſich mit kindlicher Zärtlichkeit zu ihrem Todesgefährten nieder. Der Greis weinte. Sie ſprach mit ihm und ermahnte ihn, ſtandhaft zu ſein. Sie verſuchte ſelbſt, ihn während der Todesfahrt zu erheitern und es gelang ihr, ihn zum Lächeln zu bringen.

Eine koloſſale Bildſäule der Freiheit, aus Thon geformt, wie die Freiheit der Zeit, erhob ſich damals mitten auf dem Platze, wo heutigen Tages der Obelisk ſteht. Das Schaffot befand ſich neben dieſer Bildſäule. Als Madame Roland dort anlangte, ſtieg ſie herab. In dem Augenblicke, als der Nachrichter ihre Arme erfaßte, um ſie zuerſt auf das Schaffot ſteigen zu laſſen, zeigte ſie eine aufopfernde Geſinnung, welche nur das Herz einer Frau in einer ſolchen Stunde enthalten und kundgeben kann: „Ich bitte Sie um eine einzige Gefälligkeit, jedoch nicht für mich," ſagte ſie, indem ſie dem Arme des Henkers ſanft widerſtand, „erweiſen Sie ſie mir!" Hierauf wandte ſie ſich an den greiſen Lamarche und ſagte zu ihm: „Steigen Sie zuerſt hinauf; mein vor Ihren Augen vergoſſnes Blut würde Sie doppelt den Tod erleiden laſſen; Sie dürfen nicht den Schmerz haben, meinen Kopf fallen zu ſehen." Der Henker bewilligte ihr ihre Bitte. Welch ein rührender Beweis des Zartgefühls einer Frau, die ſich ſelbſt vergißt und ſich aufopfert, um einem unbekannten Greiſe eine Minute Todeskampf zu erſparen, und noch zarte Rückſicht im kühnſten Todesmuthe zeigt. Muß nicht eine ſolche Minute vor der Nachwelt und vor Gott wieder gut machen, wenn ihre Ueberzeugung ſie zu weit mit fortgeriſſen hat!

Nach Lamarche's Hinrichtung ſtieg ſie behend die Stufen des Schaffots hinauf, verneigte ſich gegen die Bildſäule der Freiheit, als wenn ſie ſie noch im Tode bekennen wollte, und rief aus: „O Freiheit, o Freiheit, wie viel Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Hierauf übergab ſie ſich den Händen des Henkers und ihr Kopf rollte in den Korb.

Digitized by Google

IX.

So verſchwand dieſe Frau, deren Einbildungskraft mit funfzehn Jahren die Republik geträumt hatte, welche dem Gemüthe eines Greiſes ihren Haß gegen den Thron eingeflößt, welche mit ihrem Geiſte eine Partei von jungen, enthuſiaſtiſchen, beredten, für Theorien des Alterthums eingenommenen und für ein Ideal, deſſen unerſchöpfliche Quelle ihre Lippen und ihr Blick waren, ſchwärmenden Männern belebt hatte. Die keuſche, unwillkürliche Liebe, welche ihre Schönheit und ihr geiſtiges Weſen in ihnen erweckte, bildete den Zauberkreis, der um ſie ſo viele bedeutende Männer feſſelte, die oft durch ziemliche Meinungsverſchiedenheiten getrennt waren. Sie waren in ihren Strahlenkreis gebannt; als eine Partei voll lebendiger Einbildungskraft fanden ſie ihr Orakel in der Einbildungskraft einer Frau. Sie trieb einen nach dem andern in den Tod. Sie folgte ihnen ſelbſt nach. Die Seele der Gironde verhauchte mit ihrem letzten Seufzer. Madame Roland glich in dieſem Augenblicke und wird ſtets bei der Nachwelt der vorzeitigen und idealen Republik gleichen, die ſie in ihrem Geiſte entworfen hatte; ſie war ſchön, beredt, aber ſtand mit den Füßen im Blute ihrer Freunde und das Haupt fiel durch ihr eignes Schwert, mitten unter einem Volke, das ſie nicht verſtand!

Ihr Körper, ein Gegenſtand der Verehrung für ſo viele Herzen, wurde in die Gruben von Clamart geworfen.

X.

Als Roland die Hinrichtung ſeiner Frau erfuhr, beſchloß er zu ſterben. Nach ihr noch leben, hieß für ihn lebendig todt ſein. Roland verließ, ohne ein Wort zu ſagen, das Haus, in welchem er ſeit ſechs Monaten gaſtfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Er ging einen Theil der Nacht hindurch nur in der Abſicht, ſich von dem Orte zu entfernen, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, um ſeine Spur zu verwiſchen, und um nicht diejenigen, welche ihn gerettet hatten, ins Verderben zu ſtürzen. Bei Anbruch des Tages empfand er vor Himmel und Erde Abſcheu. Er zog eine in ſeinem

Digitized by Google

Stocke verborgne Klinge hervor, ſtemmte den Knopf gegen den Stamm eines an der Heerſtraße ſtehenden Apfelbaumes und durchbohrte ſich das Herz. Am Morgen fanden die Schäfer ſeine Leiche am Rande eines Grabens liegen. Ein mit einer Stecknadel an ſeinen Rock geheftetes Billet enthielt die Worte: „Wer Du auch biſt, achte dieſe Reſte. Es ſind die eines tugendhaften Mannes. Als ich den Tod meiner Frau erfuhr, habe ich nicht einen einzigen Tag mehr auf dieſer von Verbrechen befleckten Erde bleiben wollen.“ So verſchmolzen ſich noch in der Grabſchrift, die ſich Roland ſelbſt ſetzte, das Bewußtſein ſeines Republikanismus, die Liebe und die Tugend. Von der Bewegung eines politiſchen Sturmes zu hoch erhoben, durch das einer Frau entlehnte Genie über dem ſeiner Natur nach für ihn paſſenden Standpunkt erhalten, von ſeiner Rolle berauſcht, hielt er Rechtlichkeit für Tugend; ſie iſt jedoch nur ihre Baſis. Indeß machte er mit einem des Alterthums würdigen Muthe der Anarchie die Republik und den Schaffoten die Schlachtopfer ſtreitig. Sein Lohn war ein Tod, der als ein Gegenſtück zu den großartigen Selbſtmorden des Alterthums erſcheint. Er ſtarb zu gleicher Zeit wie Cato und wie Seneka, wie Cato für die Freiheit ſeines Vaterlandes, wie Seneka aus Liebe für eine Frau. Eine aus dem Herzen dringende Thräne blinkt auf dem republikaniſchen Dolche, mit dem er ſich durchbohrte. Dieſe Liebe gibt im Verein mit dieſem Patriotismus dem Tode Roland's zu gleicher Zeit etwas Römiſches und etwas Tragiſches. Wenn der Tod der größte Act des Lebens iſt, ſo wurde Roland, der im Anfange ein gewöhnlicher Mann war, am Ende heroiſch. Roland lebte nicht umſonſt für die Freiheit und für den Ruhm, weil er zuletzt einen des Alterthums würdigen Tod ſtarb.

Digitized by Google

Zweiundfunfzigstes Buch.

I.

Was thaten unterdeſſen, als Roland und ſeine Frau ſtarben, ihre liebſten Freunde, Buzot, Barbaroux, Péthion, Louvet, Valady, Guadet, Salles, die wir verlaſſen haben, als ſie in der Gironde als Flüchtlinge an das Land ſtiegen? Die Commiſſaire des Berges, Yſabeau und Tallien waren ihnen zu Bordeaux zuvorgekommen. Dieſe Repräſentanten, die mit Energie den Jacobinismus handhabten und den Schrecken entfalteten, hatten in wenig Tagen den Föderalismus erſtickt, die Vorſtädte Bordeaux' gegen die innere Stadt in Aufſtand gebracht, die Kaufleute eingekerkert, die öffentliche Gewalt dem Volke übertragen, die Guillotine errichtet, die Clubs neu verſtärkt und gegen die Girondiſten die eigne Heimat gekehrt. Die Unterwerfung Lyons, die Vernichtung Toulons, die Hinrichtung Vergniaud's und ſeiner Freunde hatten das Departement der Gironde in Beſtürzung verſetzt und ſcheinbar zur Einheit der Republik bekehrt. Nirgends trug man einen argwöhniſcher Patriotismus zur Schau. Nirgends fürchtete man mehr den Verdacht der Mitſchuld mit den geächteten Repräſentanten, denn nirgends war die Gefahr größer, verdächtig zu werden. Der Terrorismus war zu Bordeaux wachſamer als irgendwo.

Digitized by Google

Jeder Flecken der Gironde hatte ſeinen Wohlfahrtsausſchuß, ſeine Revolutionsarmee, ſeine Angeber und ſeine Henker.

II.

Bei ihrer Ankunft zu Bec=d'Ambès hatte Guadet ſeine Collegen in dem Hauſe ſeines Schwiegervaters verborgen zurückgelaſſen. Dieſe Zufluchtsſtätte war unſicher. Guadet war daher nach der kleinen Stadt St.=Emilion, ſeiner Heimat gegangen, um für ein ſichereres zu ſorgen. Aber zu St.=Emilion ſelbſt hatte er nur eine ſichere Zuflucht für zwei gefunden. Sie waren ſieben. Der Bote, der ihnen dieſe traurige Nachricht nach Bec=d'Ambès brachte, fand die Flüchtlinge ſchon von aus Bordeaux ausgeſandten Bataillonen umzingelt, in ihrer Wohnung verbarricadirt und mit einigen Piſtolen und einer alten Muskete bewaffnet, Waffen, die nur dazu hinreichten, ihr Leben theuer zu verkaufen, aber nicht, um ſich zu vertheidigen. Die Nacht verbarg ihre Flucht. Sie gingen nach St.=Emilion, nicht wie um ſich zu retten, ſondern wie um anderswo unterzugehen. Die Satelliten Tallien's, die in ihr Haus zu Bec=d'Ambès einige Augenblicke nach ihrer Entweichung drangen, ſchrieben an den Convent, daß ſie ihre Betten noch warm gefunden hätten.

Guadet's Vater, ein Greis von zweiundſiebzig Jahren, öffnete ihnen edelmüthig ſein Haus. Er ſah in den Freunden ſeines Sohnes ſeine eignen Söhne, denen gegenüber er ſich geſchämt haben würde, einen Reſt ſeines Lebens ſchonen zu wollen. Kaum waren ſie einige Stunden in dieſem verdächtigen Hauſe verborgen, als man die Ankunft von funfzig Reitern meldete, welche ihre Spuren durch die Felder verfolgt hatten. Tallien ſelbſt eilte mit den geübteſten Spürhunden der Polizei von Bordeaux herbei. Die girondiſtiſchen Deputirten hatten noch ſo viel Zeit, um ſich zu zerſtreuen. Tallien ſtellte den Vater Guadet's unter die Aufſicht zweier bewaffneten Leute, die beauftragt waren, ſeine Schritte, ſeine Worte und ſeine Blicke zu beobachten. Er zog die Güter ſeines Sohnes ein. Er organiſirte einen Terroriſtenclub in derſelben Stadt, in der ſich die Girondiſten vor dem Terrorismus verborgen hatten.

Eine Frau allein opferte ſich auf, um ſie zu retten. Es war dies eine Schwägerin Guadet's, Madame Bouquey.

Auf die Nachricht von der Gefahr, in der ihr Schwager und ſeine Freunde ſchwebten, war ſie von Paris, wo ſie unangefochten lebte, herbeigeeilt, um Leute bei ſich aufzunehmen, die ihr der Mehrzahl nach unbekannt, zum Theil aber ſehr theuer waren. Das Mitleiden, dieſe Schwäche der Frauen, wird zur Stärke bei großen Gelegenheiten und der Troſt in Revolutionen durch den Heldenmuth der Aufopferung. Guadet, Barbaroux, Péthion, Valady, Louvet, Salles ſchlüpften bei Nacht heimlich in den unterirdiſchen Raum, den Madame Bouquey für ſie hergerichtet hatte. Der Schooß der Erde war allein tief und ſtumm genug, um die Girondiſten lebendig zu begraben. Dieſer Verſteck war ein unterirdiſcher Gang, der auf einer Seite nach einem Schachte von dreißig Fuß Tiefe, auf der andern nach einem Keller des Hauſes führte. Keine Hausſuchung konnte den Zugang dazu entdecken. Nur eine Furcht bekümmerte die edelmüthige Wirthin der Girondiſten. Es war die, ſelbſt etwa ins Gefängniß geworfen zu werden. Was ſollte dann aus ihren in dieſes Grab verſenkten Gäſten werden, deſſen Stein ſie allein heben konnte. Sie fürchtete auch ſich durch den Einkauf der nothwendigen Nahrungsmittel für ſo viel Leute zu verrathen. Die Hungersnoth ſchränkte damals die Markteinkäufe ein. Man vertheilte das Brod nach dem Verhältniß der Anzahl der Bewohner eines Hauſes und nach den Anordnungen der Municipalbehörde. Madame Bouquey hatte nur auf ein Pfund Brod des Tages Anſpruch. Sie brach ſich davon noch ab, um dieſe Brocken unter die ſieben Geächteten zu theilen. Hülſenfrüchte, gedörrtes Obſt, etwas Geflügel, das ſie heimlich aufkaufte, machten die Nahrung dieſer Männer aus, die ihren Hunger verbargen. Uebrigens herrſchte der Humor, dieſes bittere Salz des Unglücks, bei dieſen ſpartaniſchen Mahlzeiten.

Als die Nachforſchungen etwas nachließen, befreite Madame Bouquey ihre Freunde aus ihrer unterirdiſchen Haft. Sie ließ ſie ſich an ihren Tiſch ſetzen, die freie Luft athmen, die Geſtirne der Nacht ſehen. Sie hatte ſie mit Papier und Büchern verſorgt. Barbaroux ſchrieb ſeine Memoiren, Buzot ſeine Vertheidigung. Louvet ſchrieb ſeine

Berichte mit der leichten Feder, mit der er ſeine Romane geſchrieben hatte, als der Held ſeiner eignen Abenteuer. Péthion ſchrieb auch, aber mit einer ſtrengern Hand. Seine Feder offenbarte die Geheimniſſe ſeiner Popularität, die er ſo unwürdig erobert und der er ſo muthig entſagt hatte. Dieſe Bekenntniſſe würden ohne Zweifel dieſen Mann erklärt haben, der klein im Beſitze der Macht, groß im Unglücke war.

Am 12. November, dem Tage, an welchem Madame Roland zu Paris ſtarb, verbreitete ſich ein dumpfes Gerücht von der Anweſenheit der Girondiſten bei Madame Bouquey in Saint-Emilion. Sie mußten ſich trennen und in einzelnen Truppen andere Zufluchtsſtätten ſuchen. Die Trennung erſchien ihnen wie ein letzter Abſchied. Keiner wußte, wohin er ging. Valady ſchlug allein den Weg nach den Pyrenäen ein. Der Tod erwartete ihn dort. Er ging blindlings ſeinem Schickſale entgegen. Barbaroux, Péthion und Buzot, die ihr Leben und ihren Tod in unlösbarer Freundſchaft an einander knüpften, wendeten ſich durch die Felder nach den Haiden von Bordeaux und hofften, daß man in dieſen Einöden ihre Spur verlieren werde. Guadet, Salles und Louvet brachten den erſten Tag in einem Steinbruche zu. Ein Freund Guadet's ſollte ſie beim Einbruche der Nacht abholen, um ſie ſechs Stunden weit davon in das Haus einer reichen Frau zu führen, deren Prozeſſe Guadet geführt und deren Vermögen er einſtmals gerettet hatte. Es fehlte dem Freunde an Muth und er kam nicht. Guadet und ſeine Freunde machten ſich ohne ihn auf den Weg und überließen ſich gleichſam dem Zufalle. Die Kälte, der Schnee, der Regen erſtarrten ihre nur leicht bedeckten Glieder. Endlich kommen ſie um vier Uhr Morgens an der Thüre von Guadet's Clientin an. Er klopft und nennt ſeinen Namen. Er wird zurückgewieſen. Er kehrt in Verzweiflung zu ſeinen Freunden zurück und findet Louvet ohnmächtig vor Hunger und Froſt unter einem Baume. Guadet kehrt nochmals zu dem Hauſe zurück und fleht vergebens um ein Bett, dann um Feuer, dann um ein Glas Wein für einen ſterbenden Freund. Der Undank läßt jammern und ſterben, ohne nur zu antworten. Guadet kehrt abermals zurück. Seine und Salles' Bemühungen bringen

Louvet ins Leben zurück. Dieſer faßt einen verzweifelten Entſchluß, der ihn rettet.

Von dem Bilde der Freundin verfolgt, die er zu Paris gelaſſen hat, entſchließt er ſich, ſie wiederzuſehen oder zu ſterben. Er umarmt Salles und Guadet, theilt mit ihnen einige Aſſignaten, die er noch beſitzt, und ſchleppt ſich allein auf dem Wege nach Paris fort.

III.

Guadet, Salles, Péthion, Barbaroux, Buzot fanden ſich in der folgenden Nacht aufs neue durch die Bemühungen ihrer Wohlthäterin wieder vereinigt in dem Hauſe eines rechtſchaffenen und armen Handwerkers zu St. Emilion. Hier erfuhren ſie das tragiſche Ende Vergniaud's und ihrer Freunde. Sie berechneten mit ſtoiſcher Ruhe, wie oft das Beil der Guillotine noch fallen müſſe, damit alle Girondiſten aufhörten zu leben. Ihre Seele erhob ſich über ihr Schaffot. Aber als man ihnen einige Tage nachher die Hinrichtung der Madame Roland verkündete, wurden ihre Herzen weich und ſie weinten. Buzot zog ſein Meſſer, um ſich zu erſtechen. Er wurde von einem langen Delirium ergriffen, in dem er ein Geſchrei ausſtieß, das den furchtbarſten Ausbruch des Schmerzes und die Zerriſſenheit ſeines Herzens verrieth. Seine Freunde entriſſen die Waffe ſeinen Händen, beſänftigten ſein Fieber und ließen ihn ſchwören, das Leben um derentwillen zu ertragen, die ſo würdig den Tod erduldet habe. Buzot verfiel von dieſem Tage an in eine Schwermuth und in ein Schweigen, das nur Seufzer und unartikulirte Ausrufe unterbrachen. Der Gegenſchlag des Beiles, unter dem das Haupt der Madame Roland gefallen war, brach kein Herz ſo ſehr als das Buzot's. Der Tod löſte zwar nicht ganz, aber lüftete doch das Siegel ſeines Herzens.

Die fünf Geächteten ſchöpften noch einige Wochen in dieſem neuen Aſyle Athem. Die Schwankungen des Wohlfahrtsausſchuſſes ließen den Convent in Bezug auf Bordeaux ſich bald zur Nachſicht, bald zum Schrecken neigen. Man brachte fortwährend dem Tode neue Opfer. Grangeneuve, Biroteau ſtarben, aber man forſchte den Opfern weniger

nach. Der treue Troquart, der Wirth der Flüchtlinge zu Saint-Emilion, ließ ſie auf eine gewiſſe Milderung der Wuth hoffen. Dieſe Ruhe war von kurzer Dauer. Noch unbeugſamere Commiſſäre, die von Paris abgeſchickt worden waren, belebten aufs neue den Racheburſt, der in der Gironde nachzulaſſen begann. Die Mehrzahl der Commiſſäre waren junge Cordeliers oder junge Jacobiner von Paris, noch bartloſe junge Leute, welche die Partei Hébert's nach Nantes, Troyes und Bordeaux ſchickte, um ſie an Blut zu gewöhnen. Um ihrer Jugend willen hat man ihnen verziehen.

Sie belebten die Hinrichtungen wieder und ſandten dem Convente Guillotinenbülletins, die den Bülletins Collot d'Herbois' von Lyon, Fouché's von Toulon, Maignet's von Marſeille aus zu vergleichen waren. Die Ankunft dieſer Proconſuln drängte die Nachſicht in den Gemüthern zurück und entzog den Geächteten jede Zuflucht. Sie ſchickten von Bordeaux nach St. Emilion Abtheilungen der Revolutionsarmee, die von einem Häſcher, Namens Marcou geleitet wurden, der Hunde abgerichtet hatte, um die Föderaliſten auszuwittern. Die Republik ahmte ſo jene Menſchenjagden nach, welche die Spanier in den Wäldern Amerikas in Anwendung gebracht hatten. Marcou glaubte, die Girondiſten hätten ſich in die Steinbrüche von Saint-Emilion geflüchtet. Er kam unerwartet des Nachts mit ſeinen Truppen an. Er umzingelte in aller Stille das Haus des Vaters, der Freunde und der nächſten Verwandten Guadet's Er hetzte ſeine Hunde in die Höhlen wie auf ſchädliche Thiere. Er ließ Rauch in einige Höhlen ziehen. Die Hunde kamen ohne ihre Beute zurück. Unterdeſſen drang ein anderer Häſcher Tallien's, Namens Favereau, mit ſeinen Helfershelfern in die Wohnung von Guadet's Vaters ein. Dieſe Leute hatten vergebens das Haus durchſucht und ſtiegen ſchon mit leeren Ketten wieder herunter, als einer der etwas zurückgebliebenen Gendarmen zu bemerken glaubte, daß der Dachboden im Innern nicht ſo breit ſei, als die äußern Mauern des Hauſes. Er rief ſeine Begleiter zurück. Man legte das Ohr an die Wand. Das Knacken eines Piſtolenſchloſſes ließ ſich vernehmen. Es war Guadet, der ſich entdeckt ſah und den Hahn ſeines Piſtols aufzog, um ſich

zu tödten oder um ſich zu rächen. Auf dieſes Geräuſch fordern die Gendarmen die Geächteten auf, ſich zu ergeben. Die Mauer fällt zuſammen. Guadet und Salles kriechen hervor. Man zieht ſie heraus, feſſelt ſie und führt ſie im Triumphe nach Bordeaux. Sie waren Beide außer dem Geſetze. Ein Gericht über ſie war überflüſſig. Ihr Name war ihr Verbrechen und ihr Urtheil. Salles, der verurtheilt wurde, an dem nämlichen Tage zu ſterben, bat um die Erlaubniß, an ſeine Frau und an ſeine Kinder ſchreiben zu dürfen. Seine Seele ergoß ſich in ſo rührende Abſchiedsworte, daß die Geſchichte ſie aufbewahrt hat.

„Wenn Du dieſen Brief erhalten wirſt,“ ſchrieb Salles an ſeine Frau, „werde ich nur noch im Gedächtniſſe der Menſchen leben, die mich lieben. Welche Laſt hinterlaſſe ich Dir! Drei Kinder und nichts, um ſie zu erziehen! Indeſſen tröſte Dich! Ich werde nicht ſterben, ohne Dich beklagt und ohne meine Hoffnung auf Deinen Muth geſetzt zu haben. Und es gehört unter meine Tröſtungen, zu denken, daß Du gern wirſt leben wollen um Deiner unſchuldigen Kinder willen. Meine Freundin, ich kenne Deine gefühlvolle Seele. Ich weiß, daß Du gewiß bittere Thränen dem Gedächtniſſe des Mannes weihen wirſt, der Dich glücklich machen wollte und der ſein Hauptvergnügen in die Erziehung ſeiner beiden Söhne und ſeiner geliebten Tochter ſetzte. Aber könnteſt Du vergeſſen, daß Dein zweiter Gedanke ihnen gehört? Sie haben keinen Vater mehr und können Dir wenigſtens durch ihre unſchuldigen Liebkoſungen die erſetzen, welche ich Dir nicht mehr erweiſen kann. Charlotte, ich habe Alles gethan, um mich zu retten. Ich glaubte mein Leben Dir und beſonders meinem Vaterlande ſchuldig zu ſein. Es ſchien mir, daß die Augen des Volkes über die Gefühle Deines unglücklichen Gatten verblendet ſeien, daß es ſie eines Tages öffnen und einſehen würde, wie theuer mir ſeine Intereſſen ſeien. Ich glaubte auch mein Leben erhalten zu müſſen, um für meine Freunde alle Denkmäler zu ſammeln, welche ich für ihr Gedächtniß nützlich hielt. Endlich mußte ich mein Leben erhalten für Dich, für meine Familie, für meine Kinder. Der Himmel fügte es anders. Ich ſterbe ruhig. Ich hatte in meiner Erklärung bei den Ereigniſſen des 31. Mai verſprochen, daß

ich am Fuße des Schaffots zu ſterben wiſſen würde: ich glaube behaupten zu können, daß ich mein Verſprechen halten werde. Meine Freundin, beklage mich nicht. Der Tod wird, wie es mir ſcheint, für mich keine ſehr ſchmerzliche Pein haben. Ich habe ihn ſchon verſucht. Während eines ganzen Jahres habe ich Mühen aller Art gehabt, und habe nicht gemurrt. In dem Augenblicke, wo man mich ergriff, habe ich zweimal ein Piſtol an meine Stirn geſetzt, aber es verſagte. Ich wollte nicht lebend ergriffen werden. Jedenfalls habe ich den Vortheil, im voraus Alles getrunken zu haben, was dieſer Kelch Bitteres hat, und es ſcheint mir, daß dieſer Augenblick nicht ſo peinlich iſt. Charlotte, verſchließe Deinen Schmerz und flöße unſern Kindern nur beſcheidene Tugenden ein. Es iſt ſo ſchwer, ſeinem Vaterlande Gutes zu thun. Brutus, der einen Tyrannen erdolchte, Cato, der ſich ins Schwert ſtürzte, um ihm zu entgehen, konnten nicht verhindern, daß Rom unterdrückt wurde. Ich glaube mich für das Volk aufgeopfert zu haben. Wenn ich zum Lohne den Tod empfange, ſo habe ich das Bewußtſein meines redlichen Willens. Es iſt ein ſüßer Gedanke, daß ich die Achtung meiner ſelbſt mit mir ins Grab nehme und daß mir vielleicht einſt auch die öffentliche Achtung gewidmet werden wird. Mein geliebtes Weib, ich laſſe Dich in Noth zurück. Welcher Schmerz für mich! Und wenn man Dir Alles ließe, was ich beſitze, Du würdeſt nicht einmal Brod genug haben; denn Du weißt, was man auch hat ſagen können, ich beſaß nichts. Und doch, Charlotte, möge dieſe Betrachtung Dich nicht in Verzweiflung bringen. Arbeite, meine Freundin! Du kannſt es.. Lehre Deine Kinder arbeiten, ſobald ſie alt genug ſind. Ach, theures Weib, wenn Du es dadurch vermeiden könnteſt, fremde Hülfe anzuſprechen! Sei, wenn es geht, eben ſo ſtolz als ich. Hoffe noch, hoffe auf den, der Alles kann; er iſt mein Troſt im letzten Augenblicke. Das Menſchengeſchlecht hat ſeit langer Zeit ſein Daſein erkannt und der Gedanke, daß es irgendwo eine höhere Ordnung gibt, iſt mir zu ſehr Bedürfniß, als daß ich nicht an die Unſterblichkeit meiner Seele glauben ſollte. Er iſt groß, gerecht und gütig, dieſer Gott, vor deſſen Richterſtuhl ich jetzt treten werde. Ich bringe ihm ein Herz, wenn nicht frei von

Digitized by Google

Schwäche, ſo doch frei von Verbrechen und rein in ſeinem Wollen; und wie Rouſſeau ſo ſchön ſagt: Wer im Schooße eines Vaters einſchläft, iſt nicht in Sorge um ſein Erwachen.

„Küſſe meine Kinder, liebe ſie, erziehe ſie, tröſte Dich, tröſte meine Mutter und meine Familie! Lebe wohl, lebe wohl auf immer! Dein Freund

Salles."

IV.

„Und Du, wer biſt Du?" fragte man Guadet. „Ich bin Guadet," ſagte der Aeſchines der Gironde. „Henker, thue Deine Pflicht. Hole Dir mit meinem Kopf in der Hand Deinen Lohn von den Tyrannen des Vaterlands. Sie ſahen ihn nie, ohne zu erbleichen; ſie werden noch erbleichen, wenn ſie ihn ſehen." Als er zum Tode ging, ſagte Guadet zum Volke: „Betrachtet mich wohl, ich bin der letzte eurer Repräſentanten." Auf dem Schaffote wollte Guadet ſprechen, die Trommeln übertäubten ſeine Stimme. „Volk!" rief er entrüſtet aus, „Das iſt die Beredtſamkeit der Tyrannen; ſie übertäuben die Worte des freien Mannes, damit Schweigen ihre Schandthaten überdecke!"

Barbaroux, Péthion und Buzot erfuhren zu Saint-Emilion die Verhaftung und den Tod ihrer Collegen. Der überall um ſie her unterwühlte Boden mußte ſie bald verſchlingen. Sie verließen bei Nacht ihre Zufluchtsſtätte und nahmen zu ihrem Unterhalte nur ein ausgehöhltes Brod mit, in das ihr fürſorglicher Wirth ein Stück kaltes Fleiſch eingeſchloſſen hatte. Außerdem hatten ſie noch einige grüne Erbſen in den Taſchen ihrer Kleider. Sie ließen ſich einen Theil der Nacht hindurch vom Zufall führen. Der lange Mangel an Bewegung in den Verſtecken, in denen ſie ſeit acht Monaten ſchmachteten, hatte ihre Kräfte gelähmt, beſonders die Barbaroux'. Sein ſchwerfälliger Körperbau und ſeine vorzeitige Beleibtheit machten ihm das Gehen ſchwer.

Bei Anbruch des Tages ſahen ſich die Freunde nicht weit von Caſtillon, einem Dorfe, deſſen Namen und Lage ſie nicht kannten. Es war gerade Kirmeß im Dorfe. Der Dorfpfeifer und der Dorftrommler zogen auf den Fußſteigen

Digitized by Google

umher und luden noch vor Sonnenaufgang die Einwohner zu Schmaus und Tanz. Freiwillige mit der Flinte auf der Schulter zogen ſingend auf der Straße hin. Die Flüchtlinge, deren Geiſt durch ihre Lage befangen und durch Schlafloſigkeit und Fieber beunruhigt war, glaubten, man ſchlage den Generalmarſch und vertheile ſich in die Felder, um ſie einzufangen. Sie ſtanden ſtill, traten unter dem Schutze einer Hecke zuſammen und ſchienen einen Augenblick zu berathſchlagen. Hirten, die ſie von weitem beobachtet, ſahen plötzlich einen Pulverblitz und hörten einen Schuß fallen. Einer der verdächtigen Männer fiel mit dem Geſicht auf die Erde, die beiden andern flohen, ſo ſchnell ſie ihre Füße zu tragen vermochten, und verſchwanden am Saume eines Gehölzes. Die Freiwilligen eilten auf den Knall herbei. Sie fanden einen jungen Mann von hohem Wuchſe, einer edeln Stirn, einem noch nicht erloſchenen Blicke, in ſeinem Blute ſchwimmend. Er hatte ſich die Kinnlade mit einem Piſtolenſchuſſe zerſchmettert. Da ſeine Zunge zerriſſen war, konnte er ſich nur durch Zeichen verſtändlich machen. Man ſchaffte ihn nach Caſtillon. Seine Wäſche war mit einem R. und einem B. bezeichnet. Man fragte ihn, ob er Buzot ſei, er ſchüttelte den Kopf; ob er Barbaroux ſei, er nickte bejahend. Auf einem Karren nach Bordeaux geführt, wo er das Pflaſter mit ſeinem Blute röthete, wurde er an der Schönheit ſeiner Formen erkannt, und das Beil der Guillotine vollendete die Trennung ſeines Kopfes vom Rumpfe.

V.

Niemand weiß etwas von dem Schickſale Buzot's und Péthions während der folgenden Tage und Nächte, das die Wälder und das Dunkel bedecken. War der Selbſtmord ihres jungen Gefährten in ihren Augen eine Schwäche oder ein Beiſpiel der Nacheiferung? Tödteten ſie ſich mit einem Piſtolenſchuſſe bei der Annäherung irgend eines wilden Thieres, weil ſie das Geräuſch von den Schritten ihres Verfolger zu hören glaubten? Oeffneten ſie ſich die Adern am Fuße irgend eines Baumes? Starben ſie vor Hunger, Ermattung oder Kälte? Ueberlebte

Einer von ihnen den Andern? Und welcher blieb zuletzt übrig und verhauchte ſein Leben auf dem Leichname ſeines Gefährten? Starben ſie endlich in einem nächtlichen und kläglichen Kampf gegen die reißenden Thiere, die ihnen als ihrer nahen Beute folgten? Das Dunkel des Geheimniſſes, das Schrecklichſte in Erzählungen der Geſchichte, umhüllt die letzten Augenblicke Buzot's und Péthion's. Nur, daß jätende Landleute einige Tage nach dem Tode Barbaroux' hier und dort, in einem Getreidefelde, am Rande eines Gehölzes zerriſſene Hüte, Schuhe und Fetzen von Kleidern fanden, welche zwei Haufen menſchlicher Gebeine bedeckten, die von Wölfen zerſtückt waren. Dieſe Kleider, dieſe Schuhe, dieſe Gebeine waren die Reſte Péthion's und Buzot's.

Die Erde der Republik hatte nicht einmal ein Grab für die Männer, die ſie gegründet hatten. Die ganze Gironde war mit dieſen beiden letzten Tribunen verſchwunden. Sie überließen der Zeit die Löſung des Räthſels der Popularität. Der Eine, den man den König Péthion genannt hatte, wie der Andere, den man noch zum Hohne König Buzot nannte, waren von Paris und Caen gekommen, um die Vollendung ihres Schickſals in einer Furche der Felder der Gironde zu ſuchen. Der Boden des Föderalismus ſelbſt verſchlang dieſe Männer, deren Schuld ein Traum gegen die Einheit des Vaterlandes war! Bedarf es noch eines andern Gerichts? Richtet man von wilden Thieren zerriſſene und auf einem Todesfelde umhergeſtreute Gebeine? Nein! Man beklagt ſie, man begräbt ſie und zieht ſeines Weges.

VI.

Die Revolution ſchien in dieſen letzten Monaten des Jahres 1793 und den erſten Monaten des Jahres 1794 ihren Weg wieder zurückzunehmen, wie ein Sieger nach dem Siege, um, Einen nach dem Andern, Alle die zu treffen, welche verſucht hatten ſie zu mäßigen oder aufzuhalten, indem ſie bei denen anfing, die ihr die Nächſten waren, und bei den Entfernteſten aufhörte. Zuerſt die Girondiſten und ihre Parteigänger, dann die Conſtitutionellen, die reinen Royaliſten zuletzt. Die erſten Ausbrüche des Haſſes ſieg-

reicher Parteien wüthen gegen die, welche ihren Lehren und Leidenſchaften am verwandteſten ſind. In der Revolution, wie im Kriege verabſcheut man die, welche ſich von unſerm Lager trennen, mehr als die, welche uns bekämpfen. Die Hinrichtungen hatten mit den Gemäßigten begonnen. Die Republik dachte nicht eher an ihre Feinde, als bis ſie ihre Gründer geopfert hatte.

Die großen Namen der conſtituirenden Verſammlung ſchienen lebendige Proteſtationen gegen die Lehren der Republik zu ſein. Das conſtitutionelle Königthum, das die Monarchiſten vertheidigt hatten, klagte die Tyrannei des Wohlfahrtsausſchuſſes an. Die geſetzliche Freiheit, die ſie in Ausſicht geſtellt hatten, ſtach grell ab gegen die Dictatur des Berges. Man konnte dieſe Zeugen und dieſe Ankläger nicht leben laſſen, ſelbſt wenn ſie auch ſtumm waren. Mirabeau war nicht mehr. Das Pantheon hatte ihn dem Schaffote entrückt. La Fayette büßte in den unterirdiſchen Gewölben von Ollmütz das Verbrechen ſeiner Mäßigung. Clermont-Tonnerre war todt, ermordet am 2. September. Cazalès, Maury waren im Exil. Die Lameths irrten im Auslande umher. Siéyes ſaß ſchweigend oder wie ſchlafend am Fuße des Berges. Die rechte Seite ſeufzte im Gefängniß. Barnave, Duport, Bailly, die Conſtitutionellen lebten noch. Man gedachte ihrer. Eine Erinnerung der Jacobiner war der Tod. Wehe dem Namen, der zu laut genannt worden war. Der Klang von Barnave's Namen hallte noch wider, wenn man der Reformatoren der Monarchie gedachte.

VII.

Seit dem 10. Auguſt hatte ſich Barnave, der von nun an bei den geheimen Berathungen der Königin unnütz war, nach Grenoble, ſeiner Vaterſtadt zurückgezogen. Man empfing ihn wie einen Mann, der ſeine Heimat geziert hat durch den Glanz ſeines Talents und die Reinheit ſeines Lebens. Man machte ihm kaum einen Vorwurf daraus, daß er ſich ins Dunkel zurückziehe vor einer republikaniſchen Bewegung, die über ſeine Ueberzeugungen hinausging. Man

betrachtete ihn wie eines jener Werkzeuge, welche die Völker bei Seite werfen, wenn ſie ihren Dienſt gethan haben, die ſie aber nicht zerbrechen. Barnave beſchränkte ſich darauf, ſeine Pflichten als Bürger zu erfüllen, ohne der Republik ſeinen Beifall zu zollen, aber auch ohne gegen ſie zu proteſtiren. Er wies die Auswanderung von ſich, zu der ihm der Weg nur wenig Schritte von dem Hauſe ſeines Vaters offen ſtand. Er fuhr fort jene achtungsvolle Popularität zu genießen, die den Verluſt der Stellung einige Zeit überdauert. Er war zu Paris in den Verdacht verwickelt worden, den man im Jahre 1791 in Bezug auf einen angeblichen öſtreichiſchen Comité in Umlauf gebracht hatte. Fouché nahm ihn, ebenſo wie die Lameths, Duport und Montmorin in eine Anklageacte auf, welche die geheimen Rathgeber Ludwig's XVI. vor den hohen Nationalgerichtshof von Orleans verwies.

Barnave erfuhr ſein Vergehen durch die Anklageacte. Er wurde während der Nacht in ſeinem Landhauſe von Saint-Robert in der Umgend von Grenoble verhaftet. Man brachte ihn in das Gefängniß dieſer Stadt, wo es ſeiner Mutter gelang, ihn in der Verkleidung einer Dienerin zu beſuchen. Aus der Tiefe ſeines Gefängniſſes verfolgte Barnave mit den Augen die Phaſen der Revolution und das Unglück des Königs. Er beklagte den Verluſt ſeiner Freiheit nur deshalb, daß er ſeine Stimme nicht zur Vertheidigung des Hauptes dieſes Fürſten vor dem Convente erheben konnte.

Die Republik ſtand nicht ſtill, um dieſen Klagen ihr Ohr zu leihen. Barnave ſchmachtete zehn Monate im Fort Barreaux in den ſchneebedeckten Alpen, welche Frankreich und Savoyen ſcheiden. Die Grenze lag vor ſeinen Augen. Seine Fenſter hatten keine Gitter. Die Ueberwachung ſchläferte ein. Er konnte fliehen; aber er wollte es nicht. „Wenn ich unbekannt wäre, ſo würde ich fliehen," ſagte er, „aber da ich berühmt und verantwortlich bin in den großen Acten der Revolution, ſo muß ich bleiben, um für meine Ueberzeugungen mit meinem Kopfe und für meine Ehre mit meinem Blute zu haften."

VIII.

Er verwendete dieſe lange Zeit der Ungewißheit über ſein Schickſal dazu, ſeine Ideen zu erweitern und ſeine politiſchen Studien zu vervollſtändigen. Er ſuchte den Geiſt der weltgeſchichtlichen Revolutionen zu ergründen bei dem Lärme der Revolutionen ſeines eignen Vaterlandes. Er ſchrieb ſociale und hiſtoriſche Betrachtungen, die ihn überlebt haben. Man findet in ihnen mehr Einſicht als Genie. Barnave erſcheint darin als der vollkommene Repräſentant jenes allgemeinen geſunden Menſchenverſtandes einer Nation, der wohl die drohenden Abgründe zeigt, der aber Niemanden voraneilt und den menſchlichen Geiſt auf keine neue Bahn führt. Selbſt ſein Talent iſt kalt und matt, wie der Ausdruck etwas trivialer Wahrheiten. Höhere Eingebung läßt darin keine Fiber zucken. Man bewundert die Biederkeit des Geiſtes, aber man fühlt keine Größe. Man erſtaunt, daß eine ſolche Stimme nur eine Stunde lang der kräftigen Stimme Mirabeau's die Wage habe halten können. Man kann ſich die angebliche Nebenbuhlerſchaft zwiſchen dieſen beiden Rednern nur aus der optiſchen Täuſchung aller Zeiten und aller Völker erklären, vermöge deren in den Augen der Mitwelt Männer als auf gleicher Höhe erſcheinen, die in den Augen der Nachwelt unmöglich auf gleicher Linie ſtehen können.

Barnave verdient weder den Ruhm noch die Schmach dieſer Vergleichung mit Mirabeau. Bei etwas beſchränktem Geſichtskreiſe und gewandter Rednergabe war er einer jener Advocaten, für welche die Beredtſamkeit eine Kunſtfertigkeit des Geiſtes und nicht ein Ausbruch der innerſten Seele iſt. Seine eigentliche Ehre war, daß Mirabeau ihn gewürdigt hatte, ihn zu vernichten. Der Wunſch, an Popularität den zu übertreffen, dem er ſo weit entfernt war an Genie zu gleichen, riß ihn einige Monate lang zu liebedieneriſchen Reden hin, die verhängnißvoll wurden für die Monarchie und für ſeinen eignen Ruhm. Als ein redlicher Mann ſühnte er durch die Reinheit ſeines öffentlichen Lebens und durch die edelmüthige Rückkehr zu ſeinem unglücklichen Könige den übelerworbenen Beifall der Menge. Er entſagte

Digitized by Google

ſeiner Popularität, ſobald man das Verbrechen zu ihrem Preiſe machte.

IX.

Als Barnave nach Paris kam, war der Wohlfahrtsausſchuß in Verlegenheit mit ihm. Danton ſuchte ihn bei ſeiner Rückkehr von Arcis ſur Aube zu retten. Er verſprach es der Mutter und der Schweſter Barnave's. Sie waren ihrem Sohne und Bruder gefolgt, wie zwei um Gnade Flehende, die ſich an die Räder des Wagens klammerten, der ihn nach Paris führte. Danton wagte nicht zu halten, was er verſprochen hatte. Die einzige Gunſt, die Barnave gewährt wurde, war die, ſeine Mutter und Schweſter noch einmal zu umarmen. Er vertheidigte ſich vor dem Tribunale mit großer Geiſtes- und Gedankengegenwart und einer ausgezeichneten discutirenden Beredtſamkeit. Aber was vermochte da, wo die Stimme Vergniaud's verſagt hatte, die froſtige Argumentation Barnave's! Er kehrte als Verurtheilter in ſeinen Kerker zurück. Der muthige Baillot, ſein College in der conſtituirenden Verſammlung, beſuchte ihn hier, um ihn in ſeinen letzten Stunden zu tröſten. Barnave, den er niedergeſchlagen fand, beklagte ſich, daß ihm ſeine Henker aus Berechnung die Nahrung entzögen. Man wolle, ſagte er, ſeinen Tod zu einem ſchimpflichen machen, indem man ſeiner Seele die Schwäche ſeines durch Hunger entkräfteten Körpers zuſchreiben würde. Dieſe Berechnung iſt nicht wahrſcheinlich. Es lag dem Volke wenig daran, wie die Opfer ſtarben.

Duport-Dutertre, ehemaliger Juſtizminiſter, wurde Barnave zum Begleiter gegeben vor das Gericht und aufs Schaffot. Nach der Verkündigung des Urtheils begnügte ſich Duport mit Verachtung zu ſeinen Richtern zu ſagen: „In Revolutionen tödtet das Volk nur die Männer, die Nachwelt richtet ſie.“ Duport zeigte auf dem Karren mehr Feſtigkeit als ſein Gefährte. Man ſah ihn mehrere Male ſich zu ihm neigen, um ſeinen Muth zu erheben. Die Haltung Barnave's verrieth einen kranken Körper und eine Seele, die mehr für die Rednerbühne als fürs Schaffot gemacht war. Sein großer Name, der von Mund zu Mund

Digitized by Google

lief, legte der Menge Schweigen auf. Das Volk ſelbſt ſchien nachzudenken über dieſe ungeheuern Umwandlungen ſeiner Gunſt. Es ſchmähte den Redner nicht. Es ließ ihn ruhig ſterben.

X.

Bailly war noch übrig. Es ſcheint, als habe das Volk ſich rächen wollen für die Schmach der Achtung, mit der es einſt dieſen Maire von Paris überſchüttet hatte. Das Volk hat ſolche Arten der Rache. Es iſt faſt eben ſo gefährlich, ihm zu ſehr zu gefallen, als es zu beleidigen; es beſtraft ſeine Abgötter des Verbrechens wegen, es verführt zu haben.

Bailly, ein redlicher Mann, Philoſoph, Gelehrter, berühmter Aſtronom, von leidenſchaftlicher Liebe für die Freiheit, weil die Freiheit eine Wahrheit mehr war, die für die Erde errungen worden, nährte in ſeiner Seele die Religion der Menſchheit. Sein Kultus, der durch eine gereifte Vernunft erleuchtet wurde, erhob ſich bis zum Glauben, aber nicht bis zum Fanatismus. Er wollte, daß die Jdeen und die Revolutionen ſelbſt ihren Weg gingen, wie die Geſtirne im Weltenraume, mit der Macht, Majeſtät und Regelmäßigkeit eines göttlichen Planes. Er glaubte, daß die Völker in Ordnung zu ihren vernunftgemäßen Fortſchritten geleitet werden müßten durch die Hand ihrer beſten Bürger und nicht durch die convulſiviſchen Aufſtände der Menge. Es wies die abſolute Monarchie von ſich als eine ſociale Lüge, aber er wollte ſie ſchwächen, ohne ſie zu brechen, und die Nation nach und nach ihrer Feſſeln entledigen, damit nicht das zu wenig vorbereitete Volk ſich ſelbſt unter den Trümmern des Thrones begrabe und durch die Anarchie zur alten Knechtſchaft zurückkehre.

Nachdem er, als Präſident der Nationalverſammlung, als der Erſte den Eid im Ballhauſe geleiſtet hatte, war ſein ganzes Auftreten in Uebereinſtimmung mit den beiden Gedanken geweſen, dem Hofe die despotiſche Gewalt zu nehmen und einen Theil der öffentlichen Macht dem Könige zurückzugeben, um eine Stufenfolge in der Eroberung und Ordnung in der Bewegung zu erhalten. Er war der bür-

Digitized by Google

gerliche La Fayette; einer jener Menſchen, welche die neuen Ideen vorſchicken und mit Achtung und Ehren krönen, um ſich unter ihrem Namen Eingang zu verſchaffen. Der Name Bailly's war eine der Inſchriften auf dem Giebelfelde der Revolution. Wenn Bailly dieſer Beſtimmung nicht durch ſeinen Geiſt gewachſen geweſen wäre, ſo wäre er es durch ſeinen Charakter geweſen. Seine Verwaltung war eine Reihe von Triumphen des Volkes über den Hof. Als die blutigen Unruhen die Siege des Volkes zu beflecken begannen, ſprach Bailly als Weiſer und handelte als Magiſtrat. Ein einziger Tag vernichtete die Popularität dieſes ſchönen Lebens. Es war dies der Tag, an dem die Girondiſten im Vereine mit den Jacobinern den Aufſtand auf dem Marsfelde anfachten. Bailly entfaltete in Uebereinſtimmung mit La Fayette die rothe Fahne, rückte an der Spitze der Bürgerarmee gegen den Aufſtand und unterdrückte den Aufruhr um den Altar des Vaterlandes. Nachdem einmal Blut vergoſſen war, fühlte Bailly ſeine ganze Bitterkeit. Er wurde der Gegenſtand der Verwünſchungen der Jacobiner. Sein Name war in ihrem Munde gleichbedeutend mit Mörder des Volks. Er konnte nicht mehr die Stadt regieren, wo das vergoſſene Blut gegen ihn ſchrie. Er dankte in die Hände Péthion's ab und zog ſich zwei Jahre lang in die Umgegend von Nantes in die Einſamkeit zurück.

Die Langeweile der Ruhe, dieſe Pein der Männer, die ſich lange Zeit in den öffentlichen Angelegenheiten bewegt haben, ergriff ihn bald. Er wollte wieder nach Paris gehen, um in der Nähe die Bewegungen der Republik zu beobachten. Vom Volke erkannt, wurde er nur mit Mühe der Wuth eines Auflaufs entriſſen, in die Conciergerie gebracht und vor das Revolutionstribunal geſtellt. Sein Name ſprach ſein Todesurtheil. Er ging zum Tode durch die Wogen der Menge. Seine Hinrichtung war nur ein verlängerter Mord. In bloßem Haupte, mit verſchnittenen Haaren, mit durch einen dicken Strick auf den Rücken gebundenen Händen, den Oberkörper bei eiskaltem Wetter blos mit dem Hemde bekleidet, durchzog er langſam die Quartiere der Hauptſtadt. Die Hefe und der Abſchaum der Bevölkerung von Paris, die er ſo lange als Magiſtrat im Zaume ge-

halten hatte, ſchien ſich zu erheben und wie ein wilder Strom um die Räder des Karrens zu toſen. Die Henker ſelbſt machten entrüſtet über dieſe Wildheit dem Volke Vorwürfe über ſeine Schmähungen. Der Pöbel wurde dadurch nur noch ingrimmiger. Der Haufen hatte verlangt, daß die Guillotine, die gewöhnlich auf dem Eintrachtsplatze ſtand, an dieſem Tage auf das Marsfeld gebracht werde, damit Blut das Blut von dem Boden waſche, auf dem es vergoſſen worden ſei. Männer, die ſich Verwandte, Freunde oder Rächer der Opfer des Marsfeldes nannten, trugen zum Hohne eine rothe Fahne auf einer Stange neben dem Karren her. Sie tauchten ſie von Zeit zu Zeit in den Koth der Goſſe und ſchlugen damit Bailly heftig ins Geſicht. Andere ſpieen ihm ins Antlitz. Seine zerriſſenen, mit Koth und Blut beſudelten Züge hatten keine menſchliche Form mehr. Gelächter und Beifalllärm feuerten noch mehr dieſe Abſcheulichkeiten an. Der Zug, der an verſchiedenen Stationen unterbrochen wurde, wie der nach Golgatha, dauerte drei Stunden.

Bei der Ankunft auf dem Hinrichtungsplatze ließen dieſe Menſchen in ihrer abgefeimten Wuth Bailly vom Karren ſteigen und zwangen ihn zu Fuß die Runde um das Marsfeld zu machen. Sie befahlen ihm, mit der Zunge den Boden zu lecken, wo das Blut des Volkes gefloſſen war. Dieſe Buße beſänftigte ihre Wuth noch nicht. Die Guillotine war innerhalb des Marsfeldes ſelbſt errichtet worden. Das Bundesfeld erſchien dem Volke als zu heilig, als daß es durch eine Hinrichtung befleckt werden ſollte. Man verlangte von den Henkern, daß ſie das Schaffot Stück für Stück abtragen und am Ufer der Seine auf einen Haufen von Unrath aus den Straßen von Paris wieder aufbauen ſollten. Die Scharfrichter müſſen gehorchen. Die Maſchine wird abgetragen. Wie um die Hinrichtung Chriſti, der ſein eigenes Kreuz trug, nachzuahmen, laden Ungeheuer auf die Schulter des Greiſes die ſchweren Pfoſten, die den Boden der Guillotine tragen. Ihr Schläge zwingen den Verurtheilten ſich unter dieſer Laſt fortzuſchleppen. Er fällt und bleibt ohnmächtig unter ſeiner Bürde liegen. Er kommt wieder zu ſich, er erhebt ſich; lautes Gelächter verſpottet ſein Alter und ſeine Schwäche. Man läßt ihn eine

Stunde lang der Wiederaufbauung ſeines Schaffots zuſehen.

Ein mit Schnee untermengter Regen übergoß ſein Haupt und ließ ſeine Glieder zu Eis erſtarren. Sein Körper ſchlotterte. Seine Seele war feſt. Sein ernſtes und ſanftes Geſicht behielt ſeine Klarheit. Seine unerſchütterliche Vernunft erhob ſich über dieſen Pöbel, um über ihm die Menſchheit zu ſehen. Er koſtete das Märtyrerthum durch, und fand es nicht größer als die Hoffnung, für die er es erduldete. Er unterhielt ſich ohne Unruhe mit den Umſtehenden. Einer von ihnen, der ihn frieren ſah, ſagte zu ihm: „Bailly, Du zitterſt." „Ja, mein Freund," antwortete der Greis, „aber vor Froſt." Endlich beendete das Beil dieſe Hinrichtung. Sie hatte fünf Stunden gedauert. Bailly beklagte dieſes Volk, dankte dem Scharfrichter und übergab ſich der Unſterblichkeit. Wenig Opfer finden ſo elende Henker, wenig Henker ſo erhabene Opfer. Schmach am Fuße des Schaffots, glorreicher Ruhm auf ihm, Mitleiden überall! Man ſchämt ſich Menſch zu ſein, wenn man auf dieſes Volk ſieht. Man rühmt ſich dieſes Namens, wenn man Bailly betrachtet. Je wilder der Menſch iſt, um ſo mehr muß man ihn lieben. Die Verbrechen des Volks ſind nur ſeine Entartungen. Da die Lehren der Weiſen nicht ausreichen, um es zu bilden, muß es Märtyrer geben, die es mit ihrem Blute erlöſen. Bailly gehörte zu dieſen heiligſten Märtyrern, denn als er durch die Hand der Freiheit ſtarb, ſtarb er noch für ſie. Er glaubte an das Volk trotz des Volkes. Er warf ihm ſeine Ungerechtigkeit vor, nicht ſeinen Tod.

XI.

Als am Abend Robespierre dieſe Hinrichtung erzählen hörte, beklagte er Bailly. „So werden ſie uns ſelbſt zu Märtyrern machen!" rief er beim Abendeſſen bei Duplay aus. Als Duplay, ſein Wirth, welcher Richter beim Revolutionstribunale war, Robespierre auseinanderſetzen wollte, warum er dieſen großen Angeklagten für nichtſchuldig erklärt habe, ſagte Robespierre zu ihm: „Sprechen Sie mir nicht davon! Ich fordere keine Rechenſchaft über Ihre Urtheile als Rich-

Digitized by Google

ter, aber die Republik fordert Rechenſchaft über Ihr Gewiſſen." Duplay ſprach nicht mehr zu Robespierre über Verurtheilungen und Hinrichtungen. Robespierre befahl, daß an dieſem Tage ſeine Thüre zum Zeichen der Trauer geſchloſſen werde. War dies Schmerz? Oder war es Ahnung?

Aber das Beil fiel ſchon ohne Wahl. Alle Stände vermiſchten ſich auf dem Schaffot. Eine Buhlerin ſtarb mit einem Weiſen. Das Volk rief Beifall hier und da. Laſter oder Tugend — es machte keinen Unterſchied mehr.

Madame du Barry, die Maitreſſe Ludwig's XV., ſtarb kurz nach Bailly. Dieſes Weib hatte ſchon als Kind den Handel mit ihren Reizen begonnen. Ihre vorzügliche Schönheit hatte die Augen der Lieferanten für die Vergnügungen des Königs auf ſich gezogen. Sie hatten ſie dem gemeinen Laſter entrückt, um ſie dem gekrönten Laſter in die Arme zu werfen. Ludwig XV. hatte aus dem Stande ſeiner Maitreſſen eine Art Rangſtufe des Hofes gemacht. Mademoiſelle Lange-Vaubernier war unter dem Namen einer Gräfin du Barry der Frau von Pompadour gefolgt. Ludwig XV. bedurfte des Salzes des Skandals, um ſeinen abgeſtumpften Geſchmack zu reizen. Er liebte es, ſich zu erniedrigen, wie ein Anderer es liebt, ſich zu erheben. Er gab dem Skandale die Herrſchaft. Darin lag ihm ſeine Majeſtät. Die einzige Achtung, welche er von ſeinem Hofe verlangte, war Achtung vor ſeinen Laſtern. Madame du Barry hatte in ſeinem Namen regiert. Die Nation, man muß es geſtehen, hatte ſich ſchmachvoll unter dieſes Joch gebeugt. Adel, Miniſter, Klerus, Philoſophen — Alles hatte dem Abgotte des Königs Weihrauch geſtreut. Ludwig XIV. hatte die Gemüther auf dieſe Sklaverei vorbereitet, als er von ſeinen Höflingen den Despotismus ſeiner Liebſchaften vergöttern ließ.

XII.

Noch jung beim Tode Ludwig's XV. war Madame du Barry einige Monate lang, um dem Anſtande zu genügen, in ein Kloſter eingeſperrt worden: ein Charakterzug der neuen Regierung. Bald wieder aus dem Kloſter entlaſſen, hatte ſie in einer glänzenden Zurückgezogenheit bei Paris

im Pavillon von Luciennes, am Saume der Forſten von St. Germain gelebt. Unermeßliche Reichthümer, die Geſchenke Ludwig's XV., machten ihr Exil faſt eben ſo glänzend, als ihre Herrſchaft. Der alte Herzog von Briſſac war der Favoritin treu zugethan geblieben. Er liebte ſie ſchon ihrer Schönheit wegen zu einer Zeit, wo Andere ſie ihrer hohen Stellung wegen liebten. Madame du Barry verabſcheute die Revolution, dieſe Herrſchaft des Volkes, das die Courtiſanen verachtete und von Tugend ſprach. Obgleich ſie durch Ludwig XVI. und Marie Antoinette vom Hofe vertrieben worden war, hatte ſie doch ihr Unglück beklagt, ihren Fall beweint und ſich der Sache des Thrones und der Emigration gewidmet.

Nach dem 10. Auguſt hatte ſie eine Reiſe nach England gemacht. Sie hatte zu London Trauer um Ludwig XVI. getragen. Sie verwendete ihr unermeßliches Vermögen, um das Elend der Emigrirten im Exile zu erleichtern. Aber den größten Theil ihrer Reichthümer hatte ſie heimlich mit dem Herzoge von Briſſac unter einem Baume in ihrem Parke zu Luciennes vergraben. Nach dem Tode des Herzogs von Briſſac, der zu Verſailles ermordet wurde, wollte Madame du Barry Niemanden das Geheimniß ihres Schatzes anvertrauen. Sie entſchloß ſich, nach Frankreich zurückzukehren, um ihre Diamanten auszugraben und ſie mit ſich nach London zu nehmen.

Sie hatte in ihrer Abweſenheit die Obhut und Verwaltung von Luciennes einem jungen Neger, Namens Zamore, anvertraut, den ſie aus einer Weiberlaune auferzogen hatte, wie man ein Hausthier aufzieht. Sie ließ ſich mit dieſem Schwarzen malen, um in ihren Portraits durch den Abſtich der Geſichter und der Farben den venezianiſchen Courtiſanen Tizian's zu gleichen. Sie hatte für dieſen Neger eine mütterliche Zärtlichkeit gehegt. Zamore war undankbar und grauſam. Er hatte ſich mit dem Rauſche der revolutionairen Freiheit erfüllt. Er war von dem Fieber des Volks ergriffen worden. Die Undankbarkeit erſchien als die Tugend der Unterdrückten. Er verrieth ſeine Wohlthäterin. Er zeigte ihre Schätze an. Er überlieferte ſie ſelbſt dem Revolutionsausſchuſſe von Luciennes, deren Mitglied er war.

Madame du Barry, die durch die Favoritenwirthſchaft groß und reich geworden war, wurde ins Verderben geſtürzt durch einen Favoriten. Sie wurde ohne alle Discuſſion gerichtet und verurtheilt und dem Volke gezeigt als einer der Schmutzflecken des Thrones, von dem man die Luft der Republik reinigen müſſe, und ging zum Tode unter dem Geſchrei des Pöbels und der Verachtung der Gleichgültigen. Sie ſtand noch in der kaum zur Reife gediehenen Blüte ihrer Jahre. Ihre dem Henker preisgegebene Schönheit war ihr Verbrechen in den Augen der Menge. Sie war weiß gekleidet. Ihre ſchwarzen Haare, die hinten unter der Scheere des Scharfrichters gefallen waren, ließen ihren Nacken ſehen. Die Locken um die Stirn, die der Henker nicht verſchnitten hatte, umflatterten und bedeckten ihre Augen und ihre Wangen. Sie warf den Kopf hin und her und zurück, um durch die Schönheit ihres Geſichts das Volk zu rühren. Sie hörte nicht auf, in den demüthigſten Ausdrücken um Mitleid zu flehen. Thränen ſtrömten ununterbrochen aus ihren Augen auf ihren Buſen herab. Ihr herzzerreißendes Geſchrei übertönte das Raſſeln der Räder und den Lärm der Menge. Man hätte ſagen können, das Beil treffe ſchon im voraus dieſes Weib und nehme ihr tauſendmal das Leben. „Das Leben! das Leben!“ ſchrie ſie, „das Leben für meine ganze Reue! Das Leben für meine ganze Hingebung an die Republik! Das Leben für meine Reichthümer; ich ſchenke ſie der Nation!“ Das Volk lachte und zuckte die Achſeln. Es zeigte auf die Guillotine, als auf das Kiſſen, auf das ſich dieſer reizende Kopf zur Ruhe legen ſollte. Der Weg der Buhlerin zum Schaffot war nur ein Schreien. Unter dem Beile ſelbſt ſchrie ſie noch. Der Hof hatte dieſe Seele entnervt. Sie allein von allen hingerichteten Frauen ſtarb feig, weil ſie weder für eine Ueberzeugung, noch für eine Tugend, noch für eine Liebe, ſondern für das Laſter ſtarb. Sie entehrte das Schaffot, wie ſie den Thron entehrt hatte.

XIII.

Der General Biron, der am Hofe ſo berüchtigt war unter dem Namen des Herzogs von Lauzun, ſtarb um dieſelbe Zeit, aber als Soldat.

Der Herzog von Lauzun hatte in ſeiner Jugend die Leichtfertigkeit bis zum Trotze getrieben. Seine Tapferkeit ſein Geiſt, ſeine Anmuth hatten einen gewiſſen Glanz über ſeine Fehler ausgegoſſen. Der Skandal wurde ihm zum guten Rufe. Er wollte gern dafür gelten, der Liebhaber der Königin geweſen zu ſein. Seine Memoiren ſind blos kurze Aufzeichnungen ſeiner Liebſchaften. Früh zu Grunde gerichtet durch ſeine Verſchwendungen, ſuchte er einen andern Ruhm im Kriege. Er folgte La Fayette nach Amerika und enthuſiasmirte ſich für die Freiheit, nicht aus Tugend, ſondern aus Mode. Als Freund des Herzogs von Orleans nahm er Theil an den Empörungen dieſes Fürſten. Die Parteien verzeihen denen, die ihnen dienen, Alles. Der Herzog von Biron warf ſich aus den Armen des Hofes in die Arme des Volks. Er wechſelte blos den Schauplatz. Er diente mit Muth bei der Nordarmee, bei der Rheinarmee, bei der Alpenarmee und endlich in der Vendée. Einmal in die Revolution hineingeſchleudert, fühlte er, daß es kein Heil für ihn gebe, als ihrem Laufe bis ans Ende zu folgen. Irgendwo ans Land zu ſteigen, war unmöglich, der Strom war zu reißend. Er wußte nicht, wohin er ging, aber er ging immer vorwärts. Die Unbeſonnenheit war ſein Leitſtern. Er gab vergnügt der Republik ſeinen Namen, ſeinen Arm und ſein Blut her. Die Soldaten vergötterten ihn. Die plebejiſchen Generale waren eiferſüchtig auf ſeinen Einfluß. Sie duldeten darin nicht ungeſtraft ehemalige Ariſtokraten. Es erhoben ſich in der Vendée Streitigkeiten zwiſchen Biron und dem jacobiniſchen Generale Roſſignol. Biron wurde geopfert.

Er wurde nach Paris gebracht, in die Conciergerie geworfen, zum Tode verurtheilt und kehrte wieder in ſein Gefängniß zurück, wie er in ſein Zelt zurückgekehrt ſein würde am Abende vor einer Schlacht. Er verhüllte ſich den Tod durch Sorgloſigkeit. Er wollte bis zum letzten Augenblicke die einzigen ſinnlichen Genüſſe ſchlürfen, die den Gefangenen blieben: die Freuden der Tafel. Er nahm ſeine Kerkermeiſter und ſeine Wachen zu Tiſchgenoſſen, da ihm andere fehlten. Er ließ ſich Auſtern und weißen Wein bringen. Er zechte tüchtig. Als die Knechte des Scharfrichters kamen, ſagte Biron zu ihnen: „Laßt mich erſt meine Auſtern auf-

eſſen. Bei eurem Handwerk braucht ihr Kräfte, trinkt ein Mal mit mir!"

Dieſe Art zu ſterben, die den gedankenloſen Tod eines jungen Epikuräers nachahmt, bei einem Manne in reifem Alter hat mehr äußern Anſchein als Würde. Das Lachen iſt übel angebracht auf der Schwelle der Ewigkeit. Die Sorgloſigkeit in der letzten Stunde iſt nicht die Haltung der wahren Helden, ſie iſt das Sophisma des Todes. Das Volk klatſchte den letzten Augenblicken Biron's Beifall zu, weil er, indem er dem Nachdenken Trotz bot, auch dem Tode trotzte. Er ſtarb, wie er hatte leben wollen, muthig, ſtolz und beklatſcht.

Dies war der letzte Tag des Jahres 1793. Andere ſollten am folgenden Tage, den 1. Januar, ſterben. Der Tod kannte keinen Kalender mehr. Die Jahre verſchwammen in den Hinrichtungen in einander. Der Blutſtrom ſtand nicht ſtill.

XIV.

Viertauſendſechshundert Gefangene erwarteten allein in den Gefängniſſen von Paris ihr Urtheil. Fouquier-Tinville konnte die Anklagen nicht mehr bewältigen, die er in Maſſe und nach der Laune des Zufalls ſtellte. Von der Maſſe der Angeklagten erdrückt und von der Ungeduld des Volks gedrängt, verließ Fouquier-Tinville das Cabinet des Juſtizpalaſtes nicht mehr, wo er ſeine Anklagen abfaßte. Er nahm ſeine Mahlzeiten haſtig auf demſelben Tiſche ein, auf dem er die Todesurtheile unterzeichnete. Er ſchlief im Gerichtsſaale auf einer Matratze. Er gönnte ſich keine Muße. Er beklagte ſich, nicht einmal ſo viel Zeit zu haben, um nach Hauſe zu gehen und ſeine Frau und Kinder einmal umarmen zu können. Der Eifer für die Republik rieb ihn auf. Er vergaß, daß es der Eifer der Vernichtung war. Er nannte es ſeine Pflicht! Er hielt ſich für den Arm des Volks, für das Beil der Republik, für den Blitz der Revolution. Ein Leben, das verſchont blieb, ein Schuldiger, der vergeſſen wurde, ein Angeklagter, der freigeſprochen wurde, laſtete ſchwer auf ſeinem Herzen. Seltſame Verkehrung des menſchlichen Fanatismus! Fouquier-Tinville erhielt jeden Abend vom Wohlfahrtsausſchuſſe die Liſte der

Digitized by Google

Verdächtigen, die er einkerkern oder richten mußte. Der Mechanismus des Schreckens war, ſo zu ſagen, rein materiell. Fouquier war durch das Blut, das er vergießen mußte, geblendet. Aber er war bisweilen ſelbſt beſtürzt über die ungeheure Zahl von Hinrichtungen, die man von ihm gefordert, und über die Namen der Opfer, die er verurtheilt hatte. Es geſchah ihm ſelbſt bisweilen, daß er den Angeklagten eine Hinterthür öffnete, indem er ihnen Antworten in den Mund legte, die ſie von der Schuld frei machen konnten. So rettete er einige Perſonen aus dem vormaligen Richterſtande, die er früher gekannt und geachtet hatte.

Bisweilen wies die ſtrenge Tugend dieſer Opfer das Geſchenk des Lebens von ſich, das man ihnen um den Preis einer Lüge bot. Die Religion der Wahrheit machte freiwillige Märtyrer. Wir führen hier ein Beiſpiel dafür an, das durch einen der Richter ſelbſt verbürgt wird und werth iſt, der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben.

XV.

Faſt alle die vormaligen Mitglieder der Parlamente des Königreichs ſtarben nach einander auf dem Schaffote. Einer von ihnen, Legrand d'Alleray, ein unbeſcholtener Greis, der hochgeachtet und hochbetagt war, wurde mit ſeiner Gattin vor das Revolutionstribunal geſtellt, beide angeklagt, einen Briefwechſel mit ihrem emigrirten Sohne unterhalten und ihn in ſeinem Exile unterſtützt zu haben. Fouquier-Tinville wurde gerührt. Er gab dem Angeklagten einen Wink, um ihm mit Blick und Geberde die Antwort zu dictiren, die ihn retten ſollte. „Hier,“ ſagte er mit lauter Stimme zu ihm, „iſt der Brief, der Dich anklagt; aber ich kenne Deine Hand, ich habe oft Schriften von Deiner Hand geſehen, während Du im Parlamente ſaßeſt. Dieſer Brief iſt nicht von Dir, man hat augenſcheinlich Deine Schriftzüge nachgemacht.“ — „Laßt mir dieſen Brief zukommen,“ ſagte der Greis zu Fouquier-Tinville. Dann antwortete er dem öffentlichen Ankläger, nachdem er den Brief mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit betrachtet hatte: „Du täuſchſt Dich, dieſer Brief iſt wol von meiner Hand.“ Fouquier, der betroffen war über dieſe Aufrichtigkeit, die

ſeine Nachſicht durchkreuzte, ließ ſich noch nicht irre machen und bot dem Angeklagten einen andern Vorwand, um ſich loszumachen. „Es gibt ein Geſetz," ſagte er zu ihm, „das den Verwandten der Emigrirten bei Todesſtrafe verbietet, Briefe mit ihnen zu wechſeln und ihnen Unterſtützungen zukommen zu laſſen. Dieſes Geſetz haſt Du ohne Zweifel nicht gekannt?" „Du täuſchſt Dich abermals," antwortete d'Alleray; „ich kannte dieſes Geſetz . . Aber ich kannte auch ein früheres und ein höheres, das von der Natur ſelbſt in die Herzen der Väter und der Mütter eingegraben iſt: es iſt dies das Geſetz, das ihnen gebietet, ihr Leben zu opfern, um ihren Kindern zu helfen."

Der hartnäckig auf ſeinem Plane beſtehende Ankläger wurde durch dieſe zweite Antwort noch nicht entmuthigt. Er bot dem Angeklagten noch fünf oder ſechs Entſchuldigungen dieſer Art. D'Alleray vereitelte ſie alle durch ſeine Weigerung, die Wahrheit zu verleugnen oder ſelbſt nur zu verdrehen. Zuletzt, als er die Abſicht Fouquier-Tinville's merkte, ſagte er zu ihm: „Ich danke Dir für die Mühe, die Du Dir gibſt, mich zu retten; aber wir würden unſer Leben mit einer Lüge erkaufen müſſen. Meine Frau und ich wollen aber lieber ſterben. Wir ſind zuſammen alt geworden, ohne jemals gelogen zu haben; wir werden ſelbſt nicht lügen, um einen Reſt unſeres Lebens zu retten. Thue Deine Pflicht, wir thun die unſrige. Wir werden Dich nicht unſeres Todes wegen anklagen, wir werden nur das Geſetz anklagen." Die Geſchworenen vergoſſen Thränen der Rührung, aber ſie ſchickten die ſelbſtmörderiſche Tugend aufs Schaffot.

XVI.

Das Jahr 1794 begann ſo ſeinen Lauf mit Blut. Die Guillotine ſchien die einzige Inſtitution Frankreichs zu ſein. Danton und St. Juſt hatten die Suspenſion der Conſtitution und die Revolutionsregierung proklamiren laſſen. Der Wohlfahrtsausſchuß war das Geſetz. Die Willkür der Commiſſäre des Convents war die Verwaltung. Der Verdacht oder die Rache war die Juſtiz. Die Angeberei war die rechtliche Garantie. Das Schaffot war die Regierung.

Der Convent konnte keinen Augenblick aufhören, zu vernichten, ohne ſelbſt vernichtet zu werden. Das zu Toulon fuſilirte, zu Lyon mit Kartätſchen niedergeſchoſſene, zu Nantes ertränkte, zu Paris guillotinirte, eingekerkerte, angeklagte, ſequeſtrirte und überall in Schrecken geſetzte Frankreich glich einem eroberten Lande, das verheert wurde durch das Hereinbrechen einer jener großen Völkerwanderungen, welche die alte Civiliſation beim Falle des römiſchen Reichs vom Erdboden wegtilgten und Europa andere Götter, andere Herren, andere Geſetze und andere Sitten brachten. Es war dies das Hereinbrechen einer neuen Idee, welcher der Widerſtand Feuer und Schwert in die Hand gegeben hatte. Der Convent war keine Regierung mehr, ſondern ein Lager. Die Republik war keine geordnete Geſellſchaft mehr, ſondern eine Niedermetzlung von Beſiegten auf einem Schlachtfelde. Die Wuth der Ideen iſt noch unbarmherziger, als die Wuth der Menſchen; denn die Menſchen haben ein Herz, aber die Ideen haben keins. Die Syſteme ſind brutale Gewalten, die ſelbſt das nicht beklagen, was ſie vernichten. Wie die Kanonenkugeln auf einem Schlachtfelde, treffen ſie ohne Wahl, ohne Gerechtigkeit, und werfen das Ziel nieder, das man ihnen bezeichnet hat. Die Revolution ſtrafte ihre Lehren durch ihre Tyrannen Lügen. Sie befleckte ihr Recht durch ihre Gewaltthaten. Sie entehrte den Kampf durch die Hinrichtungen. So beſudelt ſich immer die reinſte Sache mit Blut. Wir ſagen dies nicht, um die Völker zu entſchuldigen, ſondern um ſie zu beklagen. Nichts iſt ſchöner, als eine neue Idee am Horizonte der menſchlichen Erkenntniß glänzend emporſteigen zu ſehen; nichts iſt rechtmäßiger, als ſie die Vorurtheile, die Gewohnheiten und die fehlerhaften Inſtitutionen, die ihr Widerſtand leiſten, bekämpfen und beſiegen zu laſſen. Aber nichts iſt auch ſchrecklicher, als ſie ihre Feinde zu Märtyrern machen zu ſehen. Dann verwandelt ſich der Kampf in Hinrichtungen, der Befreier in einen Unterdrücker, der Apoſtel in einen Henker. Dies war, bei Einigen unwillkürlich, bei Anderen mit theoretiſchem Bewußtſein, die Rolle der Mitglieder des Berges und des Wohlfahrtsausſchuſſes. Ihre Theorien proteſtirten dagegen, aber ihr Taumel riß ſie fort. Sie ließen der Rache des Volkes, dem Wüthen der Anarchie, den Grauſamkeiten

der Proconſuln freien Lauf bis zu den Räubereien und Mordthaten des entarteten Roms. Die Partei der Gemeine, beſtehend aus Hébert, Chaumette, Momoro, Ronſin, Vincent und den zügelloſeſten Demagogen, ging noch über den Convent hinaus und riß ihn mit ſich fort.

XVII.

Während dieſer Hinrichtungen verſuchte die Partei der Geſetzgeber von Zeit zu Zeit die großen Principien und die großen neuen Geſtaltungen zu formuliren wie Orakel unter den Schlägen des Donners. Robespierre, der die Herrſchaft im Wohlfahrtsausſchuſſe hatte, entwarf jetzt in kurzen Aufzeichnungen, die ſeitdem veröffentlicht worden ſind, die unbeſtimmten Grundzüge der Regierung der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Freiheit, der er ſchon nahe zu ſtehen glaubte. Wie in Allem, was er ſagte, that oder ſchrieb, ſieht man darin mehr den Philoſophen, als den Politiker.

„Es muß einen einzigen Willen geben,“ ſagt er in einer dieſer nachgelaſſenen Noten.

„Dieſer Wille muß republikaniſch oder royaliſtiſch ſein.“

„Damit er republikaniſch ſei, müſſen republikaniſche Miniſter, republikaniſche Journale, republikaniſche Deputirte, eine republikaniſche Macht da ſein.“

„Der Krieg mit dem Auslande iſt eine tödtliche Geiſel.“

„Die innern Gefahren kommen von der Bourgeoiſie her. Um die Bourgeoiſie zu beſiegen, muß man das Volk ſich eng zuſammenſchließen laſſen. Das Volk muß ſich mit dem Convente vereinigen und der Convent ſich des Volkes bedienen.“

„In den auswärtigen Angelegenheiten Bündniß mit den kleinen Mächten. Aber alle Diplomatie iſt unmöglich, ſo lange wir keine Einheit der öffentlichen Gewalt haben.“

Nach dieſen Mitteln bezeichnete er folgendermaßen den Zweck:

„Was iſt der Zweck? Die Ausübung der Conſtitution zu Gunſten des Volkes.“

„Wer werden unſere Feinde ſein? Die Reichen und die Laſterhaften.“

„Welche Mittel werden ſie anwenden? Die Heuchelei und die Verleumdung.“

„Was muß man thun? Das Volk aufklären.“

„Aber welches ſind die Hinderniſſe der Unterrichtung des Volks? Die Lohnſchriftſteller, die es irre führen durch täglich wiederholte und unverſtändige Täuſchungen.“

„Was folgt daraus? Daß man die Schriftſteller als die gefährlichſten Feinde des Vaterlandes ächten und die guten Schriften in der größten Menge verbreiten muß.“

„Was ſind die beiden andern Hinderniſſe der Herſtellung der Freiheit? Der Krieg mit dem Auslande und der Bürgerkrieg.“

„Welches ſind die Mittel, den Krieg mit dem Auslande zu beenden? Republikaniſche Generale an die Spitze unſerer Armeen zu ſtellen und die Verräther zu beſtrafen.“

„Welches ſind die Mittel, den Bürgerkrieg zu beenden? Die Verſchwörer zu beſtrafen, beſonders die ſtrafbaren Deputirten und Adminiſtratoren; patriotiſche Truppen unter patriotiſchen Führern auszuſenden; ſchreckliche Beiſpiele an allen Böſewichtern aufzuſtellen, die die Freiheit geſchwächt und das Blut der Patrioten vergoſſen haben.“

„Endlich muß für Lebensmittel und volksthümliche Geſetze geſorgt werden.“

„Welches andere Hinderniß der Unterrichtung des Volkes iſt noch vorhanden? Das Elend.“

„Wann wird das Volk alſo aufgeklärt werden? Wenn es Brot haben wird und die Reichen und die Regierung aufhören werden, argliſtige Federn und Zungen zu beſolden, die es täuſchen; ſobald das Intereſſe der Reichen und das der Regierung eins ſein wird mit dem des Volkes.“

„Wann wird ihr Intereſſe eins ſein mit dem des Volkes? Niemals!“

Bei dieſem ſchrecklichen Worte, das Robespierre am Ende dieſes innern Zwiegeſpräches entfiel, hatte ſeine Feder aufgehört, zu ſchreiben. Der Zweifel oder die Entmuthigung hatte ihm dieſes letzte Wort dictirt. Man fühlte, daß in einer Seele, die hartnäckig an ihrer Hoffnung feſthielt, dieſes Wort ſagen wollte: Man muß mit Gewalt unter die

Linie der Gerechtigkeit und der Gleichheit Alle die beugen, welche ſich weigern, ihr Intereſſe mit dem Intereſſe des Volks Eins werden zu laſſen. Die Logik des Schreckens ging aus dieſem Worte hervor. Es war mit Blut getränkt.

XVIII.

In allen Sitzungen des Convents und der Jacobiner vom November und December bis ins Jahr 1794 findet man eine große Menge von Discuſſionen, von Reden oder Decreten, in denen der Geiſt einer Volksregierung athmet. Der Egoismus ſcheint vor dem Principe der Hingebung ans Vaterland zu verſchwinden. Die armen Claſſen, die nichts beſitzen, als das Vaterland ſelbſt, können ihm nur ihr Blut geben. Der Convent ſcheint in ſeinen legislativen Sitzungen ein Capitel der evangeliſchen Verfaſſung der Zukunft zu ſchreiben. Die Steuern wurden nach Verhältniß des Vermögens feſtgeſtellt. Die Armen wurden für geheiligt erklärt. Die Gebrechlichen wurden unterſtützt. Die älternloſen Kinder wurden von der Republik adoptirt. Die außereheliche Mutterſchaft wurde der Schande entkleidet, die das Kind tödtet, weil ſie die Mutter ehrlos macht. Die Gewiſſensfreiheit wurde proklamirt. Die allgemeine Moral wurde zur Norm der Geſetze gemacht. Die Sklaverei und der Negerhandel wurden abgeſchafft. Auf das Bewußtſein des Menſchengeſchlechts berief man ſich als auf das höchſte Geſetz. Eine Reihe von philanthropiſchen und volksthümlichen Maßregeln ſetzte das Princip der chriſtlichen Liebe in der Politik ins Werk, als einen Bundesvertrag zwiſchen dem Reichen und dem Armen. Die öffentliche Gewalt wurde gleichmäßig auf alle Bürger vertheilt. Der Elementar- und Transſcendentalunterricht auf Koſten des Staats verbreitete die Aufklärung als die Abtragung einer göttlichen Schuld in den unterſten Schichten der Bevölkerung. Die Liebe zum Volke ſchien ſich über alle Zweige der Verwaltung zu verbreiten. Man fühlte, daß die Revolution nicht zur Uſurpation gemacht war, ſondern um die öffentliche Gewalt, die Moral, die Gleichheit, die Gerechtigkeit, das Wohlbefinden den Maſſen zuzuwenden. Darin lag die Göttlichkeit des Geiſtes der Revolution. Ein Geiſt des Lichts und der Liebe herrſchte in den Berathungen des Convents, in ſeinen poli-

tiſchen Handlungen ein Geiſt der Vernichtung. Man fragt ſich unwillkürlich, woher dieſer Gegenſatz zwiſchen den ſocialen Geſetzen des Convents und ſeinen politiſchen Maßregeln, zwiſchen dieſer chriſtlichen Liebe und dieſem Henker, zwiſchen dieſer Philanthropie und dieſem Blute. Es kam daher, daß die ſocialen Geſetze des Convents aus ſeinen Dogmen hervorgingen und ſeine politiſchen Handlungen aus ſeinem Zorne. Die einen waren ſeine Principien, die andern ſeine Leidenſchaften.

Stolz auf die neue Aera, die er über die Welt heraufführte, wollte er, daß die Republik eine der Epochen der Geſchichte der Menſchheit würde. Er führte den *republikaniſchen Kalender* ein, wie um die Menſchen daran zu erinnern, daß ſie in Wahrheit erſt von dem Tage an Menſchen waren, wo ſie ſich für frei erklärten. Er entwarf ihn dann auch, um mit den Benennungen der Monate und der Tage, aus denen die Zeit beſteht, die Spuren der Religion zu verwiſchen, die dem gregorianiſchen Kalender aufgeprägt ſind. Er entwarf ihn endlich, um durch die Eintheilung der Tage in Dekaden anſtatt in Wochen den Anfangstag der Periode der Tage nicht mehr mit dem ausſchließlich dem Katholicismus geweihten Tage der Ruhe und des Gebetes zuſammenfallen zu laſſen. Er wollte nicht, daß die Kirche noch ferner dem Volke die Augenblicke ſeiner Arbeit und ſeiner Ruhe bezeichne. Er ſelbſt wollte die Zeit wieder zurückerobern von dem chriſtlichen Prieſterthume, das allen Dingen ſein Zeichen aufgedrückt hatte, ſeit es ſich der Herrſchaft bemächtigt.

Die Namen der Tage bezeichneten in dieſem Syſteme ihre Stelle in der numeriſchen Ordnung der republikaniſchen Dekade. Sie wieſen auf ihre Ordnung in der Schaar der Tage durch Namen hin, die aus dem Lateiniſchen abgeleitet waren. Sie hießen primidi, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi, decadi. Dieſe rein numeriſchen Bezeichnungen hatten den Vortheil, dem Gedächtniſſe Zahlen zu bieten, aber ſie hatten den Nachtheil, der Phantaſie kein Bild zu geben. Die Bilder allein geben den Namen eine Färbung und prägen ſie der Einbildungskraft des Volkes ein.

Die Benennungen der Monate hingegen, die dem Cha-

rakter der Jahreszeiten und den Arbeiten des Landbaues entlehnt waren, waren bezeichnend wie Gemälde und volltönend wie ein Echo des Landlebens. Es waren für den Herbſt: Vendémiaire (Weinmonat), wo der Wein geleſen wird; Brumaire (Nebelmonat), wo ſich der Himmel umzieht; Frimaire (Reifmonat), wo der Reif die Berge bedeckt; für den Winter: Nivôſe (Schneemonat), der die Erde mit Schnee bedeckt; Pluviôſe (Regenmonat), der ſie mit Regen benäßt; Ventôſe (Windmonat), der die Stürme entfeſſelt; für den Frühling: Germinal (Keimmonat), der die Saaten keimen läßt; Floréal (Blütemonat), der die Pflanzen zum Blühen bringt; Prairial (Wieſenmonat), in dem man die Wieſen mäht; endlich für den Sommer: Meſſidor (Erntemonat), wo man erntet; Thermidor (Hitzemonat), der die Furchen austrocknet; Fructidor (Fruchtmonat), der die Früchte reift.

So bezog ſich Alles auf den Landbau, dieſes erſte und letzte aller Gewerbe. Die Epochen der Reiche und der Aberglaube der Völker dienten nicht mehr zur Bezeichnung der Zeit, dieſes Maßes des Lebens. Alles bezog ſich nur auf die Natur zurück. Ebenſo verhielt es ſich mit der Verwaltung, den Finanzen, der Criminalrechtspflege, dem Civilgeſetzbuche und der Agriculturgeſetzgebung. Die Fachmänner des Convents bereiteten Entwürfe zu dieſen Geſetzgebungen vor auf den Grundlagen der Philoſophie, der Wiſſenſchaft und der Gleichheit, Grundlagen, die ſchon durch die conſtituirende Verſammlung aufgeſtellt worden waren. Dieſe Gedanken, deren ſich nachher der organiſirende Despotismus Napoleons bemächtigte, und denen er nur ſeinen Namen gab, waren alle durch den Convent gefaßt, ausgearbeitet und verkündet worden. Napoleon trug ungerechter Weiſe den Ruhm davon. Die Geſchichte darf ſolchen Diebſtahl nicht ſanctioniren. Sie ſtattet ihn der Republik zurück. Die Früchte der Philoſophie und der Freiheit werden nie dem Despotismus gehören. Die Männer, welche Napoleon in ſeinen Rath berief, um dort ſeine Entwürfe vorzubereiten, wie Cambacérès, Sieyès, Carnot, Thibaudeau, Merlin, gingen alle aus dem Convente hervor. Wie treuloſe Arbeiter brachten ſie in dieſe Werkſtätten der Knechtſchaft die Werkzeuge und Meiſterſtücke der Freiheit.

XIX.

Während indeſſen der Wohlfahrtsausſchuß die Grenzen deckte, den Bürgerkrieg erſtickte und ſich mit humanen und moraliſchen Geſetzgebungen trug, boten Paris und die Departements das Schauſpiel der Saturnalien der Freiheit.

Wahnſinn und Wuth ſchien das Volk ergriffen zu haben. Der Taumel der Wahrheit iſt ſchrecklicher, als der Taumel des Irrthums, weil er länger dauert und die heiligſte Sache bei den Menſchen entheiligt. Dieſer Taumel riß das Volk zu den ſcheußlichſten Ausſchweifungen gegen die Tempel, gegen die Altäre, gegen die Bilder des frühern Cultus und ſelbſt gegen die Gräber der Könige fort.

Von den drei Inſtitutionen, welche die Revolution umgeſtalten oder zerſtören wollte, dem Throne, dem Adel und der Staatsreligion, war nur noch die Staatsreligion übrig, weil ſie ſich in das Gewiſſen flüchtete und mit dem Gedanken ſelbſt verſchmolz, ſo daß es den Verfolgern unmöglich war, ſie auch bis dahin zu verfolgen. Die Civilconſtitution des Klerus, der Prieſtereid, der vom römiſchen Stuhle für ein Schisma erklärt worden war, der Widerruf dieſes Eides, den die große Menge der Prieſter geleiſtet hatte, um ſich nicht vom Mittelpunkte des Katholizismus loszureißen, die Austreibung der widerſpenſtigen Prieſter aus ihren Pfarrhäuſern und ihren Kirchen, die Einſetzung eines republikaniſchen Nationalklerus an die Stelle der treuen Diener Roms, die Verfolgung der aus Gehorſam gegen ihren Glauben, gegen das Geſetz auffäſſigen Geiſtlichen, ihre Einkerkerung, ihre Verweiſung in Maſſe auf die Schiffe der Republik zu Rochefort, — alle dieſe Streitigkeiten, dieſe Gewaltthätigkeiten, dieſe Verbannungen, dieſe Hinrichtungen, dieſe Märtyrertode der katholiſchen Prieſter, hatten anſcheinend den ehemaligen Cultus von dem Boden der Republik weggewiſcht. Der conſtitutionelle Cultus, eine handgreifliche Inconſequenz der vereidigten Prieſter, die einen angeblichen Katholizismus übten, dem geiſtlichen Oberhaupte des Katholizismus zum Trotz, war weiter nichts, als ein frommes Spielwerk, das der Convent dem Landvolke gelaſſen hatte, um nicht zu plötzlich und zu rauh in ſeine Gewohnheiten

einzugreifen. Aber die ungeduldigen Philoſophen des Convents, der Jacobiner und der Gemeine waren entrüſtet über dieſes Sinnbild der Religion, das vor den Augen des Volkes die Religion ſelbſt überlebte. Sie brannten vor Begier, an ſeine Stelle die abſtrakte Verehrung eines Gottes ohne Form, ohne Dogma und ohne Cultus einzuführen. Die Mehrzahl proklamirte ſelbſt offen den Atheismus als die einzige Lehre, die der Geiſter würdig ſei, welche unerſchrocken ſeien in der materialiſtiſchen Logik der Zeit. Sie ſprachen von Tugend und leugneten den Gott, der allein dem Worte Tugend einen Sinn geben kann. Sie ſprachen von Freiheit und leugneten die ewige Gerechtigkeit, die allein die Unſchuld rächen und die Unterdrückung beſtrafen kann. Die rohe Menge ſog begierig dieſe Lehren des Atheismus ein und glaubte ſich jeder Pflicht entledigt, nachdem ſie ſich Gottes entledigt ſah. So führen die beklagenswerthen Schwankungen des Menſchengeiſtes vom Aberglauben zum Unglauben, ohne ſich jemals im Gleichgewichte der Vernunft und der Wahrheit erhalten zu können.

XX.

Die Aufwiegler der Gemeine, und beſonders Chaumette und Hébert ermuthigten das Volk in dieſem Anfalle von Ruchloſigkeit und in dieſen Empörungen gegen jeden Cultus. Das Volk, ſagten ſie ſich, wird nie wieder in die Tempel zurückkehren, die es mit eigener Hand zerſtört hat. Es wird nie wieder vor Altären niederknieen, die es entheiligt hat. Es wird nie wieder Symbole und Bilder verehren, die es auf dem Steinboden ſeiner Kirchen unter die Füße getreten. Die Tempelſchändung im Namen der Nation wird ſich zwiſchen ihnen und ſeinem alten Gotte erheben. Dieſer Reſt des Katholizismus, der öffentlich in den chriſtlichen Tempeln geübt wurde, war ihnen im Wege. Sie forderten von den Prieſtern recht in die Augen ſpringenden Abfall von ihrem Glauben und verlangten ihn oft. Einige Geiſtliche beſtiegen, die einen unter dem Einfluſſe der Furcht, die anderen aus wirklichem Unglauben, die Kanzel, um zu erklären, daß ſie bisher Betrüger geweſen ſeien. Zuruf begrüßte dieſe Ueberläufer des Altars. Man parodirte auf

lächerliche Weiſe die einſt heiligen Ceremonien, man bekleidete einen Ochſen oder Eſel mit dem biſchöflichen Schmucke, führte ihn zum öffentlichen Aergerniß durch die Straßen, trank Wein aus dem Abendmahlskelche und ſchloß die Kirche. Man ſchrieb über das Thor des Begräbnißplatzes: Ewiger Schlummer! Man brachte den Volksrepräſentanten auf Sendung oder im Diſtrikte die Koſtbarkeiten der Sacriſteien und machte damit der Nation ein patriotiſches Geſchenk. Die Clubs hielten ihre Sitzungen am Hochaltare. Die chriſtliche Kanzel wurde zur Rednerbühne. In wenig Monaten war das unermeßliche äußere Material des katholiſchen Cultus, Cathedralen, Kirchen, Klöſter, Pfarrhäuſer, Thürme, Glocken, Geiſtliche und Ceremonien, verſchwunden.

Die Repräſentanten auf Sendung ſprachen ſelbſt in ihren Briefen an den Convent ihre Verwunderung über die Leichtigkeit aus, mit der dieſes ganze Rüſtwerk der alten Inſtitutionen zuſammenbrach. „Die Religionen, die die Macht des Staats und der Reichthum der Dotationen nicht mehr ſtützt,“ ſagten ſie, „fallen alsbald in Trümmer.“ Die Philoſophen der Gemeine beſchloſſen, in der Mitte des Novembers dieſe Bewegung in Paris zu beſchleunigen. Sie wußten, daß, wenn das Volk auch leicht den Geiſt ſeines Cultus leugnete, es ſich doch nicht ſo ſchnell des Gepränges und der Ceremonien entwöhnt, die ſeine Augen erfreuen. Sie wollten ſich ſeiner Tempel bemächtigen, um ihm einen neuen Cultus zu bieten, eine Art neuübertünchten Heidenthums, deſſen Dogmen blos Bilder, deſſen Cultus blos eine Ceremonie und deſſen höchſte Gottheit nur die Vernunft war, die ihr eigener Gott geworden und ſich in ihren Attributen verehrte. Die Geſetze des Convents, die immer noch die Geldmittel für den katholiſchen Nationalcultus hergaben, ſtanden dieſer gewaltſamen Einführung der philoſophiſchen Religion Chaumette's in die Cathedrale und die Kirchen von Paris im Wege. Man mußte dieſe ehrwürdigen Gebäude räumen laſſen durch eine freiwillige Abdankung des conſtitutionellen Biſchofs und ſeines Klerus. Die Todesdrohungen, die überall die Prieſter verfolgten, ihr Blut, das auf allen Schaffoten in Strömen floß, die Verhöhnung ihrer Kleidung durch das Volk, die gefüllten Gefängniſſe, die Guillotine vor ihren Augen drängte die republi-

kaniſche Prieſterſchaft zu dieſer Abdankung. Sie zitterte davor, alle Tage bei der Ausübung ihres Amtes ermordet zu werden. Der Hauptbeweggrund, der noch einen Theil der Prieſter an ihren Altären zurückhielt, war der daran geknüpfte Gehalt. Man ſicherte den Bedeutendſten von ihnen einen gleich hohen Gehalt oder noch einträglichere Stellen in der Civil- und Militairverwaltung der Republik zu. Hoffnung und Drohung drangen ihnen ihre Abdankung ab.

Der Biſchof Gobel, ein Mann von ſchwachem Charakter, aber von aufrichtigem Glauben, widerſtand allein noch. Man ſchüchterte ihn von der einen Seite ein und ſuchte ihn von der andern Seite zu ermuthigen. Man ſagte ihm, daß die Verzichtleiſtung auf die öffentliche Ausübung ſeines Cultus nur ein Zugeſtändniß an den Drang der augenblicklichen Nothwendigkeit ſei, daß dieſe Abdankung keine Verzichtung auf ſeinen Charakter als Prieſter in ſich ſchließe, daß ſie nur eine Verzichtleiſtung auf ſeine öffentlichen Functionen ſei und daß er nach Niederlegung ſeiner Biſchofswürde, ebenſo wie ſein Klerus, die freie perſönliche Ausübung ſeiner Religion wieder aufnehmen könne. Chaumette, Hébert, Momoro, Anacharſis Clootz und Bourdon von der Oiſe drangen in den Greis, bis ſie den Schritt von ihm erlangten, den ſie wünſchten. Man nannte dieſe Handlung Gobel's Apoſtaſie. Beſtimmte Nachrichten beweiſen den Irrthum der Geſchichtſchreiber in dieſer Beziehung. Gobel begab ſich in die Sitzung des Convents in Begleitung ſeiner Großvicare. Momoro führte ihn ein und redete die Verſammlung im Namen der Gemeine an. „Ihr ſeht hier vor euch,“ ſagte er, „Männer, die ſich des Charakters des Aberglaubens entkleiden wollen. Dieſes große Beiſpiel wird nachgeahmt werden. Bald wird die Republik keinen andern Cultus mehr haben, als den der Freiheit und der Gleichheit, einen Cultus, der aus der Natur geſchöpft iſt und die Weltreligion werden wird.“ Gobel, der durch dieſe Worte Mormoro's in eine falſche Stellung gebracht und in ſeinem Gewiſſen gekränkt wurde, erbebte, aber wagte nicht, zu widerſprechen. Die Galerien flößten ihm Furcht ein. „Bürger,“ ſagte er, indem er eine im voraus und in Uebereinſtimmung mit dem Gemeinerath abgefaßte Erklärung ablas, „da ich aus dem Volke ſtamme,

habe ich ſchon früh die Principien der Gleichheit gehabt. In die Nationalverſammlung berufen, habe ich als einer der erſten die Souverainetät des Volkes anerkannt. Sein Wille berief mich auf den biſchöflichen Stuhl von Paris. Ich habe den Einfluß, den mir mein Titel und meine Stellung geben konnten, nur angewendet, um ſeine Anhänglichkeit an die ewigen Principien der Freiheit, der Gleichheit und der Moral, der nothwendigen Grundlage jeder wahrhaft republikaniſchen Verfaſſung, zu vermehren. Heute, wo der Wille des Volkes keinen öffentlichen und nationalen Cultus mehr geſtattet, als den der heiligen Gleichheit, verzichte ich, weil der Souverain es ſo will, auf die Ausübung meines Amtes als Diener des katholiſchen Cultus.“ Die Vicare Gobel's unterzeichneten dieſelbe Erklärung. Einſtimmiger Beifallsruf begrüßte dieſen Sieg. Mehrere geſchriebene oder mündliche Erklärungen folgten der des Klerus von Paris. Robert Lindet, Biſchof von Evreux, dankte in anderen Ausdrücken ab. „Die Moral, die ich gepredigt habe,“ ſagte er, „iſt die aller Zeiten. Die Sache Gottes darf keine Veranlaſſung des Streites unter den Menſchen ſein. Jeder Bürger muß ſich als den Prieſter ſeiner Familie betrachten. Die Aufhebung der öffentlichen Feſttage wird jedoch eine große Lücke in den Gewohnheiten euerer Bevölkerung entſtehen laſſen. Ermeßt dieſe Lücke und erſetzt dieſe Feſttage durch reine Nationalfeſte, die als Uebergang dienen von der Herrſchaft des Aberglaubens zu der der Vernunft.“

Die Biſchöfe Gay, Vernon und Lalande und mehrere Pfarrer gaben Erklärungen deſſelben Inhalts ab. Die Verſammlung rief ihnen Beifall zu, wie in der Nacht des 4. Auguſt, wo der Adel den Vorrechten ſeines Standes entſagte. Mitten in dieſem Beifallsſturme trat Grégoire, der conſtitutionelle Biſchof von Blois, in den Saal. Er erkundigte ſich nach der Urſache dieſes Beifallsrufes. Man drang in Grégoire, das Beiſpiel ſeiner Collegen nachzuahmen, und trug ihn auf die Rednerbühne. „Bürger,“ ſagte er, „ich komme ſoeben und habe nur ſehr unbeſtimmte Begriffe von dem, was in dieſem Augenblicke vorgeht. Man ſpricht mir von Opfern für das Vaterland? Ich bin ſie gewohnt. Von Anhänglichkeit an die Revolution? Ich habe Beweiſe dafür gegeben. Von dem mit dem Amte

Digitized by Google

eines Biſchofs verknüpften Einkommen? Ich gebe es ohne Beklagen auf. Handelt es ſich aber um die Religion? Dieſer Punkt liegt außer eurem Bereiche; ihr habt kein Recht ihn anzugreifen. Ich bin Katholik aus Ueberzeugung und Gefühl und obgleich ich Prieſter durch Wahl und zum Biſchof durch das Volk ernannt bin, ſo habe ich doch meine Sendung weder von ihm noch von euch. Man hat mich gedrängt, die Laſt des Biſchofamtes auf mich zu nehmen. Man drängt mich heute, um eine Abdankung von mir zu erlangen, die man mir nie entreißen wird. Nach den heiligen Grundſätzen handelnd, die mir theuer ſind und die ich Jeden herausfordere, mir zu entreißen, habe ich es zu meiner Aufgabe gemacht, Gutes in meinem Sprengel zu wirken. Ich bleibe Biſchof, um es ferner zu thun. Ich berufe mich auf die Freiheit der Kulten!" Man nahm dieſen muthigen Act des Gewiſſens mit Murren und mitleidigem Lächeln auf. Man warf Grégoire vor, die Freiheit chriſtianiſiren zu wollen. Das Hohngeſchrei der Galerien geleitete ihn zu ſeinem Platze. Indeſſen entſchädigte ihn die Achtung der Männer, die in ihrer Philoſophie auf Gott zurückgingen, für dieſe Zeichen der Verachtung. Robespierre und Danton gaben ihm Zeichen der Billigung. Sie waren innerlich entrüſtet über die Gewaltthätigkeiten der Partei Hébert's gegen die Gewiſſen. Aber der Strom war zu ſtark, um ihn in dieſem Augenblicke brechen zu können. Er riß alle Kulten mit in die Aechtung des Katholicismus hinein.

Sieyès brach ſein Schweigen, nicht um ſein Amt niederzulegen, das er nie ausgeübt hatte, ſondern um ſich ſeines Charakters als Prieſter zu entkleiden. Ihm, der zu allen Zeiten Philoſoph geweſen war, war es geſtattet, ſich zu ſeiner Philoſophie bei ihrem Triumphe zu bekennen, wie er ſich zu ihr bekannt hatte vor ihrem Siege über den Katholicismus. „Bürger," ſagte er, „meine Wünſche riefen ſchon längſt den Sieg der Vernunft über den Aberglauben und den Fanatismus herbei. Dieſer Tag iſt gekommen und ich freue mich ſeiner als der größten Wohlthat der Republik. Ich habe als Opfer des Aberglaubens gelebt, aber ich bin nie ſein Apoſtel oder ſein Werkzeug geweſen. Ich habe unter dem Irrthume Anderer gelitten, aber Niemand unter dem meinigen. Kein Menſch auf der Welt kann ſagen,

daß er durch mich getäuſcht worden ſei. Viele aber haben es mir zu danken, daß ihre Augen dem Lichte geöffnet worden ſind. Wenn ich in den Feſſeln des Prieſterthums gehalten worden bin, ſo geſchah es durch dieſelbe Gewalt, welche freie Seelen in die Feſſeln des Königthumes ſchlug. Der Tag der Revolution hat ſie alle fallen laſſen. Ich habe euch keine Prieſterbeſtallungen zu bieten; denn ich habe ſie ſchon lange zerriſſen. Aber ich gebe die Entſchädigung zurück, die mir zum Erſatz für die ehemaligen kirchlichen Dotationen, die ich beſaß, gewährt worden iſt."

Chaumette rief aus, daß der Tag, an dem die Vernunft ihre Herrſchaft wieder einnehme, eine beſondere Stelle in den Epochen der Revolution verdiene. Er verlangte, daß der Unterrichtsausſchuß in dem neuen Kalender dem Tage der Vernunft einen Platz einräume.

XXI.

„Bürger," ſagte der Präſident des Convents, „wir haben unter die natürlichen Menſchenrechte die Freiheit der Ausübung der Kulten geſetzt. Unter dieſer Garantie, welche wir euch ſchuldig waren, habt ihr euch nun bis zu der Höhe erhoben, wo die Philoſophie euch erwartete. Verhehlt es euch nicht, dieſe Prieſtergaukeleien beleidigten das höchſte Weſen; es will keinen Cultus, als den der Vernunft. Er wird von nun an die Nationalreligion ſein!"

Auf dieſe Worte umarmte der Präſident den Biſchof von Paris. Die Prieſter ſeines Gefolges verließen mit der rothen Mütze, dem Symbol der Befreiung, bedeckt, im Triumphe den Saal und zerſtreuten ſich unter dem lauten Zurufe der Menge in den Tuilerien. Dieſe Abdankung des äußern Katholicismus durch die Prieſter einer Nation, die ſo viele Jahrhunderte lang unter der Herrſchaft dieſes Cultus geſtanden hatte, iſt einer der charakteriſtiſchen Acte des Geiſtes der Revolution. Wenn der Atheismus nicht dieſe Beraubung der beſoldeten Prieſter hervorgerufen hätte, wenn der Schrecken nicht dem Geſetze Gewalt angethan hätte, wenn die Freiheit der Culten vom Präſidenten des Convents als eine Wahrheit in der Republik verkündet worden wäre, ſo würden die Religionen ſich der Hand des Staates ent-

wunden haben, um in das Gebiet des freien individuellen Gewiſſens zurückzukehren, ſo würde die religiöſe Ordnung der Zukunft begründet worden ſein. Aber wenn die Verfolgung die Freiheit proklamirt, wenn das Gewiſſen Angeſichts des Werkzeuges der Hinrichtung befragt wird, ſo iſt das Gewiſſen nicht mehr frei, ſo wird die Freiheit ſelbſt zur Tyrannei. Der Atheismus hatte dieſen Act befohlen, er bemächtigte ſich ſeiner. Er machte daraus einen ärgerlichen Triumph ſeiner ſelbſt, wenn es auch der Triumph der Vernunft und der Freiheit ſein ſollte.

Chaumette, Hébert und ihre Partei ſtachelten ſeit dieſem Tage mehr und mehr zu den Entweihungen und Verwüſtungen der Gotteshäuſer, zur Auseinandertreibung der Gläubigen, zur Einkerkerung und Hinrichtung der Prieſter an, die den Tod dem Abfalle vorzogen. Die Jünger der Gemeine wollten aus dem Herzen und aus dem Boden Frankreichs Alles ausrotten, was an die Religion oder den Cultus erinnerte. Die Glocken, dieſe volltönende Stimme der chriſtlichen Kirchen, wurden zu Münzen oder zu Kanonen umgegoſſen. Die Reliquienkäſtchen, dieſe Gegenſtände der Volksverehrung der Apoſtel und der Heiligen des Katholicismus, wurden ihrer koſtbaren Kleinodien beraubt und in den Straßenkehricht geworfen. Der Repräſentant Ruhl zerbrach auf dem öffentlichen Platze von Rheims das heilige Fläſchchen (sainte-ampoule), das nach einer alten Legende vom Himmel herabgebracht worden war, um die Könige mit heiligem Oele zu ſalben. Departementsdirectorien verboten den Lehrern den Namen Gottes bei dem Unterrichte zu nennen, den ſie den Kindern des Volkes ertheilten. André Dumont, der auf Sendung im Departement des Nordens war, ſchrieb dem Convente: „Ich verhafte die Prieſter, die ſich erlauben die Feſt- und Sonntage zu feiern. Ich laſſe die Kreuze und Crucifixe wegſchaffen. Ich bin wie trunken vor Freude. Ueberall ſchließt man die Kirchen, verbrennt die Beichtſtühle und die Heiligen und macht Geſchützpatronen aus den Büchern der heiligen Liturgie. Alle Bürger rufen: Keine Prieſter mehr! Gleichheit und Vernunft!“

In der Vendée erſtreckten die Repräſentanten Lequinio und Laignelot ihre Verfolgungen bis auf die Wachshändler, welche die Kerzen zu den Ceremonien des Cultus lieferten.

„Man ſagt ſich von der Taufe ſchaarenweiſe los,“ ſagten ſie, „die Prieſter verbrennen ihre Beſtallungen. Die Tafel der Menſchenrechte erſetzt auf den Altären die Tabernakel des lächerlichen Abendmahlmyſteriums.“ Zu Nantes wurden auf offnem Markte Scheiterhaufen errichtet und die Statuen, die Bilder und die heiligen Bücher verbrannt. Deputationen von Patrioten kamen in jeder Sitzung in den Convent, um den Raub aus den Kirchen als Tribut darzubringen. Die Städte und Dörfer in der Nähe von Paris kamen in Prozeſſionen herbei, um dem Convente ebenfalls auf Wagen die goldenen Reliquienkäſtchen, die Biſchofsmützen, die Kelche, die Hoſtiengefäße, die Opferſchalen und die Leuchter ihrer Kirchen zu bringen. In den Haufen dieſes bunt auf einander gehäuften Raubes ſtanden Fahnen, welche die Inſchrift trugen: Vertilgung des Fanatismus. Das Volk rächte ſich durch dieſe Beſchimpfungen an dem, was es ſo lange verehrt hatte. Es zog Gott ſelbſt in ſeinen Groll gegen ſeinen Cultus hinein.

Die Gemeine wollte die Ceremonien der Religion durch anderes Schaugepränge erſetzen. Das Volk ſtrömte hinzu, wie zu allem Neuen. Die Entweihung der heiligen Oerter, die Parodie der Myſterien der Religion, der heidniſche Glanz der Gebräuche lockten es zu dieſen Geprängen. Es glaubte nach ſo vielen Jahrhunderten das Dunkel aus dieſen Wölbungen zu verſcheuchen und das Licht, die Freiheit und die Vernunft einziehen zu laſſen. Aber dieſen Feſten fehlte alle innere Wahrheit, dieſen Handlungen alle Verehrung, dieſen Ceremonien alle Seele. Die Religionen entſtehen nicht auf dem Markte auf den Ruf der Geſetzgeber oder der Demagogen. Die Religion Chaumette's und der Gemeine war nur eine Volksoper, die von der Bühne an den Hochaltar verſetzt wurde.

Die Einführung dieſes Cultus fand am 9. November im Convente ſtatt. Chaumette trat in Begleitung der Mitglieder der Gemeine und einer unermeßlichen Volksmenge unter dem Schalle der Muſik und dem Geſange patriotiſcher Geſänge in den Saal. Er führte eine der ſchönſten öffentlichen Dirnen von Paris an der Hand. Ein langer blauer Schleier bedeckte halb das Idol. Eine Anzahl Dirnen, ihre Genoſſinnen, folgten ihr. Die Männer der Aufſtände gelei-

teten ſie. Dieſe ehrloſe Bande verbreitete ſich tumultuariſch im Saale und drang auf die Bänke der Deputirten. Lequinio präſidirte. Chaumette ſchritt auf ihn zu, hob den Schleier, der die Dirne bedeckte und ließ den Glanz ihrer Schönheit vor der Verſammlung ſtrahlen. „Sterbliche,“ rief er aus, „erkennet keine andere Gottheit mehr als die Vernunft, ich zeige euch hier ihr ſchönſtes und reinſtes Bild.“ Auf dieſe Worte beugte ſich Chaumette vor ihr und ſchien ſie anzubeten. Der Präſident, der Convent und das Volk gaben ſich den Schein, die Geberde dieſer Verehrung nachzuahmen. Ein Feſt zur Feier der Vernunft in der Kathedrale von Paris wurde decretirt. Geſänge und Tänze begrüßten dieſes Decret. Selbſt einige Mitglieder des Convents, Armonville, Drouet, Lecarpentier miſchten ſich in dieſe Reigen. Ein großer Theil der Verſammlung zeigte ſich kalt und voll Verachtung. Befriedigt damit, dieſe Saturnalien votirt zu haben, überließ er ſie dem Volke und ſchämte ſich, daran Theil zu nehmen. Robespierre, der neben Saint-Juſt ſaß, nahm die Miene der Zerſtreuung und der Gleichgültigkeit an. Sein ſtrenges Geſicht entrunzelte ſich nicht. Er warf einen Blick über die Verwirrung im Saale, notirte ſich Bemerkungen und unterhielt ſich mit ſeinem Nachbar. Die Erniedrigung der Revolution erſchien ihm als das größte Verbrechen. Er dachte ſchon darauf, ihm zu ſteuern. In dem Augenblicke, wo der Volksorgie der meiſte Beifall zugejauchzt wurde, erhob er ſich mit ſchlecht verhehlter Entrüſtung und entfernte ſich mit Saint-Juſt. Er wollte nicht durch ſeine Gegenwart dieſe Entweihungen ſanctioniren. Der Weggang Robespierre's ſetzte Chaumette außer Faſſung. Der Präſident hob die Sitzung auf und übergab wieder den Tempel der Geſetze der Wohlanſtändigkeit.

XXII.

Am 20. December, dem Tage, der für die Einführung des neuen Cultus feſtgeſetzt war, begaben ſich die Gemeine, der Convent und die Behörden Corporationsweiſe in die Kathedrale. Chaumette hatte mit Hülfe Laïs', eines Mitgliedes der Oper, den Feſtplan entworfen. Mademoiſelle

Maillard, eine Schauſpielerin in allem Glanze der Jugend und des Talentes, ehemals der Liebling der Königin, ſtets der Abgott des Publikums, war durch die Drohungen Chaumette's gezwungen worden, die Rolle der Gottheit des Volkes zu ſpielen. Sie wurde auf einem Tragſeſſel hereingetragen, deſſen Himmeldecke Eichenzweige bildeten. Weißgekleidete und mit dreifarbigen Schärpen geſchmückte Frauen gingen vor ihr her. Die Volksgeſellſchaften, die Schweſtergeſellſchaften der Frauen, die Revolutionsausſchüſſe, die Sektionen, Choriſten, Sänger und Tänzer der Oper umgaben den Thronhimmel. Die Prieſterin, die mit dem theatraliſchen Kothurn angethan, mit der phrygiſchen Mütze geſchmückt war, und deren Formen von einer weißen Tunika, über der eine himmelblaue Chlamys flatterte, nur leicht verhüllt waren, wurde unter dem Klange der Muſik an den Fuß des Altars getragen. Sie ſetzte ſich an die Stelle, an der einſt die Gläubigen in frommer Verehrung das geheimnißvolle, in Gott verwandelte Brod empfingen. Hinter ihr ſtellte eine ungeheure Fackel das Licht der Philoſophie dar, das beſtimmt war von nun an allein den Raum der Tempel zu erhellen. Die Schauſpielerin zündete dieſe Fackel an. Chaumette empfing das Rauchfaß, in welchem Weihrauch braunte, aus den Händen zweier Sacriſtane, kniete nieder und ſchwang es. Eine verſtümmelte Bildſäule der heiligen Jungfrau lag zu ſeinen Füßen. Chaumette redete dieſen Marmor an und forderte ihn heraus, ſeinen Platz in der Achtung des Volkes wieder einzunehmen. Tänze und Geſänge beſchäftigten die Augen und die Sinne der Zuſchauer. Keiner Art der Entweihung entging dieſer altehrwürdige Tempel, deſſen Grundmauern zugleich mit denen der Religion und der Monarchie gelegt worden waren. Der Biſchof Gobel, der durch den Schrecken gezwungen worden war, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, wohnte dieſer Parodie der heiligen Myſterien bei, die er ſelbſt drei Tage vorher an dem nämlichen Altare celebrirt hatte. Obgleich er durch die Furcht gefeſſelt war, rollten doch Thränen über die Schmach aus den Augen des Biſchofs. Der nämliche Cultus verbreitete ſich durch die Nachahmung in alle Kirchen der Departements. Die leichtbewegliche Oberfläche von Frankreich richtet ſich nach jedem Windhauche von Paris. Nur zwangen die Repräſentanten

Digitized by Google

auf Sendung ſtatt der von den Theatern entlehnten Gottheiten keuſche Frauen und unſchuldige junge Mädchen, ſich für die Verehrung des Volkes zur Schau auszuſtellen. Mehrere erkauften um dieſen Preis das Leben eines Gatten oder Vaters. Die Liebe entſühnte in ihren Augen die Gotteslâſterung. Patriotiſche Männer gaben ihre Frauen den Blicken der Menge preis. Momoro, Mitglied der Gemeine und der Genoſſe Hébert's, führte ſelbſt den Zug ſeiner jungen und ſchönen Frau nach St.-Sulpice. Dieſe Frau, deren Schamhaftigkeit und Frömmigkeit ihrer hinreißenden Schönheit gleich kam, weinte und fiel vor Scham am Altare in Ohnmacht. Ein junges Mädchen von ſechzehn Jahren, die Tochter eines Buchbinders, Namens Loiſelet, das durch ihren Vater der Bewunderung der Menge preisgegeben wurde, ſtarb vor Verzweiflung, indem ſie den Putz und die Blumen, mit denen ſie zu ihrer Rolle geſchmückt war, herabriß. Die Familien verbargen die Schönheit ihrer Töchter oder Frauen, um ſie der Schande dieſer Anbetungen des Volkes zu entziehen.

XXIII.

Die Verwüſtung der Heiligthümer und die Verſtreuung der Reliquien folgten der Einführung dieſes allegoriſchen Cultus Chaumette's. Man verbrannte auf dem Grèveplatze, dem Orte der Hinrichtungen, die Reſte der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen von Paris. Die Aſche warf man in die Winde. Man verfolgte die Traditionen der Religion bis in die Gräber. Man hatte bis dahin ſchon alle Erinnerungen, alle Achtung nnd alle abergläubiſche Verehrung des Vaterlandes verfolgt. Selbſt das Grab war kein unverletzliches Aſyl für die Reſte der Könige geweſen. Ein Decret des Convents hatte aus Haß gegen das Königthum die Zerſtörung des Königsgräber zu St.-Denis angeordnet. Die Gemeine, die dieſe politiſche Maßregel übertrieb, hatte dieſes Decret in ein Attentat gegen das Grab, gegen die Geſchichte und gegen die Menſchenwürde verwandelt. Sie hatte die Ausgrabung der Gebeine, den Raub der Leichentücher, und die Wegſchaffung und Einſchmelzung der bleiernen Särge, um Kugeln daraus zu gießen, angeordnet.

Digitized by Google

Dieſer frevelhafte Befehl wurde von den Commiſſären der Gemeine in einer Weiſe und mit einem Hohne ausgeführt, die noch mehr geeignet waren den Abſcheu über eine ſolche That zu vermehren. Dieſes Volk, das ſich wüthend auf dieſe Gräber ſtürzte, ſchien ſeine eigne Geſchichte auszugraben und in die Winde zu ſtreuen. Die Axt zerſchlug die ehernen Thüren, die Karl der Große der Baſilika von St.-Denis geſchenkt hatte. Gitter, Dachwerk, Statuen — Alles ſtürzte unter dem Schlage des Hammers in Trümmer. Man hob die Grabſteine auf, erbrach die Grüfte und grub die Särge aus. Eine ſpöttiſche Neugierde unterſuchte ſorgfältig die Binden und Lailache, die einbalſamirten Leichname, die Todtenaſche, die verkalkten Knochen und die Schädel der Könige, der Königinnen, der Prinzen, der Miniſter und der Biſchöfe, deren Namen einen lauten Klang in der Vergangenheit Frankreichs gehabt hatten. Pipin, der Begründer der karolingiſchen Dynaſtie, war nur noch ein kleines Aſchenhäufchen, das der Wind verwehte. Die vom Körper getrennten Köpfe Turenne's, Duguesclin's, Ludwigs XII., Franz' I. rollten auf den Vorhof. Man trat auf Bruchſtücken von Sceptern, Kronen, Krummſtäben, hiſtoriſchen und religiöſen Inſignien umher. Eine ungeheure Grube, in die man ungelöſchten Kalk geſchüttet hatte, damit er die Leichname verzehre, war auf einem der äußeren Kirchhöfe, der Kirchhof der Valois genannt, gegraben worden. Räucherwerk brannte in den unterirdiſchen Gewölben, um die Luft zu reinigen. Man hörte bei jedem Beilſchlage den Jubelruf der Grabſchänder, die die Reſte eines Königs entdeckt hatten und ihr Spiel mit ſeinen Gebeinen trieben.

Unter dem Chore waren die Fürſten und Fürſtinnen der erſten Dynaſtie und einige der dritten begraben, Hugo Kapet, Philipp der Kühne und Philipp der Schöne. Man entkleidete ſie ihrer ſeidenen Fetzen und warf ſie in den Kalk.

Heinrich IV., der mit italieniſcher Kunſt einbalſamirt war, hatte noch ſeine hiſtoriſche Phyſiognomie. Seine offne Bruſt zeigte noch die beiden Wunden, aus denen ſein Leben entwichen war. Sein Bart, der parfümirt und fächerartig ausgebreitet war, wie auf ſeinen Bildniſſen, bezeugte die Sorgfalt, die der wollüſtige König auf ſein Geſicht verwendet hatte. Sein Andenken, das dem Volke theuer war,

bewahrte ihn einen Augenblick vor der Entweihung. Die Menge zog ſchweigend zwei Tage lang an dieſem noch populären Leichname vorbei. Im Chore am Fuße des Altars ausgeſtellt, empfing er noch im Tode die ehrfurchtsvollen Huldigungen der Verſtümmler des Königthums. Javogues, der Volksrepräſentant, gerieth in Entrüſtung über dieſe abergläubiſche Verehrung des Todten. Er bemühte ſich in einigen Worten dem Volke darzuthun, daß dieſer tapfere und verliebte König, vielmehr der Verführer als der Diener ſeines Volkes geweſen ſei. „Er hat," ſagte Javogues, „Gott, ſeine Maitreſſen und ſein Volk betrogen; betrüge er nicht auch die Nachwelt und eure Gerechtigkeit." Man warf den Leichnam Heinrich IV. in die allgemeine Grube.

Seine Söhne und Enkel, Ludwig XIII. und Ludwig XIV. folgten ihm. Ludwig XIII. war nur noch eine Mumie, Ludwig XIV. eine ſchwarze und unförmliche Maſſe von Specereien. Er verſchwand als Menſch nach ſeinem Tode in ſeinen Parfüms, wie während ſeines Lebens in ſeinem Stolze. Die Gruft der Bourbonen öffnete ihre Gräber: die Königin, die Dauphins, die Prinzeſſinnen wurden von Arbeitern armvollweiſe weggetragen und in die Grube geworfen. Ludwig XV. verließ zuletzt ſein Grab. Die Verpeſtung ſeiner Herrſchaft ſchien aus ſeiner Gruft zu dringen. Man war genöthigt eine Menge Pulver abzubrennen, um den mephitiſchen Geruch des Leichnams dieſes Fürſten zu vertreiben, deſſen Skandale das Königthum herabgewürdigt hatten.

In der Gruft der Karle fand man neben Karl V. eine Hand der Gerechtigkeit und eine Krone von Gold. In dem Sarge ſeiner Gemahlin, der Johanna von Bourbon Spinnrocken und Trauringe.

Die Gruft der Valois war leer. Der gerechte Haß des Volkes ſuchte darin vergebens Ludwig XI. Dieſer hatte ſich in eins der Heiligthümer der heiligen Jungfrau begraben laſſen, die er ſo oft angerufen hatte, ſelbſt um ihren Beiſtand zu ſeinen Verbrechen zu erflehen.

Der durch eine Kanonenkugel verſtümmelte Leichnam Turenne's wurde von dem Volke verehrt. Man entzog ihn der Einſcharrung. Man bewahrte ihn neun Jahre lang auf dem Boden des naturhiſtoriſchen Cabinets, im Jardin des Plantes unter den ausgeſtopften Thieren auf. Die Soldatengruft der

Digitized by Google

Invaliden wurde dieſem Helden geöffnet durch die Hand eines Soldaten, wie er. Duguesclin, Suger, Vendôme, Helden, Abbés, Miniſter der Monarchie wurden bunt durch einander in die Grube geſtürzt, die alle dieſe Erinnerungen des Ruhms und der Knechtſchaft zugleich bedeckte.

Dagobert I. und ſeine Gemahlin Nantilde ruhten ſeit zwölf Jahrhunderten in demſelben Grabe. Dem Skelet Nantildens fehlte der Kopf wie mehreren Königinnen. Der König Johann ſchloß dieſe traurige Reihe der Todten. Die Gräber waren geleert. Da bemerkte man, daß eine Leiche fehle. Es war dies die einer jungen Prinzeſſin, einer Tochter Ludwigs XV., die ſich vor den Skandalen des Throns in ein Kloſter geflüchtet hatte und in dem Kleide der Karmeliterin geſtorben war. Die Rache der Revolution ſuchte ſogar dieſen jungfräulichen Körper in dem Grabe des Kloſters auf, in das ſie der Größe entflohen war. Man brachte den Sarg nach St.-Denis, um ihn der Strafe der Ausgrabung und der Beſchimpfung zu unterwerfen. Keine Leiche wurde verſchont. Nichts was königlich geweſen war, wurde für unſchuldig erachtet. Dieſer rohe Trieb verrieth in der Revolution den Wunſch, die ganze Vergangenheit Frankreichs mit Verachtung von ſich zu ſtoßen. Sie hätte am liebſten alle Blätter ſeiner Geſchichte zerreißen mögen, um Alles von der Republik an zu datiren.

Digitized by Google

Dreiundfunfzigstes Buch.

I.

Paris war nicht allein die Beute dieſer Verwüſtungen und dieſer Raſerei. Die Repräſentanten des Convents und die Agenten der Gemeine verbreiteten ſie über ganz Frankreich. Carrier bemühte ſich zu Nantes die Hinrichtungen Collot-d'Herbois' zu Lyon an Zahl und an Grauſamkeit zu übertreffen. Carrier ſuchte in der Märtyrergeſchichte der erſten Chriſten und in den verderbteſten Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs nach den raffinirteſten Hinrichtungs- und Todesarten, um ſie zu erneuern und zu überbieten. Er erfand Martern und Obſcönitäten, um für ſeine Einbildungskraft das Blut zu würzen, mit dem ſie überſättigt war. Der Convent wendete die Augen weg. Nantes war ein Schlachtfeld, wo in der Wuth des Kampfes Alles geſtattet war. Der Uebergang der Vendéer über die Loire, der Aufſtand der Adligen, der Prieſter und der Bauern und das angebliche Einverſtändniß der Bewohner von Nantes mit ihnen hatten Carrier ein ganzes Volk hinzurichten gegeben.

Dieſer Menſch vertrat keine Meinung, ſondern einen verderbten Inſtinct. Er hatte keine Idee, aber Muth. Der Mord war ſeine ganze Philoſophie, der Blutdurſt ſeine ganze Sinnlichkeit. In allen Epochen der Geſchichte gibt es ſolche Menſchen des Mordes, bald auf dem Throne, bald im

Volke, bisweilen ſelbſt unter den Dienern der Religion. Es kommt ihnen wenig auf die Sache an, für die ſie tödten, wenn ſie nur tödten. Das Verbrechen hat ſeinen Theil bei allen großen Bewegungen der Menſchheit. Solche Menſchen ſind die Repräſentanten des Verbrechens aller Parteien. Carrier war in jenen Gebirgen der Auvergne geboren, deren Männer ſtark, hart und rauh wie ihr Klima ſind. Es iſt dies eine durch ihre Abſtammung und durch ihre Sitten in der Mitte Frankreichs ſcharf abgeſchloſſene Bevölkerung, die in ihren Fibern etwas von dem Feuer und dem Eiſen ihrer Minen und ihrer Vulkane zu haben ſcheint. Carrier, der in einem Dorfe geboren, nach Aurillac zu einem Rechtsgelehrten in die Lehre gebracht und durch die Uebung dieſer untergeordneten Chikane, die die Herzen ausdörrt und die Rede dieſer Männer des Streites ſchneidend macht, verhärtet worden war, war der Declamator und Agitator ſeiner Heimat geworden. Man wählte ihn der Energie ſeiner Reden und der Wildheit ſeiner Seele wegen, um ihn in den Convent zu ſchicken. Man glaubte in ihm einen unbeſiegbaren Streiter der Revolution zu ſehen, aber er war blos ein Henker. Er war damals über vierzig Jahr alt. Ohne Talent im Convente, hatte er nicht geſprochen, wohl aber geſchrieen. Die extremſten Maßregeln und unter andern die Errichtung des Revolutionstribunals hatten ihn zu einigen Worte hingeriſſen, die mit Beifall aufgenommen worden waren. Der Berg hatte ihn für geeignet gehalten, den Schrecken in die empörten Provinzen zu tragen. Man hatte ihn nach Nantes geſandt, um die republikaniſche Armee mit ſeinem Patriotismus zu beſeelen. Er war feig im Gefechte und ſchrecklich in der Rache. Nach der ungeordneten Flucht der royaliſtiſchen Armee hatte er zu Nantes nicht ſein Tribunal, ſondern ſeine Schlachtbank aufgeſchlagen. Mehr als achttauſend Opfer waren ſchon in den Depôts der Gefangenen, der Kranken, der Frauen und Kinder, welche die fliehende Armee auf ihrem Wege zurückließ, fuſilirt worden. Das genügte aber Carrier nicht. Er erſchien, den bloßen Säbel in der Hand, vor der Volksgeſellſchaft von Nantes, hielt eine Anrede an den Club, ſchalt ihn wegen ſeiner Lauheit, bezeichnete ihm die Kaufleute und die Reichen als die ſchlimmſte Gattung aller Ariſtokraten und verlangte die

Köpfe von fünfhundert Bürgern. Er ſchrieb dem General Haxo, daß es die Abſicht des Convents ſei, das flache Land zu entvölkern und niederzubrennen. Unter dem Namen der Compagnie Marat's bildete er eine mit zehn Francs den Tag beſoldete Bande um ſeine perſönliche Leibwache und die Vollſtrecker ſeiner Befehle zu ſein. Er ſchloß ſich wie Tiberius zu Capreä in ein Landhaus einer Vorſtadt von Nantes ein und ließ Niemanden vor ſich, um den Schrecken durch geheimnißvolles Weſen zu ſteigern. Nur durch Vermittlung jener Mörder konnte man Zutritt zu ihm erlangen. Er wählte aus den verworfenſten und heruntergekommenſten Menſchen der Hefe von Nantes die Mitglieder der Revolutionsausſchüſſe und der Militaircommiſſion, die damit betraut waren, ſeinen Schandthaten ein geſetzliches Anſehen zu geben durch ein ſcheinbares Zugerichtſitzen. Ungeduldig über ihre Skrupel ſchalt er dieſe Männer, bedrohte ſie mit ſeinem Säbel, ſchlug ſie, ſetzte ſie ab, ſetzte ſie wieder ein, ſetzte ſie aufs neue ab und kam endlich dahin gar keine Formalität mehr zu brauchen, als ſein Wort und ſeine Geberde. Ein gewiſſer Lambertye, den er zum Generaladjutanten ernannt hatte, war ſein Werkzeug. Lambertye überbrachte ſeine Befehle der Militaircommiſſion, befehligte die Truppen, warb die Henker an, führte die Ermordungen in Maſſe aus und erhielt ſeinen Antheil an der Beute. Carrier, der nicht zufrieden damit war, gegen achtzig Opfer auf einmal haben füſiliren zu laſſen, gab dem Präſidenten der Militaircommiſſion den Befehl, die Gefängniſſe und Depôts Lambertye zu übergeben, um dort ohne Controle ſeine nächtlichen Executionen auszuführen. Die Compagnie Marat's und die Truppenabtheilungen, die zu Nantes in Garniſon lagen, leerten auf dieſe Weiſe unter der Leitung Lambertye's die Gefängniſſe, während die Civilagenten des Prokonſuls ſie durch ihre Anzeigen wieder füllten.

II.

Die Stadt und das Departement theilte ſich in ihrer Bevölkerung nur noch in Mörder und Opfer. Der Raub diente als Reizmittel zum Morde, der Mord entſchuldigte den Raub. Jede Regung des Lebens hatte aufgehört. Der

Handel war unterdrückt, die Kaufleute eingekerkert, das Eigenthum eingezogen. Das Bleiben war Gefahr, die Flucht ein Verbrechen, der Reichthum eine Anklage. Alle angeſehenen Bürger, Republikaner oder Royaliſten, füllten die Kerker. Die Spürhunde Carrier's und die Satelliten Lambertye's führten die Verdächtigen der benachbarten Städte und Dörfer ſcharenweiſe in die Entrepôts von Nantes. Ein einziges dieſer Entrepôts enthielt funfzehnhundert Frauen und Kinder ohne Betten, ohne Stroh, ohne Feuer, ohne Bedeckungen, der Anſteckung preisgegeben und bisweilen zwei Tage lang ohne Nahrung. Man leerte dieſe Menſchenkloaken nur durch Füſiladen. Die Bürger kauften ihr Leben nur mit ihrem Vermögen, die Frauen mit ihrer Proſtitution los. Diejenigen Frauen, welche ſich ſchimpflicher Willfährigkeit weigerten, wurden zum Tode geſchickt, ſelbſt wenn ſie ſchwanger waren. Eine groſe Anzahl Vendéerinnen, die ihren Männern über die Loire gefolgt waren und die man auf dem Lande einfing, wurden fuſilirt mit dem Kinde, das ſie in die Welt ſetzen ſollten. Die Henker nannten dies den Royalismus in ſeinem Keime ausrotten.

Siebenhundert Prieſter erlitten den Märtyrertod, die einen wegen ihres Glaubens, die andern wegen ihrer Ueberzeugung, alle wegen ihres Kleides. Die Scheinprozeduren hatten in den Augen Carrier's noch einen zu langſamen und weitläufigen Gang. Es war die Gefahr dabei, die Willfährigkeit der Militaircommiſſion abzunutzen und ſelbſt ihr Mitleiden aufkommen zu laſſen. Dieſes Tribunal begann über ſeine eigne Servilität zu murren. Carrier ließ die verdächtigen Mitglieder vor ſich kommen, überſchüttete ſie mit Schimpfreden und Schlägen, ſchwang ſeinen bloſen Säbel vor ihren Augen und verlangte von ihnen die bezeichneten Köpfe oder ihren eignen Kopf. Seine Henker zitterten oder waren im Geheimen entrüſtet über ihn. Er fühlte, daß ſein Mordwerkzeug ſich abnutzte und erfand ein neues.

Der Muttermörder Nero, der Agrippina in einer angebohrten Galeere ertränkte, um ſein Verbrechen dem Meere Schuld zu geben, brachte einen der Helfershelfer Carrier's auf einen Gedanken, den er annahm wie eine Eingebung des Genius des Verbrechens. Der Tod durch Eiſen und

Feuer machte Lärm, vergoß Blut und hinterließ Leichname, die man begraben mußte und zählen konnte. Die ſchweigenden Wogen der Loire würden ſtumm ſein und nicht zählen. Das Meer würde allein die Zahl der Opfer kennen. Carrier ließ Seeleute kommen, die eben ſo mitleidlos waren, als er ſelbſt. Er befahl ihnen, ohne ein großes Geheimniß daraus zu machen, eine beſtimmte Anzahl bedeckter Kähne unten mit Klappen zu verſehen, ſodaß man ſie beim Ueberſetzen über den Fluß, welches er unter dem Vorwande der Verſetzung der Gefangenen aus einem Entrepôt in das andere anordnen würde, mit ihrer lebendigen Ladung nach Belieben unter Waſſer ſetzen könne. Einer dieſer Seeleute verlangte von ihm einen ſchriftlichen Befehl. „Bin ich nicht Repräſentant?“ erwiderte ihm Carrier. „Mußt Du nicht Vertrauen zu mir haben wegen der Arbeiten, die ich Dir befehle? Wozu ein ſo großes Geheimniß daraus machen,“ fügte er hinzu; „es müſſen dieſe funfzig Prieſter ins Waſſer geworfen werden, wenn Du in der Mitte des Stromes biſt.“

III.

Die Befehle wurden anfangs im Geheimen und unter dem Anſcheine von Schiffsunfällen ausgeführt. Aber bald wurden dieſe Schiffshinrichtungen, deren Zeugniß die Loire bis zu ihrer Mündung trug, ein Schauſpiel für Carrier und ſeine Liebediener. Es kaufte ein prächtiges Schiff, mit dem er Lambertye, ſeinem Genoſſen, ein Geſchenk machte, unter dem Vorwande, daß er die Ufer des Fluſſes überwachen ſolle. Dieſes Schiff, das mit der üppigſten Pracht meublirt und mit allen zu Gelagen erforderlichen Weinen und Speiſen verſehen war, wurde der gewöhnliche Schauplatz dieſer Executionen. Carrier ſchiffte ſich ſelbſt bisweilen mit ſeinen Henkern und mit Courtiſanen ein, um Spazierfahrten auf dem Waſſer zu machen. Während er ſich auf dem Verdecke den Freuden des Weins und der Liebe hingab, ſahen die Opfer, die im untern Raume des Schiffes lagen, auf ein gegebenes Zeichen die Klappen ſich öffnen und die Wogen der Loire ſie begraben. Ein erſticktes Stöhnen verkündigte den Paſſagieren, daß Hunderte von Leben unter

ihren Füßen ausgehaucht wurden. Sie ſetzten ihre Orgie auf dieſem ſchwimmenden Grabe fort.

Bisweilen verſchafften ſich Carrier, Lambertye und ihre Genoſſen die grauſame Wolluſt des Schauſpiels des Todeskampfes. Sie ließen das Verdeck Paare von Opfern verſchiedenen Geſchlechts beſteigen. Nachdem man ſie ihrer Kleider gänzlich beraubt, band man ſie Geſicht gegen Geſicht an einander zuſammen, einen Prieſter mit einer Nonne, einen jungen Mann mit einem jungen Mädchen. Dann hing man ſie ſo nackt und in enger Umarmung an einem Stricke, der unter ihren Achſeln wegging, an den Flaſchenzug des Schiffes. Man ergötzte ſich unter entſetzlichen Spottreden an dieſem Zerrbilde der Ehe im Tode und ſtürzte ſie endlich in den Fluß. Dieſes Kanibalenſpiel nannte man republikaniſche Hochzeiten.

Die Noyaden von Nantes dauerten mehrere Monate. Ganze Dörfer gingen unter in Maſſe unter in Militairexecutionen, deren Urheber und Vollſtrecker ſelbſt die Metzeleien folgendermaßen erzählen: „Wir haben die Freiwilligen geſehen, wie ſie in Uebereinſtimmung mit den Befehlen ihres Chefs die Kinder ſich von Hand zu Hand zuwarfen, ſie von Bajonnet zu Bajonnet fliegen ließen, die Häuſer in Brand ſteckten, den ſchwangern Frauen den Leib aufſchlitzten und die Kinder von vierzehn Jahren lebendig verbrannten.“ Dieſe Würgereien genügten Carrier noch nicht. Der Wahnſinn verwirrte ſeine Vernunft, ſeine Geberden; aber ſelbſt ſein Wahnſinn war noch blutgierig. Die Bewohner von Nantes, die Zeugen und Opfer dieſer Wuth, wagten, da ſie den Convent ſtumm ſahen, nicht den Wahnwitz der Handlungen anzuklagen, den die Satelliten dieſes Proconſuls Patriotismus nannten. Das leiſeſte Murren galt als Verbrechen. Carrier, der erfahren hatte, daß geheime Anklagen an den Wohlfahrtsausſchuß abgegangen waren, ließ zweihundert der angeſehenſten Kaufleute von Nantes verhaften, warf ſie in die Kerker und ließ ſie alsdann zwei und zwei aneinandergefeſſelt nach Paris ſchleppen. Ein junger Commiſſär des Ausſchuſſes für den öffentlichen Unterricht, der Sohn eines Repräſentanten, Namens Junon, wurde von Robespierre nach Nantes geſchickt, um ein Auge auf die Verbrechen Carrier's zu haben. Er unterrichtete Robespierre von den

Ausſchweifungen, durch die Carrier den Schrecken ſelbſt entehrte. Carrier wurde zurückberufen. Aber der Berg wagte es weder ihn zu verleugnen, noch ihn zu brandmarken. Dieſe Strafloſigkeit Carrier's gehört zu den gerechteſten Vorwürfen, die man Robespierre gemacht hat. Die Menſchheit wegen ſolcher Attentate nicht rächen, hieß eingeſtehen, daß man zu ſchwach ſei, ſie zu beſtrafen, oder Aechter genug, um ſie hinzunehmen.

IV.

Joſeph Lebon decimirte zu Arras und zu Cambray die Departements des Nordens und des Pas de Calais. Dieſer Mann war ein Beiſpiel des Schwindels, der ſchwache Köpfe bei den großen Gährungen der Meinungen ergreift. Die Zeiten haben ihre Verbrechen wie die Menſchen. Das Blut iſt anſteckend wie die Luft. Das Fieber der Revolutionen hat ſeine Delirien. Lebon erfuhr und zeigte alle dieſe Anwandlungen während des kurzen Verlaufs eines Lebens von dreißig Jahren. In einer ruhigen Zeit hätte er den Ruf eines braven Mannes hinterlaſſen; in unheilvollen Tagen hinterließ er den Namen eines mitleidloſen Aechters.

Zu Arras, der Vaterſtadt Robespierre's, geboren, war Lebon in den Orden des Oratoriums, eine Pflanzſchule von Leuten, die ſich dem öffentlichen Lehrfache widmeten, eingetreten. Der Regel dieſes Ordens überdrüßig, war Lebon beim Beginne der Revolution Pfarrer von Vernois bei Beaune. Seine geregelte Frömmigkeit, ſeine Sittenreinheit, ſeine allem menſchlichen Elende offene Seele machten zu dieſer Zeit Lebon zum Muſterbilde eines Prieſters. Die philanthropiſchen Lehren der Revolution verſchmolzen ſich in ſeiner Seele mit dem Geiſte der Freiheit, der Gleichheit und der chriſtlichen Liebe. Er glaubte, daß das Jahrhundert die Fackel der politiſchen Wahrheiten an der Fackel des göttlichen Glaubens entzünde. Er gab ſich mit leidenſchaftlichem Eifer und Hoffen dieſer Religion des Volkes hin, die der Religion Chriſti ſo ähnlich war. Sein Glaube ſelbſt ſtachelte ihn auf gegen ſeinen Glauben. Er trennte ſich von Rom, um ſich mit der conſtitutionellen Kirche zu vereinigen. Als die Philoſophie dieſe ſchismatiſche Kirche verwarf, verwarf

auch Lebon ſie ſeinerſeits. Er verheirathete ſich. Er kehrte in ſeine Heimat zurück. Die Bürgſchaften, die er der Revolution gegeben hatte, erhoben ihn zu den öffentlichen Aemtern. Der Einfluß Robespierre's und Saint-Juſt's zu Arras brachte ihn in den Convent. Der Wohlfahrtsausſchuß glaubte keinem ſicherern Manne die Aufgabe anvertrauen zu können, die contrerevolutionairen Verſchwörungen in dieſen den Grenzen nahe gelegenen, den Prieſtern blind ergebenen und durch die Verſchwörungen Dumouriez' bearbeiteten Departements zu überwachen und zu zerſtören. Lebon zeigte ſich anfangs nachſichtig, geduldig und gerecht. Er milderte das Gewicht ſeiner Hand, um die Feinde der Revolution und die Verdächtigen niederzuhalten, ohne ſie zu verletzen. Da er von den Jacobinern ſeiner Mäßigung wegen angeklagt wurde, ſo berief ihn der Wohlfahrtsausſchuß nach Paris, um ihm über ſeine Lauheit Vorwürfe zu machen.

Sei es nun, daß der Ton dieſer Vorwürfe die Seele Lebon's mit dem Schrecken erfüllte, den man ihm nach Arras zu tragen befohlen, ſei es, daß das Feuer der Bürgerwuth ihn ergriffen hatte, er kam als ein anderer Menſch in den Norden zurück. Die leeren Gefängniſſe füllten ſich auf ſein Geheiß. Er ernannte zu Richtern und zu Geſchworenen die wüthendſten Republikaner der Clubs. Er dictirte die Urtheile. Er führte die Guillotine von Stadt zu Stadt. Er ehrte den Henker wie den erſten Magiſtrat der Freiheit. Er ließ ihn öffentlich an ſeinem Tiſche eſſen, wie um den Tod wieder zu Ehren zu bringen. Edelleute, Prieſter, Verwandte von Emigrirten, Bürger, Bauern, Dienſtboten, Frauen, Greiſe, Kinder, die noch nicht das Alter für das Verbrechen hatten, Fremde, die die Geſetze des Landes nicht einmal leſen konnten, Alles warf er in den Verhaftungen zuſammen, die er ſeinen Mordgeſellen auftrug und deren Vollſtreckung er ſelbſt überwachte. Das Blut, vor dem er einen Abſcheu gehabt hatte, war in ſeinen Augen wie Waſſer geworden. Er wohnte von einem Balcon aus, der in gleicher Höhe mit der Guillotine war, den Hinrichtungen der Verurtheilten bei. Er zwang ſelbſt ſeine Frau, ihre Blicke an den Tod der Feinde des Volkes zu gewöhnen. Er ſchien ſeine frühere Menſchlichkeit wie eine

Digitized by Google

Schwäche zu bereuen. Das einzige Verbrechen war in ſeinen Augen die Nachſicht gegen die Contrerevolutionaire und beſonders gegen die Prieſter, die Genoſſen ſeines frühern Glaubens. Er hielt triumphirende Einzüge in die Städte, bei denen ihm die Guillotine voranging und Richter, Angeber und Henker folgten. Er inſultirte die Behörden und ſetzte ſie ab. Er erſetzte ſie durch Angeber. Er ließ über ſeine Thüre ſchreiben: „Wer hier eintritt, um die Freiheit der Gefangenen zu erbitten, wird nur wieder herauskommen, um an ihre Stelle zu treten.“ Er beraubte die Verdächtigen ihrer Güter, die verurtheilten Frauen ihres Schmucks; er confiscirte dieſe Hinrichtungslegate zum Beſten der Republik. Aus den Volksgeſellſchaften vertrieb er die Frauen, die ihre Schamhaftigkeit abhielt an den patriotiſchen Tänzen theilzunehmen, die bei Strafe der Einkerkerung anbefohlen waren. Er ließ ſie auf einem Gerüſte den Fragen und dem Hohngeſchrei der Menge ausſetzen. Er ließ ſo ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren, ſeine Muhme, an den Pranger ſtellen, weil ſie ſich geweigert hatte, in dieſen Bürgerreigen mitzutanzen. Er verhöhnte ſie mit eigner Stimme und drohte ihr, ſie ihre Weigerung im Kerker büßen zu laſſen. Er durchſuchte und ſchlug mit eigner Hand junge Mädchen und Frauen, die ariſtokratiſche Bücher laſen. Er ließ ganze Familien verurtheilen und guillotiniren und zwanzig Köpfe auf einmal fallen. Er verfolgte die Rache noch über die Hinrichtung hinaus.

Der Marquis von Vielfort, der aus ſeiner Wohnung geriſſen worden war, wo man einen Brief eines ſeiner emigrirten Neffen gefunden hatte, war ſchon auf dem Schaffot. Lebon empfing einen Brief des Wohlfahrtsausſchuſſes, der ihm einen Sieg der Truppen der Republik verkündigte. Er befahl dem Henker das Beil aufzuhalten. Er ſelbſt ſtieg auf den Balcon des Theaters, der in gleicher Höhe mit der Guillotine war. Er las dem Volke und dem Verurtheilten das Siegesbulletin vor, um zur Todespein des Greiſes auch noch die Pein hinzuzufügen, den Schmerz über die Siege der Republik mit ſich zu nehmen. Ein anderes Mal wiederholte er dieſe barbariſche Verlängerung der Marter bei zwei jungen Engländerinnen, die vor ſeinen Augen hingerichtet werden ſollten. Er hielt eine lange Rede an das Volk, las

die Depeſchen von der Armee vor und ſagte, ſich an die beiden Opfer wendend: „Ariſtokraten wie ihr, müſſen in ihren letzten Augenblicken noch den Sieg unſerer Armeen vernehmen.“ Eine der beiden Verurtheilten, Mrs. Plunket, wendete ſich mit Entrüſtung gegen Lebon: „Ungeheuer,“ ſagte ſie zu ihm, „Du glaubſt uns ſo den Tod bitterer zu machen. Du täuſcheſt Dich! Obgleich wir Frauen ſind, werden wir muthig ſterben; Du aber wirſt ſterben als ein Feigling!“

Lebon zitterte, in dieſer Weiſe noch nicht dem Willen des Convents genug zu thun. „Süße Gefühle der Freundſchaft!“ rief er aus, indem er vor ſich ſelbſt ſeine Grauſamkeiten zu entſchuldigen ſuchte, „köſtliches Gefühl der Natur! entzückendes Schauſpiel einer unter der zärtlichſten Liebe und der innigſten Vereinigung emporwachſenden Familie! Ich vertage euch bis zum Frieden. Die Pflicht, die verhaßte Pflicht, nichts als die unbeugſame Pflicht muß mir unabläſſig vorſchweben. O meine Frau! o meine Kinder! Ich bin verloren, ich weiß es wohl, wenn die Republik geſtürzt wird; und ſelbſt wenn ſie ſiegt, ſetze ich mich tauſendfachem Privathaſſe aus!“ In dieſer höchſten Bangigkeit ſchrieb er an den Wohlfahrtsausſchuß. Der Ausſchuß antwortete: „Setzen Sie Ihr revolutionaires Verfahren fort. Ihre Vollmachten ſind unbegrenzt. Ergreifen Sie mit Energie alle Maßregeln, welche die Wohlfahrt des Gemeinweſens erheiſcht. Jede Ertheilung von Amneſtie iſt ein Verbrechen. Die Verbrechen gegen eine Republik können nicht abgekauft werden, ſie werden unter dem Schwerte gebüßt. Schwingen Sie Fackel und Schwert über die Verräther. Bürger, College, gehen Sie immer auf dem Wege vorwärts, den ſie mit ſo viel Energie eingeſchlagen. Der Ausſchuß zollt Ihren Arbeiten Beifall.“

V.

Im Süden gab der Proconſul Maignet, wie Carrier in den Bergen der Auvergne geboren, dem blutdürſtigen Drängen der Mörder von Avignon nach. Er brannte auf Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes die kleine Stadt Bédouin, die als ein Herd des Royalismus bezeichnet worden war,

nieder, nachdem er die Einwohner daraus vertrieben. Er veranlaßte die Niederſetzung einer Volkscommiſſion zu Orange, um den Süden zu reinigen. Zehntauſend Opfer fielen weniger unter dem Beile der Republik, als unter der Rache ihrer perſönlichen Feinde. In dieſem Feuerklima ſind alle Ideen Leidenſchaften, alle Leidenſchaften Verbrechen. Maignet miſcht in einem Schreiben an Couthon häusliche Details und Familienbeziehungen mit den unheimlichen Schilderungen, die er ihm von ſeiner Sendung in das Departement von Vaucluſe macht. „Ich habe mehr als funfzehntauſend Bürger in den Gefängniſſen," ſchreibt er ihm. „Man würde ſie muſtern müſſen, um alle die herauszunehmen, welche mit ihren Köpfen ihre Verbrechen bezahlen müſſen; und da dieſe Auswahl nur durch ein richterliches Urtheil getroffen werden kann, ſo müßte man alle nach Paris ſchicken. Du ſiehſt die Gefahren, die Unkoſten, die Unmöglichkeit einer ſolchen Reiſe ein. Uebrigens muß man in Schrecken ſetzen und der Streich iſt nur dann wahrhaft erſchreckend, wenn er unter den Augen derer geführt wird, welche mit den Schuldigen gelebt haben . . . Dein Zucker, Dein Kaffee, Dein Oel," fügt er unmittelbar hinzu, „ſind unterwegs. Empfiehl mich Deiner lieben Frau und gib Deinem kleinen Hippolyt einen Kuß von mir."

VI.

Das Blut erſcheint noch röther neben dieſen empfindſamen Familienbeziehungen und dieſen häuslichen Details. Das Syſtem, dem dieſe Männer dienten, hatte ſie bis zur Gefühlloſigkeit entartet. Die Verbrechen riefen übrigens in dieſen Departements Gegenwirkungen hervor. Royaliſten, Gemäßigte, Patrioten, Alle bedienten ſich der nämlichen Waffen. Die Meinungen wurden für Alle zu perſönlichem Haſſe und zu Mord. Verlarvte Männer drangen des Nachts in das Landhaus eines der Hauptrepublikaner von Avignon, banden ſeine Dienerſchaft, ſeine Frau und ſeine Töchter, ſchleppten ihn in ſeinen Keller und ſchoſſen ihn vor den Augen ſeines Sohnes nieder, den ſie zwangen, die Lampe zu halten, um ihren Schüſſen zu leuchten. Maignet ergriff dieſe Gelegenheit, um alle Verwandte von Emigrirten und

alle Frauen, die einer Zuneigung zu Geächteten verdächtig waren, verhaften zu laſſen. Der Süden, der durch eine Pflanzſchule des Berges und durch die Revolutionscommiſſion von Orange niedergedrückt wurde, wagte nicht zu zucken unter der Hand des Convents.

Zu Bordeaux waren ſchon ſiebenhundertundfunfzig Köpfe von Föderaliſten unter dem Eiſen der Guillotine gefallen. Das Triumvirat von Yſabeau, Baudot und Tallien ſtellte die Ruhe in der Gironde her. Yſabeau, ehemaliger Oratoriſt wie Fouché, war ein Mann der Strenge, aber kein Blutmenſch. Baudot, Deputirter der Saône und Loire, trieb das republikaniſche Feuer bis zum Delirium, aber nicht bis zur Grauſamkeit. Tallien, jung, ſchön, berauſcht von ſeinem Anſehen, ſtolz auf die Freundſchaft Danton's, war bald furchtbar, bald nachſichtig und ließ die Einen auf Rache, die Andern auf Mitleiden hoffen. Tallien glaubte in ſich die Beſtimmung zu großen Geſchicken zu fühlen. Er beherrſchte Bordeaux mehr wie der ſouveraine Herr einer eroberten Provinz, als wie der Abgeſandte einer Demokratie. Er wollte Furcht und Verehrung zugleich einflößen. Der Sohn eines Vaters, der im Dienſtverhältniſſe zu einer erlauchten Familie aufgewachſen war, und ſelbſt durch die Gönnerſchaft dieſer Familie erzogen, trug Tallien in die Republik den Geſchmack, die Eleganz, den Stolz und auch die Sittenverderbniß der Ariſtokratie hinein.

VII.

Zu dem Zeitpunkte, als Tallien nach Bordeaux kam, ſah ſich eine junge Spanierin von einer blendenden Schönheit, einem gefühlvollen Herzen und einer leidenſchaftlichen Einbildungskraft, auf ihrer Reiſe nach Spanien durch die Verhaftung ihres Mannes aufgehalten. Sie nannte ſich damals Frau von Fontenay. Sie war die Tochter des Grafen von Cabarrus. Der Graf von Cabarrus, ein in Spanien angeſeſſener Franzoſe, war durch ſein Finanzgenie unter der Regierung Karls III. bis zu den höchſten Aemtern der Monarchie geſtiegen. Seine Tochter war kaum neunzehn Jahre alt. Sie war zu Madrid von einer Valencianerin, die Cabarrus entführt hatte, geboren. Das Feuer des

Südens, das Schmachtende des Nordens, die Anmuth Frankreichs, die ſich in ihrer Perſon vereinigten, machten ſie zum lebendigen Bildniſſe der Schönheit aller Himmelsſtriche. Sie war eine jener Frauen, deren Reize Mächte ſind und deren ſich die Natur bedient, wie Cleopatra's und Theodora's, um die zu knechten, die die Welt knechten, und um die Seele der Tyrannen zu tyranniſiren. Die Verfolgungen, welche ihr Vater zu Madrid zum Lohne für ſeine Dienſte erduldete, hatten von Kindheit an die junge Spanierin den Despotismus verabſcheuen und die Freiheit verehren gelehrt. Franzöſin ihrer Abſtammung nach, war ſie es auch dem Herzen nach durch den Patriotismus geworden. Die Republik erſchien ihr wie die Nemeſis der Könige, wie die Vorſehung der Völker, wie die Wiedereinſetzung der Natur und der Wahrheit. In den Theatern, bei den Revuen, in den Volksgeſellſchaften, bei den republikaniſchen Feſten und Ceremonien ſah ſie das Volk von Bordeaux ihren Enthuſiasmus durch ihre Anweſenheit, durch ihre Tracht und durch Beifallklatſchen an den Tag legen. Es glaubte in ihr den weiblichen Genius der Republik zu ſehen. Aber Frau von Fontenay hatte einen Abſcheu gegen das Blut. Sie konnte keiner Thräne widerſtehen. Sie glaubte, daß die Großmuth die Macht entſchuldige. Das Bedürfniß, eine größere Popularität zu erringen, um ſie zu Gunſten des Erbarmens zu benutzen, vermochte ſie bisweilen in den Clubs zu erſcheinen und das Wort zu ergreifen. Als Amazone gekleidet, die Haare mit einem Hute mit dreifarbigem Federbuſche bedeckt, hielt ſie in ihnen mehrere republikaniſche Reden. Die Trunkenheit des Volkes glich der Liebe.

Der Name Tallien's machte damals Bordeaux zittern. Man ſprach von dem Volksrepräſentanten als von einem unbeugſamen Mann. Sie fühlte ſich muthig genug, um ihm Trotz zu bieten, und verführeriſch genug, um ſein Herz zu rühren. Das Vorbild der Frauen des Alterthums, welche die Proſcriptoren unterjocht hatten, um ihnen Opfer zu entreißen, reizte ſie. Der Ehrgeiz, einen der Männer zu beherrſchen, die in dieſem Augenblicke die Republik beherrſchten, berauſchte ſie.

Sie machte die Eroberung des Repräſentanten auf den erſten Blick. Tallien, vor dem ſich Alles beugte, beugte

ſich zu ihren Füßen. Sie nahm in ſeinem Herzen die Stelle der Republik ein. Er wünſchte die Macht nur noch, um ſie mit ihr zu theilen, die Größe nur, um ſie zu erheben, den Ruhm nur, um ſie damit zu überſtrahlen. Wie alle Menſchen, bei denen die Leidenſchaft bis zum Wahnſinn geht, brüſtete er ſich mit ſeiner Schwäche. Er erfreute ſich an der Oeffentlichkeit ſeiner Liebe. Er trug ſie mit Stolz vor dem Volke, mit Uebermuth vor ſeinen Collegen zur Schau. Während die Gefängniſſe mit Gefangenen überfüllt waren, während die Emiſſäre des Repräſentanten auf dem Lande ein Treibjagen auf die Verdächtigen hielten und das Blut ſtromweiſe auf dem Schaffote floß, fuhr Tallien, trunken von Leidenſchaft für Donna Thereſa, ſie in ſeinen glänzenden Equipagen unter dem Beifallrufe von Bordeaux ſpazieren. Mit den leichten Ueberwürfen der griechiſchen Statuen bekleidet, die die Schönheit ihrer Formen durchſchimmern ließen, eine Pike in der einen Hand, die andere anmuthig auf die Schulter des Proconſuls geſtützt, gab ſich Donna Thereſa die Haltung der Göttin der Freiheit.

Aber ſie erfreute ſich mehr daran im Geheimen die Göttin der Gnade zu ſein. Dieſe Frau hatte das Herz deſſen in ihrer Hand, der Leben und Tod in der ſeinen hielt. Man flehte ſie an und verehrte ſie wie die Vorſehung der Verfolgten. Die Hinrichtungen trafen bald nur noch die Männer, welche durch den Wohlfahrtsausſchuß als gefährlich für die Republik bezeichnet wurden. Die Richter folgten dem Beiſpiele des Repräſentanten und wurden milder. Die Liebe einer Frau wandelte den Schrecken um; Bordeaux vergaß ſeine ſiebenhundert Opfer. Der enthuſiaſtiſche Geiſt der Bordeleſen war dieſem orientaliſchen Proconſulate Tallien's günſtig geſtimmt. Robespierre wurde mistrauiſch darüber, aber er drang nicht darauf, ihn nach Paris zurückzurufen. Er mochte ihn lieber als Satrapen in Bordeaux, wie als Verſchwörer im Convente. Er ſprach von Tallien mit Verachtung: „Dieſe Menſchen,“ ſagte er, „taugen zu nichts, als die Laſter wieder in Aufnahme zu bringen. Sie impfen dem Volke die ſchlechten Sitten der Ariſtokratie ein. Aber Geduld, wir werden das Volk von ſeinen Sittenverderbern befreien, wie wir es von ſeinen Tyrannen befreit haben.“

VIII.

Robespierre behielt dieſe Proconſuln immer im Auge. Bei der Rückkehr Fouché's von ſeiner Sendung in den Süden brach er in Vorwürfe aus gegen die Grauſamkeiten dieſes Conventsmitgliedes. „Glaubt er denn,“ ſagte er von Fouché, „daß das Schwert der Republik ein Scepter ſei, und daß es ſich nicht gegen die wendet, welche es führen?“ Fouché machte vergebliche Verſuche, ſich Robespierre zu nähern. Robespierre ſchickte ſeinen Bruder auf Sendung nach Veſoul und Beſançon. Dieſer junge Mann benutzte die Allmächtigkeit, die ihm ſein Name gab, nur, um ſeine Collegen zu mäßigen, den Hinrichtungen Einhalt zu thun und die Gefängniſſe zu öffnen. Nach einer Rede der Milde in der Volksgeſellſchaft von Veſoul gab er achthundert Gefangenen die Freiheit. Dieſe Nachſicht verfehlte nicht, den Unwillen ſeines Collegen Bernard von Saintes zu erregen. Der junge Repräſentant verfolgte ſeine Bahn der Milde. Als der Präſident des Clubs von Beſançon, ein Adliger von Geburt, ihm eines Tages in der Sitzung von dem Glanze ſeiner Familie geſprochen hatte, die zu hohen Geſchicken berufen ſei, antwortete Robespierre der Jüngere: „Die Dienſte, die mein Bruder der Revolution geleiſtet hat, ſind rein perſönliche. Die Liebe des Volkes iſt ihr Lohn geweſen. Ich ſelbſt habe daran gar keine Anſprüche. Du ſprichſt da,“ fügte er hinzu, „die Sprache der Ariſtokratie. Ihre Zeit iſt nicht mehr. Führſt Du nicht den Vorſitz in dieſer Geſellſchaft, Du, der Du aus ariſtokraſchem Blute entſproſſen biſt und einen Bruder unter den Verräthern des Vaterlandes zählſt? Wenn der Name meines Bruders mir hier ein Privilegium geben ſollte, ſo müßte Dir der Name des Deinigen den Tod bringen!“

Von den Verwandten der Gefangenen umlagert, die ihm die Ungerechtigkeiten und Tyranneien ſeiner Collegen vorſtellten, aber ohne Macht außerhalb der Grenzen der Haute-Saône, verſprach ihnen Robespierre der Jüngere ihre Beſchwerden vor den Convent zu bringen und ihnen Gerechtigkeit zu verſchaffen. „Ich werde mit dem Oelzweig hierher zurückkehren oder ich werde für euch ſterben,“ ſagte

er zu ihnen; „denn ich gehe, um zu gleicher Zeit meinen Kopf und den eurer Verwandten zu vertheidigen.“ Dieſer junge überſpannte Mann empfing mit der Verehrung eines Sohnes die Orakelſprüche und vertraulichen Eröffnungen ſeines Bruders. Ein Fanatiker für die Principien der Revolution, der aber über ihre Härten erröthete und ſich gegen die Verbrechen ſträubte, trug er in ſeinen Zügen das mattere Gepräge des Charakters ſeines Bruders. Seine Rede war monoton, kalt, farblos und ohne Bild. Man ſah, daß er ſeine Eingebungen mehr aus einem Syſteme, als aus dem Gemüthe ſchöpfte. Eine myſtiſche Färbung lag auf ſeinem Aeußern und auf ſeinen Worten. Er war auf ſeinen Sendungen und ſelbſt bis in die Volksgeſellſchaften von einer jungen Frau begleitet, die für ſeine Maitreſſe galt und von der ſeine vertrauten Freunde ſagten, ſie habe die Gabe des Hellſehens und der Prophezeiung. Die Republikaner dachten, des Atheismus müde, im Grunde ihrer Seele ſchon daran, das demokratiſche Princip in Religion umzuwandeln und die Freiheit mit mehr Recht zu heiligen, als das Mittelalter die Könige geheiligt hatte.

Vierundfunfzigſtes Buch.

I.

Während der erſten Monate des Jahres 1794 eilten Saint-Juſt und Lebas, beide die engen Vertrauten Robespierre's, bald zuſammen, bald getrennt von der Nordarmee zur Rheinarmee, von Lille nach Straßburg, um die Armeen zu reorganiſiren, die Generale zu überwachen und den öffentlichen Geiſt in den bedrohten Departements zu beleben oder zu mäßigen. Saint-Juſt brachte nicht allein in die Tribunale die Kraft eines unbeugſamen Willens, ſondern auch auf das Schlachtfeld die ſtürmiſche Begeiſterung der Jugend und das Beiſpiel eines Muthes, der die Soldaten in Erſtaunen ſetzte. Er ſchonte ſein Blut eben ſo wenig als ſeinen Ruf. „Saint-Juſt," ſagte ſein College Baudot bei ſeiner Rückkehr von der Armee, „eilt mit der Schärpe des Repräſentanten gegürtet und den Hut von dem dreifarbigen Federbuſche überſchattet, im Sturmſchritt vor den republikaniſchen Bataillonen her, wirft ſich in das dichteſte Handgemenge dem Kartätſchenhagel und der blanken Waffe entgegen mit der Sorgloſigkeit und dem Ungeſtüm eines Huſaren."

Dem jungen Repräſentanten wurden mehrere Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Er entriß ſich dem Taumel des Krieges nur, um die Nächte in den emſigen Arbeiten der

Digitized by Google

Organiſation der Armeen zu durchwachen. Er gönnte ſich keine jener Erholungen, nach denen ihn ſeine Jugend hätte begierig machen müſſen. Er ſchien keine andere Wolluſt zu kennen, als den Triumph ſeiner Sache. Dieſer Proconſul von vierundzwanzig Jahren, welcher der Herr des Lebens von Tauſenden von Bürgern und des Vermögens ſo vieler Familien war, und der zu ſeinen Füßen die Frauen und Töchter der Gefangenen ſah, zeigte die Sittenſtrenge eines Scipio. Er ſchrieb aus den Lagern an die Schweſter Lebas' Briefe, in denen eine keuſche Liebe athmete. Schrecklich im Kampfe, unerbittlich im Rathe, verehrte er die Revolution, wie ein Dogma, von dem ihm auch nicht das Geringſte geſtattet war ſeinen Gefühlen zu opfern. Gleich unverſöhnlich gegen die, welche die Republik befleckten, und gegen die, welche ſie verriethen, ſchickte er den Präſidenten des Revolutionstribunals von Straßburg, der im Elſaß die Grauſamkeiten Lebon's nachgeahmt und erreicht hatte, zur Guillotine. Die Sendung Saint-Juſt's nach Straßburg rettete Tauſende von Köpfen. Angewidert von dem Schrecken, nachdem er ihn näher betrachtet, ſchrieb er an Robespierre: „Die Uebung des Schreckens hat das Gefühl des Verbrechens abgeſtumpft, wie ſtarke Getränke den Gaumen abſtumpfen. Ohne Zweifel iſt es noch nicht Zeit, das Gute zu thun; das vereinzelte Gute, das man thut, iſt nur ein Palliativmittel. Man muß ein allgemeines Unheil abwarten, das groß genug iſt, um eine Reaction in der öffentlichen Meinung hervorzubringen. Die Revolution muß enden mit der Vollkommenheit des Glücks und der öffentlichen Freiheit durch die Geſetze. Ihre krampfhaften Zuckungen haben keinen andern Zweck und müſſen Alles niederwerfen, was ſich dem entgegenſetzt." — „Man ſpricht von einem Gipfelpunkte der Revolution," ſchreibt er an einer andern Stelle in einer Anmerkung ſeiner vertrauten Memoiren. „Wer will ihn beſtimmen? Er iſt beweglich. Es gab Völker, die von einer noch größern Höhe herabfielen."

II.

Lebas, ſein Freund und faſt immer ſein College, war der Mitſchüler Robespierre's geweſen. Er hatte ſich in einer

doppelten Verehrung ſeinen Principien als Revolutionair und ſeiner Perſon als Freund bis zur Aufopferung hingegeben. Zu Frévent, in der Umgegend von Arras, der Vaterſtadt Robespierre's, geboren, war Lebas durch ſein Rednertalent, das er in populären Prozeſſen gezeigt hatte, in den Convent geführt worden. Er folgte hier dem Gedanken Robespierre's, als dem feſten Leitſtern ſeiner Meinungen. Er war redlich, beſcheiden, ſchweigſam, ohne einen andern Ehrgeiz, als den, den Ideen ſeines Meiſters zu dienen, und glaubte ebenſo an die Tugend Robespierre's, wie an ſeine Unfehlbarkeit. Er hatte ſein Gewiſſen und ſeine Abſtimmungen ganz in deſſen Hände gegeben. Vertrauliche und faſt verwandtſchaftliche Beziehungen vermehrten noch die Vertrautheit der Meinungen. Lebas, der durch Robespierre in das Haus Duplay's eingeführt worden war, war der Tiſchgenoſſe dieſer Familie geworden. Er hatte die jüngſte Tochter Duplay's geheirathet. Dieſelbe Hand, die den Säbel an der Spitze der Bataillone zog und die Befehle zur Einkerkerung oder Freilaſſung ſo vieler Geächteten unterzeichnete, ſchrieb träumend von häuslichem Glücke unter demſelben Dache, unter dem Robespierre ſeine blutbefleckten Theorien träumte, an dieſe Frau, als ſie noch ſeine Braut war: „Wann werde ich das Siegel auf eine Verbindung drücken können, an der das Glück meines Lebens hängt. O wie ſüß wird der Augenblick ſein, wo ich Dich wiederſehen werde! Welches grauſame Opfer verlangt das Vaterland von mir durch die Entfernungen von Dir! Aber die Sachen gehen ſo ſchlimm, daß es hier wahrhaft patriotiſcher Deputirten bedarf. Geſtern ließ ich zwei Generale verhaften. Zu Paris würde ich neben allen Dienſten für das Vaterland, deren ich fähig bin, doch noch das Glück genießen, in Deiner Nähe zu ſein. Jetzt werden wir aber vereinigt werden. Sage Robespierre, daß meine Geſundheit dies rauhe Handwerk nicht mehr aushalte, das ich hier treibe. Verzeihe mir die Kürze meiner Briefe. Es iſt ein Uhr Morgens; ich komme ſo eben halbtodt vor Ermüdung heim; ich will mich ſchlafen legen, um von Dir zu träumen. Wenn wir in unſerm Wagen ſitzen und mein College Duquesnoy, von Müdigkeit erſchöpft, ſchweigt oder einſchläft, träume ich von Dir. Jeder andere Gedanke,

wenn ich meinen Geiſt den politiſchen Angelegenheiten entziehen kann, iſt mir ungelegen. Wird wol Couthon jetzt, wo meine Gegenwart hier nicht mehr ſo nothwendig iſt, ſo viel Rückſicht auf ſeinen jungen Collegen nehmen? Wird Robespierre nicht bedenken, daß ich genug gethan habe, um die Dauer meines Opfers abzukürzen? Beſchäftige Dich, theuere Eliſabeth, mit der Einrichtung unſerer künftigen Wohnung ... Ich habe geſtern in aller Eile an Robespierre geſchrieben. Ich bin zufrieden mit St. Juſt. Er hat Talent und ausgezeichnete Fähigkeiten. Umarme in meinem Namen Deine ganze Familie und Robespierre gehört zu ihr. St. Juſt iſt eben ſo ungeduldig, als ich, Paris wieder zu ſehen. Du weißt warum.... Wir beſtiegen dieſen Morgen, St. Juſt und ich, einen der höchſten der Berge hier, auf dem eine alte Ruine auf einer Felſenſpitze liegt. Wir hatten dort oben Beide in der Ausſicht über die umliegenden Gegenden einen herrlichen Genuß. Dies iſt der einzige Tag, an dem wir einen Augenblick der Ruhe gehabt haben. Ich hätte Dich an meiner Seite haben mögen, um mit Dir das freudige Gefühl zu theilen, das ich empfand, und Du biſt hundert Meilen weit... Wir hören nicht auf, St. Juſt und ich, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um unſere Armeen ſiegreich zu machen. Wir ſind Tag und Nacht auf den Füßen und üben die unermüdlichſte Ueberwachung aus. In dem Augenblicke, wo ein General es am wenigſten erwartet, ſieht er uns erſcheinen und Rechenſchaft über ſein Verhalten von ihm fordern. Ich bin glücklich darüber, daß Du kein Vorurtheil gegen St. Juſt haſt. Ich habe ihm ein Mahl von Deiner Hand verſprochen. Er iſt ein ausgezeichneter Menſch. Ich liebe und ſchätze ihn alle Tage mehr. Die Republik hat keinen glühenderen und befähigteren Vertheidiger. Der vollſtändigſte Einklang herrſcht zwiſchen ihm und mir. Was mir ihn noch lieber macht, das iſt, daß er mit mir oft von Dir ſpricht, und mich tröſtet, ſo viel er kann. Er legt, wie mir es ſcheint, einen großen Werth auf unſre Freundſchaft. Er ſagt mir von Zeit zu Zeit Dinge, die aus einem ſehr guten Herzen kommen. Ich will an Henriette ſchreiben. Ich weiß vorher, daß ihr euch immer noch liebt."

Henriette war die Schweſter Lebas', die St. Juſt liebte.

Die Zuneigung, welche St. Juſt Lebas bezeigte, war ein Widerſchein von der, welche er für die Schweſter ſeines Collegen empfand. Aber als dieſes junge Mädchen, das anfangs das Gefühl, welches St. Juſt für ſie empfand, erwiederte, in der Folge Bedenken getragen hatte, ihm ihre Hand zu reichen, ſo hielt St. Juſt Lebas für die Urſache dieſes Zurückziehens. Er wurde kalt gegen ſeinen Collegen. Nichtsdeſtoweniger blieben dieſe beiden Männer des Convents einer wie der andere Robespierre zugethan. Dieſer Umſtand war, wie man ſagt, einige Monate ſpäter der Grund des Wegbleibens St. Juſt's aus dem Wohlfahrtsausſchuſſe; eine Abweſenheit, welche die Partei Robespierre's ſchwächte und die Urſache ſeines Falles und ſeines Todes wurde. Eine durchkreuzte Herzensneigung hatte einen gewiſſen Antheil an der Kataſtrophe, die Robespierre und die Republik verſchlang.

III.

Dieſe Einzelnheiten des innern Lebens bezeugen die Einfachheit der Leidenſchaften und Intereſſen, die ſich um den Meiſter der Republik her bewegten. Robespierre der Jüngere, St. Juſt, Couthon, der Italiener Buonarotti, Lebas, einige junge Mädchen von naivem Patriotismus, einige arme und redliche Handwerker, einige durch die demokratiſchen Lehren fanatiſirte Anhänger bildeten den ganzen Hof Robespierre's. Das Haus eines Handwerkers blieb nach wie vor ſein Palaſt. Es war mehr die Schule eines Philoſophen, als die Umgebung eines Dictators. Aber dieſer Philoſoph hatte das ungelehrige Volk zum Schüler und dieſes Volk hatte das Schwert in der Hand. Robespierre fühlte ſich in dieſer Zeit ſelbſt noch nicht ſtark genug, um dem Convente ſeinen Willen zu dictiren. Danton lebte noch und konnte ihm auf dem Berge die Wage halten. Hébert, Pache, Chaumette, Vincent, Ronſin boten ihm in der Gemeine Trotz. Der Wohlfahrtsausſchuß war noch nicht genugſam in ſeiner Hand. Das Revolutionstribunal war ein gelehriges Werkzeug in der Hand aller Parteien. Der entfeſſelte Pöbel von Paris ſchüchterte das wahre Volk ein, die Hefe ſchäumte über. Die Freiheit war ein Aergerniß

für die Republikaner ſelbſt. Man ſah nicht die Herrſchaft, ſondern die Saturnalien der Republik vor ſich.

Hébert und Chaumette fachten dieſe Ausſchweifungen alle Tage mehr an, der eine durch ſeine Blätter des Père Duchesne, der andere durch ſeine Reden. Dieſe beiden Männer, Philoſophen aus der Schule Diderot's, rührten die tiefſte Verderbtheit des menſchlichen Herzens auf. Sie bekannten ſich zum Atheismus. Ihr fortwährendes Zwiegeſpräch mit dem Volke war mit Flüchen und jenen unflätigen Worten gewürzt, die für die Sprache des Menſchen das ſind, was für das Geſicht und den Geruch der Koth iſt. Sie trugen in das Wörterbuch der Freiheit ihre eigene Verderbtheit hinein. Der Cynismus und die Grauſamkeit ſtimmen mit einander überein. Die Grauſamkeit iſt der Cynismus des Herzens. Das niedere Volk war ſtolz darauf, ſeine Trivialität zur politiſchen Sprache erhoben zu ſehen. Dieſe Traveſtie erregte ſein Gelächter wie eine Maskerade der Worte. Die Sprache hatte ihre Schamhaftigkeit verloren. Ihre Nacktheiten ließen ſie nicht mehr vor Scham erröthen. Sie brüſtete ſich damit wie eine feile Dirne.

IV.

Die Frauen aus dem Volke waren die erſten geweſen, die der Schamloſigkeit Hébert's Beifall gezollt hatten. Mirabeau hatte ſie mit einem Worte aufgeſtachelt, das er zu Verſailles geſagt hatte am Vorabende des 5. und 6. Octobers. „Wenn die Weiber ſich nicht hineinmiſchen," hatte er halblaut zu den Emiſſären des Pariſer Aufſtandes geſagt, „ſo wird nichts daraus." Er wußte, daß die Wuth der Frauen, wenn ſie einmal entflammt iſt, ſich zu ſolchen Anfällen und Ruchloſigkeiten ſteigert, welche weit über die Kühnheit der Männer hinausgehen. Die Gottbegeiſterung des Alterthums, dieſe heilige Wuth, ſchäumte vorzugsweiſe in den Sibyllen. Die Demagogen wußten außerdem, daß die Bajonnete ſich vor der Bruſt der Frauen ſenken und daß wehrloſe Hände die Soldaten am beſten entwaffnen. Die Weiber von Paris, die an der Spitze der Haufen der Hauptſtadt herbeigeeilt waren, hatten zuerſt die Paläſte des Königs

Digitized by Google

entweiht, den Dolch über dem Bette der Königin geſchwungen und auf der Spitze ihrer Piken die Köpfe der ermordeten Gardes du Corps nach Paris gebracht. Théroigne de Méricourt und ihre Banden waren zum Sturme auf die Tuilerien am 20. Juni und 10. Auguſt marſchirt. Schrecklich im Gefechte, grauſam nach dem Siege, hatten ſie die Beſiegten ermordet, ihre Leichname verſtümmelt und ihr Blut bis zum letzten Tropfen ausgepreßt. Die Revolution, ihre Wirren, ihre Kampftage, ihre Verurtheilungen, ihre Hinrichtungen waren für dieſe Megären ein ebenſo unentbehrliches Schauſpiel geworden, als es die Gladiatorenkämpfe für die verderbten Patrizierinnen von Rom waren. Voll Scham darüber, aus den Clubs der Männer ausgeſchloſſen zu ſein, hatten dieſe Weiber anfangs unter dem Namen der Schweſtergeſellſchaften, dann unter dem der Geſellſchaften der republikaniſchen und revolutionairen Frauen Weiberclubs gebildet. Es gab neben ihrem Verſammlungsorte ſogar Clubs von Kindern von zwölf bis funfzehn Jahren, die die rothen Kinder genannt wurden, ein blutiger Taufname für dieſe frühreifen Republikaner. Dieſe Frauengeſellſchaften hatten ihre Redner. Die Gemeine von Paris hatte auf den Bericht Chaumette's verfügt, daß dieſe Heldinnen der großen Tage der Revolution einen Ehrenplatz bei den Bürgerfeſten haben und eine Fahne vor ſich hertragen ſollten, mit der Inſchrift: „Sie haben die Tyrannen vor ſich weggefegt.“ „Sie werden mit ihren Männern und ihren Kindern den Nationalfeſten beiwohnen,“ lautete der Beſchluß der Gemeine, „und dabei ſtricken.“ Daher kommt jener Name der Strickerinnen Robespierre's, ein Name, der dieſes Zeichen der Arbeit und der Häuslichkeit brandmarkt. Tag für Tag vertheilten ſich dieſe von der Gemeine bezahlten Söldnerinnen an den Eingängen des Tribunals und auf dem Wege der Karren und Züge zur Guillotine, um den Todesurtheilen Beifall zuzurufen, die Opfer zu verhöhnen und ihre Augen am Blut zu ſättigen. Das Alterthum hatte bezahlte Klageweiber, die Gemeine hatte beſoldete Furien.

V.

Die Schweſtergeſellſchaft der Frauen hielt ihre Sitzungen in einem Saale, der an den der Jacobiner ſtieß. Dieſe Verſammlung beſtand aus beleſenen Frauen, die mit mehr Anſtand über ihrem Geſchlechte angemeſſene Fragen discutirten, wie über die Ehe, die Mutterſchaft, die Erziehung der Kinder, die Anſtalten zur Hilfe und Unterſtützung der leidenden Menſchheit. Sie waren die Philoſophen ihres Geſchlechts. Robespierre war ihr Orakel und ihr Abgott. Der utopiſtiſche und verſchwimmende Charakter ſeiner Inſtitutionen entſprach dem Geiſt der Frauen, die geeigneter ſind, vom ſocialen Glücke zu träumen, als den Mechanismus der bürgerlichtn Geſellſchaft in feſte Formeln zu bringen. Die revolutionaire Geſellſchaft hielt ihre Sitzungen zu St. Euſtache. Sie beſtand aus geſunkenen Frauen, weiblichen Abenteurerinnen, die ſich in den Höhlen des Laſters und des Elends, oder in den Irrenhäuſern rekrutirten. Ihre ſkandalöſen Sitzungen, ihre tumultuariſchen Anträge, ihre bizarre Beredtſamkeit und ihre kühnen Petitionen waren dem Wohlfahrtsausſchuſſe ſtörend. Dieſe Weiber kamen ſelbſt in den Convent, um ihm Geſetze zu dictiren, unter dem Vorwande, ihm Rathſchläge zu geben. Es war gewiß, daß ſie zu ihren Handlungen durch die Aufwiegler der Gemeine und der Cordeliers angeſtiftet wurden. Sie waren die Vorhut eines neuen 31. Mai. In beſonders naher Verbindung mit dem Club der Cordeliers, der ſeit dem Zurücktreten Danton's den zügelloſeſten Demagogen in die Hände gefallen war, holten ſie ihre agrariſchen Doctrinen aus dem Club der Enragirten. Dieſe drei Clubs waren für die Gemeine das, was für den Convent die Jacobiner waren: bald ihr Sporn, bald ihr Zügel, bisweilen ihr Schwert. Hébert war ihr Robespierre, Chaumette ihr Danton.

VI.

Eine junge, ſchöne, beredte Frau, wenn man die ungeordneten Eingebungen der Phantaſie Beredtſamkeit nennen

kann, führte den Vorſitz in dieſem letztern Club. Sie hieß Roſe Lacombe. Ein Kind ohne Mutter, zufällig hinter den Couliſſen eines Provinztheaters geboren, war ſie auf kleinen Bühnen aufgewachſen. Das Leben war für ſie nur eine ſchlechte Rolle, die Rede nur eine fortwährende Declamation. Bei ihrer beweglichen und unruhigen Natur hatte die revolutionaire Begeiſterung ſie leicht in ihrem Wirbel mit fortgeriſſen. Da ſie in den erſten Unruhen von Paris bemerkt, bewundert und mit Beifall aufgenommen wurde, hatte ihr dieſe große Bühne des Volks jede andere Bühne verleidet. Wie Collot d'Herbois war ſie mit einem Schritt vom Theater auf die Rednerbühne übergegangen. Sie trug, wie er, in die thatſächlichen Tragödien der Republik den Ton und die Geberde ihres früheren Gewerbes über. Das Volk liebt ſtets dieſe declamatoriſchen Naturen. Das Hochtrabende ſcheint ihm erhaben. Da es empfänglicher iſt für den Klang als für die Wahrheit, ſcheint ihm das, was der Natur zuwider iſt, ſie zu übertreffen.

Die Frauen des revolutionairen Clubs waren ſtolz auf dieſe Frau, die wie ein Mann ſprach, wie eine Schauſpielerin geſtikulirte und durch ihre Schönheit blendete. Sie war die Pythia der Vorſtädte. Der Haufe geſunkener Creaturen, die dieſe Clubs füllten, rühmten ſich, eine Perſon zur Führerin zu haben, der das Laſter ſchon früh denſelben Stempel aufgedrückt hatte, wie ihnen. Vor einer reinen Frau würden ſie ſich gedemüthigt gefühlt haben. Roſe Lacombe ſchien ihnen ihr Gewerbe wieder zu Ehren zu bringen durch das Uebermaß des Republikanismus. Sie hatte einen allmächtigen Einfluß auf die Gemeine. Sie machte den Deputirten Vorwürfe. Bazire, Chabot beugten ſich vor ihr. Robespierre allein von allen Beherrſchern der öffentlichen Meinung verbot ihr ſeine Thüre. Sie ließ die Gefängniſſe öffnen, klagte an oder ſprach frei und wirkte Einkerkerungen und Begnadigungen aus. Leicht gerührt durch Thränen, ſchritt ſie oft zu Gunſten der Angeklagten ein.

Selbſt die Liebe hatte ſie in einem dieſer Kerker, die ſie beſuchte, überraſcht. Von der Schönheit eines jungen Gefangenen, des Neffen des Maire von Toulouſe, der mit ſeinem Oheim ins Gefängniß geworfen worden war, betroffen, hatte Roſe Lacombe Alles verſucht, ihren

Schützling zu retten. Sie ſtieß Beleidigungen gegen den Convent aus. Bazire und Chabot verklagten ſie bei den Cordeliers als eine Ränkeſchmiederin, die den Patriotismus verderben wolle. „Sie iſt gefährlich, weil ſie beredt und ſchön iſt,“ ſagte Bazire. „Sie hat mich bedroht, wenn ich den Maire von Toulouſe nicht in Freiheit ſetzte,“ ſagte Chabot. „Sie hat mir geſtanden, daß es nicht dieſe Magiſtratsperſon, ſondern ſein Neffe ſei, an dem ihr Herz Antheil nehme. Ich, den man beſchuldigt, ich ließe mich durch die Frauen unterjochen, habe ihr widerſtanden. Weil ich die Frauen liebe, will ich nicht, daß ſie die Tugend verderben und verleumden. Sie haben ſogar gewagt, Robespierre anzugreifen.“ Auf dieſe Worte erhebt ſich Roſe Lacombe auf der Galerie und verlangt zu antworten. Der Club geräth in Aufregung. Die Zuhörer theilen ſich in zwei Parteien. Die Einen wollen, man ſolle ſie hören, die Andern verlangen ihre Hinausweiſung. Der Club beſchließt, eine Adreſſe an den Sicherheitsausſchuß zu erlaſſen, um die Sichtung der Geſellſchaft der revolutionairen Frauen zu verlangen. Der Convent wagte es noch nicht, ſie aufzulöſen.

VII.

Robespierre ſprach ganz unverhohlen ſeine Entrüſtung über dieſe politiſchen Orgien aus, in denen man unter dem Vorwande, den Patriotismus zu beleben, die Natur verkehre. Chaumette fürchtete den Zorn Robespierre's. Er wollte ihn zuvor beſchwören. Er bereitete einen theatraliſchen Auftritt vor, in welchem er die Strenge eines Tribuns der Sitten gegen die Ausſchweifungen, die er ſelbſt hervorgerufen hatte, zur Schau trug. Gegen Ende des Januars erzwang ein Zug von Roſe Lacombe geworbener und geführter Frauen in rothen Mützen und gefliſſentlich entblößter Tracht, den Eintritt in den Gemeinerath und ſtörte die Sitzung durch ihre Petitionen und ihr Geſchrei. Wie man übereingekommen war, erhob ſich ein Murren der Entrüſtung in der Mitte der Verſammlung. „Bürger,“ rief Chaumette, „ihr übt einen großen Akt der Vernunft mit dieſem Murren. Der Eintritt in einen Raum, wo die Behörden des Volks

berathen, muß denen unterſagt werden, die die Nation beſchimpfen.“ „Nein,“ ſagte ein Mitglied des Gemeineraths, „das Geſetz geſtattet den Frauen den Eintritt.“ „Man verleſe das Geſetz,“ erwiederte Chaumette. „Das Geſetz befiehlt, die Sitten zu achten und ihnen Achtung zu verſchaffen. Nun, hier ſehe ich ſie verachtet. Und ſeit wann iſt es den Frauen geſtattet, ihr Geſchlecht zu verleugnen, der frommen Pflichten des Hauſes zu vergeſſen und die Wiege ihrer Kinder zu verlaſſen, um auf dem Markt des öffentlichen Lebens, auf der Rednerbühne, vor der Schranke des Senats und in den Reihen unſerer Armeen zu erſcheinen und die Rechte an ſich zu reißen, welche die Natur den Männern vorbehalten hat? Wem hat denn die Natur die häuslichen Sorgen anvertraut? Hat ſie uns Brüſte gegeben, um die Kinder zu ſäugen? Hat ſie unſere Muskeln geſchmeidig gemacht, um uns für die Beſchäftigungen des Hauſes und der Wirthſchaft geſchickt zu machen? Nein! Sie hat zum Manne geſagt: ſei Mann, und zur Frau: ſei Frau und du wirſt die Gottheit des Heiligthums des Hauſes ſein. Unverſtändige Frauen, die ihr Männer werden wollt! Iſt euch nicht ein ſchönes Theil geworden? Ihr beherrſcht alle unſere Sinne. Euer Despotismus iſt der der Liebe und folglich der der Natur.“ Bei dieſen Worten nahmen die Frauen ihre rothen Mützen ab. „Erinnert euch,“ fuhr Chaumette fort, „jener verkehrten Frauen, die ſo viel Unruhen in der Republik hervorgerufen haben. Gedenkt jener hochmüthigen Frau eines verrätheriſchen Gatten, der Bürgerin Roland, die ſich für fähig hielt, die Nation zu regieren, und ihrem Verderben zueilte, jenes Mannweibes, der unklugen Olympia von Gouges, die zuerſt die Frauengeſellſchaften begründete und für ihr Verbrechen zum Tode ging. Die Frauen ſind nur etwas, wenn die Männer nichts ſind: ein Zeugniß dafür iſt Jeanne d'Arc, die nur deshalb groß war, weil Karl VII. weniger war, als ein Mann!“

Die Weiber zogen ſich, ſcheinbar durch die Anſprache Chaumette's überzeugt, zurück. Roſe Lacombe fuhr aber deshalb nicht weniger fort, auf Anſtiften Hébert's die Hefe ihres Geſchlechts aufzuregen. Haufen von Weibern in rothen Hoſen und mit Kokarden in den Haaren, inſultirten

und ſchlugen auf offner Straße unſchuldige junge Mädchen, die von ihnen ohne die äußeren Zeichen des Patriotismus betroffen wurden.

Amar nahm auf die Veranlaſſung Robespierre's über dieſen Gegenſtand das Wort im Convente. „Ich zeige euch,“ ſagte er, „eine Zuſammenrottung von mehr als ſechstauſend Weibern, ſogenannten Jacobinerinnen und Mitgliedern einer angeblichen revolutionairen Geſellſchaft an. Die Natur hat ihnen durch die Verſchiedenheit der Stärke und der Körperbildung andere Pflichten angewieſen. Die Schamhaftigkeit, die ihnen das öffentliche Auftreten verbietet, gibt ihnen das Geſetz, im Innern ihrer Familie zu bleiben.“ Der Convent erkannte dieſe Grundſätze an und ſchloß die Frauenclubs. Roſe Lacombe kehrte in das Dunkel und in die Hefe zurück, aus der ſie die revolutionaire Leidenſchaft einen Augenblick hatte aufſteigen laſſen. Hébert und ſeine Partei verloren die Waffe dieſer Banden, die ſie in anfangs bittenden, dann aber gebieteriſchen Zuſammenrottungen gegen den Convent geübt hatten.

VIII.

Die Partei Hébert's in der Gemeine ſtrebte unverhohlen dahin, die Partei Marat's fortzuführen und über ſie hinauszugehen. Sie begann den Wohlfahrtsausſchuß zu beunruhigen und die Geduld Robespierre's und Danton's zu ermüden. Hébert, welcher Meiſter der Gemeine war durch Pache, Payan und Chaumette, Meiſter des Volks durch die untergeordneten Führer der Aufſtände, Meiſter der Revolutionsarmee durch Ronſin, Meiſter des Clubs der Cordeliers durch deſſen neue Redner, unter denen ſich der junge Vincent, Generalſekretair des Miniſteriums des Kriegs, auszeichnete, endlich Meiſter der tumultuariſchen Aufläufe des Volkes durch ſein Journal Père Duchesne, in welchem er das Feuer eines fortwährenden Aufruhrs anſchürte, griff ſchüchtern Robespierre, offen Danton an. Waren dieſe beiden großen Popularitäten untergraben, ſo glaubte Hébert leicht dem Convente ſeine Demagogie aufzubringen. Das Ideal dieſer Partei war weder die Freiheit, noch das Vaterland, es war der gänzliche Umſturz aller Ideen, aller

Religionen, aller Scham und aller Inſtitutionen, worauf die geſellſchaftliche Ordnung bisher begründet geweſen war; die abſolute und blutige Tyrannei des bloßen Volkes von Paris über die ganze übrige Nation, die maſſenhafte Enthauptung aller adligen, reichen, geiſtig und ſittlich gebildeten Stände, die durch Rang, Bildung oder Vorurtheile geherrſcht hatten; die Unterdrückung der Nationalrepräſentation, endlich ſtatt aller Regierung die Einführung einer Dictatur, die ſo abſolut ſein ſollte wie das Volk und ſo unverantlich wie das Schickſal.

Jedes der Hauptmitglieder dieſer Partei, Hébert, Chaumette, Vincent, Momoro, Ronſin, maßte ſich in ſeinen Gedanken dieſe höchſte Magiſtratur an. Vorläufig war ſie dem Maire Pache, einem abſtrakten, geheimnißvollen und ſchweigſamen Charakter, zugedacht, deſſen Aeußeres eine furchtbare Aehnlichkeit hatte mit der rächeriſchen, unerbittlichen und ſtummen Allmächtigkeit, die in ihm perſonificirt werden ſollte.

Der unauslöſchliche Blutdurſt, der ſich in fünf Monaten noch nicht an den Hinrichtungen hatte ſtillen können, die unaufhörlichen Emeuten gegen die Reichen und die Kaufleute, das Geſchrei gegen die Wucherer, das dem Convente aufgezwungene thörichte Geſetz des Maximum, die Zerſtörungen, Ausſcharrungen und Schändungen der Gräber, die Gobel und ſeinem Klerus unter Androhung des Todes abgedrungenen Apoſtaſien, die Aechtung der hunderttauſend verfolgten, eingekerkerten und als Märtyrer für ihren Glauben getödteten Prieſter, die Entweihung der Kirchen, die Parodien der Culten, die Proklamation des Atheismus, die der Unſittlichkeit dargebrachten Ehren, endlich der unflätige und blutige Katechismus, deſſen Blätter der Père Duchesne jeden Morgen unter das Volk ausſtreute, waren die Symptome, an denen Robespierre und Danton die Pläne und wahnſinnigen Träume dieſer Faction erkannten. Aber durch die Gemeine gedeckt, konnte dieſe Partei Allem trotzen. Danton, der faſt immer zurückgezogen auf dem Landhauſe lebte, das er zu Sèvres gekauft hatte, überließ die Rednerbühne der Cordeliers ſeinen Feinden und ſeine Popularität ihr ſelbſt. Er erſchien nur ſelten bei den Jacobinern und zwar nicht mehr wie ehemals, um Alles zu vernichten und Alles mit

ſich fortzureißen, ſondern um ſich zu rechtfertigen und ſich zu beklagen. Umgeben von einem kleinen Hofe verdächtiger Männer, die ſein Glück an ihn gefeſſelt hatte, ſchien er in ſeiner Unthätigkeit auf eine Ohnmacht der Regierung zu lauern, um ſich ihrer zu bemächtigen. Er trug eine große Gleichgültigkeit gegen die Macht und einen großen Widerwillen gegen die Parteien zur Schau. Das untergeordnete Triumvirat Hébert, Chaumette und Ronſin erſchien ihm zu unbedeutend, um es nur eines Blickes zu würdigen. Uebrigens ſah er mit geheimer Freude in dieſem Triumvirate ein Mittel, nach Bedürfniß dem ſteigenden Glücke Robespierre's ein Gegengewicht zu halten. Danton beſchränkte ſich daher darauf, ſich gegen die Biſſe Hébert's und ſeiner Meute, die nicht aufhörte, gegen ihn zu ſchreien, zu vertheidigen.

Dieſe unpolitiſche Erbitterung der Partei Hébert's gegen Danton in einem Augenblicke, wo dieſe Partei Robespierre ſeine Popularität entziehen und den Wohlfahrtsausſchuß ſich unterwerfen wollte, hatte ihre Quelle in einer Journaliſteneiferſucht zwiſchen Hébert und Camille Desmoulins. Dieſer antwortete Hébert durch Pamphlete, in denen er die Beleidigung mit glühendem Eiſen auf die Stirn ſeiner Feinde brannte.

IX.

Camille Desmoulins, der ſeit dem Tode der Girondiſten verſtummt war, hatte die Feder wieder ergriffen und einige Blätter gegen die Ausſchweifungen des Schreckens und gegen die Lehren Hébert's veröffentlicht, die eines Tacitus und eines Ariſtophanes gleich würdig ſind. Er verſuchte das Verbrechen lächerlich zu machen, aber der Tod lacht nicht. Die Veröffentlichung dieſer fliegenden Blätter war, wie alle Handlungen Camille Desmoulins', zugleich ein plötzliches Aufbrauſen des Zorns und eine verſteckte Schmeichelei gegen zwei große Popularitäten. Folgendes iſt ihr Urſprung.

An einem der letzten Abende des Monat Januar verließen Danton, Souberbielle, Geſchworner des Revolutionstribunals, und Camille Desmoulins zuſammen den Juſtizpalaſt. Der Tag war blutig geweſen. Funfzehn Köpfe waren

am Morgen auf dem Revolutionsplatze gefallen, ſiebenundzwanzig waren in der Sitzung zum Tode verurtheilt worden und unter dieſen die höchſten Perſonen des ehemaligen Magiſtrats von Paris. Dieſe drei Männer gingen, das Haupt geſenkt und das Herz zerriſſen durch das unheimliche Schauſpiel, das ſie vor Augen gehabt hatten, ſchweigend neben einander her. Die Nacht, die dem Nachdenken Kraft verleiht und die geheimen Gedanken der Seele entſchlüpfen läßt, war düſter und kalt. Auf dem Pont Neuf wandte ſich Danton plötzlich zu Souberbielle und ſagte zu ihm: „Weißt Du wohl, daß in dem Zuge, in dem es jetzt geht, bald Niemand mehr ſeines Lebens ſicher ſein wird? Die beſten Patrioten werden ohne Wahl mit den Verräthern in Eins zuſammengeworfen. Ihr auf dem Schlachtfelde vergoſſenes Blut entbindet die Generale nicht davon, den übrigen Reſt auf dem Schaffote zu vergießen. Ich bin des Lebens müde. Sieh, da unten! Scheint der Fluß nicht Blut zu wälzen?" — „Es iſt wahr," ſagte Souberbielle, „der Himmel iſt roth; es gibt noch mehr Blutregen hinter dieſen Wolken. Dieſe Menſchen hatten unbeugſame Richter verlangt und nun wollen ſie nur noch willfährige Henker. Wenn ich ein unſchuldiges Haupt ihrem Meſſer verweigere, nennen ſie mein Gewiſſen ängſtlich. Aber was kann ich thun?" fuhr Souberbielle niedergeſchlagen fort. „Ich bin nichts als ein unbedeutender Patriot. Ja, wenn ich Danton wäre?" „Danton ſchläft, ſchweig!" antwortete der Nebenbuhler Robespierre's. „Er wird erwachen, wenn es Zeit ſein wird. Das Alles beginnt mir Abſcheu zu machen. Ich bin ein Mann der Revolution, aber kein Blutmenſch. Aber Du," fuhr Danton fort, ſich an Camille Desmoulins wendend, „warum behaupteſt Du Stillſchweigen?" „Ich bin es müde, dieſes Schweigen," antwortete Camille Desmoulins, „die Hand juckt mir! Ich habe bisweilen Luſt, meine Feder zum Stilet zu ſpitzen und damit dieſe Elenden zu erdolchen. Sie mögen ſich in Acht nehmen! Meine Tinte iſt noch unverlöſchlicher, als ihr Blut. Sie befleckt für alle Zeiten." „Bravo, Camille!" erwiederte Danton, „fange von morgen an. Du haſt der Revolution den erſten Anſtoß gegeben, Du mußt ihr auch die Hemmkette anlegen. Sei ruhig," fuhr Danton mit gedämpfter Stimme fort,

„dieſe Hand wird Dir helfen. Du weißt, ob ſie ſtark iſt.“ Die drei Freunde trennten ſich an der Thüre Danton's.

Am folgenden Tage hatte Camille Desmoulins die erſte Nummer des Vieux Cordelier geſchrieben. Nachdem er ſie Danton vorgeleſen, brachte er ſie Robespierre. Er wußte, daß ein Angriff gegen die Enragirten dem Meiſter der Jacobiner nicht misfallen werde, weil er im Stillen Hébert verabſcheute. Es lag eine verſteckte Klugheit in der Keckheit Camille Desmoulins' und ſelbſt in ſeinem Muthe Schmeichelei. Robespierre, der über die Stimmung der Jacobiner und des Berges noch ungewiß war, billigte weder Camille Desmoulins, noch tadelte er ihn. Er richtete ſeine Worte ſo ein, daß er volle Freiheit für ſeine Handlungen behielt. Aber der Schriftſteller ſah den Gedanken Robespierre's durch ſeine Zurückhaltung hindurchſchimmern; er begriff, daß, wenn man auch ſeine Kühnheit nicht ermuthige, man ſie doch wenigſtens verzeihen werde.

X.

Aber wenn auch Robespierre zauderte, den Schrecken anzugreifen, aus Furcht, den Wohlfahrtsausſchuß zu ſchwächen, ſo zauderte er doch nicht, Mann gegen Mann die zu bekämpfen, welche die Revolution entarteten und an die Stelle der Culten den Atheismus ſetzen wollten. Er war eifriger bei den Jacobinern als je, trotz des ſchleichenden Fiebers, das ihn verzehrte, und er hielt ſie allein an dem Abhange zurück, zu dem die Gemeine und die Cordeliers Alles hinabziehen wollten. Er wartete ſchon lange Zeit auf eine Gelegenheit, ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen über die Unſittlichkeiten und Ruchloſigkeiten Chaumette's und Hébert's. Hébert, der durch die Mitgenoſſenſchaft eines Theiles des Berges ermuthigt wurde, zögerte nicht, Robespierre dieſe Gelegenheit zu bieten. Er ließ eine jener Prozeſſionen von Männern und Weibern, die mit dem Kirchenraube geſchmückt waren, in den Saal des Convents ziehen. Am folgenden Tage drang er mit Gewalt bei den Jacobinern ein, um dieſelben Auftritte zu erneuern und ſie mit fortzureißen. Er wagte ſogar in ſeiner Rede ziemlich deutliche Anſpielungen gegen ihr Haupt zu richten. „Es iſt die Po-

litik aller Tyrannen," ſagte Hébert, „zu trennen, um zu herrſchen. Die Politik der Patrioten iſt die, ſich zu vereinigen, um die Tyrannen zu vernichten. Ich habe euch ſchon benachrichtigt, daß Ränkeſchmiede uns gegen einander zu erbittern ſuchen. Man berichtet mir Aeußerungen Robespierre's, die gegen mich gerichtet ſind. Man fragt mich alle Tage, wie es komme, daß ich noch nicht verhaftet ſei. Ich antworte: ſollte es denn noch eine Commiſſion der Zwölf geben? Indeſſen halte ich dieſe Gerüchte nicht für allzu verächtlich. Bisweilen will man, bevor man unterdrückt, erſt die öffentliche Meinung prüfen. Robespierre ſollte, ſagte man, mich im Convente anklagen. Ich ſollte mit Pache verhaftet werden. Man ſagte auch, daß Danton mit dem Raub, den er dem Volke genommen, ausgewandert und jetzt in der Schweiz ſei. Ich habe ihm dieſen Morgen in den Tuilerien begegnet. Da er in Paris iſt, muß er kommen, um ſich brüderlich vor den Jacobinern zu erklären. Alle Patrioten ſind es ſich ſelbſt ſchuldig, die beleidigenden Gerüchte, die über ſie im Umlaufe ſind, Lügen zu ſtrafen. Man muß mit Strenge den Prozeß gegen die Mitſchuldigen Briſſot's verfolgen. Wenn man den Verbrecher gerichtet hat, muß man ſeine Mitſchuldigen richten; wenn man Capet gerichtet, muß man auch ſein Geſchlecht richten!" Momoro verlangte die Ausrottung aller Prieſter.

Robespierre, der auf den Augenblick einer Erklärung gegen Hébert lauerte und ſie durch dieſe Art von Berufung auf die Eintracht von Seiten des Hauptes der Gemeine vertagt ſah, beeilte ſich bei dieſem Antrage, die Gelegenheit wieder wahrzunehmen. „Ich hätte geglaubt," ſagte er, indem er ſich erhob, „Momoro würde die Frage behandeln, die Hébert der Beachtung der Verſammlung vorgelegt hat. Er hat ſie nicht einmal berührt. Es bleibt uns alſo noch übrig, die wahrhaften Urſachen der Uebel aufzuſuchen, die auf dem Vaterland laſten. Iſt es wahr, daß unſere gefährlichſten Feinde die unreinen Reſte des Geſchlechts unſerer Tyrannen ſind, dieſe Gefangenen, deren Namen noch immer den Rebellen und den fremden Mächten zum Vorwande dienen? Ich ſtimme von Herzensgrunde dafür, daß das Geſchlecht der Tyrannen von der Erde verſchwinde, aber kann ich mich über die Lage des Landes ſo ſehr verblenden, um

zu glauben, der Tod der Schweſter Capet's werde hinreichen, den Herd der Verſchwörungen zu unterdrücken, die das Vaterland zerfleiſchen? Iſt es wahr, daß die Haupturſache unſerer Uebel im Fanatismus liege? Der Fanatismus haucht ſeinen letzten Athem aus; ich könnte ſelbſt ſagen, er iſt todt. Ihr fürchtet, ſagt ihr, die Prieſter! und doch beeilen ſie ſich, ihren Titeln zu entſagen und ſie zu vertauſchen mit denen von Municipalbeamten, Adminiſtratoren und ſelbſt von Präſidenten der Volksgeſellſchaften. Nein, der Fanatismus iſt es nicht, was heute der Hauptgegenſtand unſerer Befürchtungen ſein muß. Fünf Jahre einer Revolution, deren Schläge auf die Prieſter gefallen ſind, bezeugen ſeine Ohnmacht. Ich ſehe nur ein Mittel, ihn unter uns wieder zu erwecken, und das iſt, den Schein anzunehmen, als glaube man an ſeine Macht. Der Fanatismus iſt ein wildes und launenhaftes Thier. Es floh vor der Vernunft; verfolgt es mit lautem Geſchrei, und es wird alsbald wieder umkehren.

„Und welchen anderen Erfolg kann dieſer übertriebene und zur Schau getragene Eifer haben, mit dem man nun ſchon einige Zeit gegen ihn wüthet? Mit welchem Rechte ſollen bisher im Laufe der Revolution unbekannte Leute in dieſen Verfolgungen die Mittel ſuchen, eine falſche Popularität zu gewinnen, die Patrioten zu falſchen Maßregeln fortzureißen und Verwirrung und Zwietracht unter uns zu ſchleudern? Mit welchem Rechte ſollen ſie die Freiheit der Culten im Namen der Freiheit ſelbſt verletzen und den Fanatismus durch einen neuen Fanatismus angreifen? Mit welchem Rechte ſollen ſie die feierlichen Huldigungen, die der reinen Wahrheit dargebracht werden, zu lächerlichen Farcen herabziehen? Warum ſoll man ihnen geſtatten, ſo mit der Würde des Volkes ihr Spiel zu treiben und dem Scepter der Philoſophie ſelbſt ihre Narrenkappe aufzuſetzen? Man hat zu behaupten gewagt, der Convent habe mit der Annahme der patriotiſchen Gaben aus den Kirchen den katholiſchen Cultus geächtet. Nein, der Convent hat dieſe vermeſſene Handlung nicht gethan und wird ſie nie thun. Seine Abſicht iſt, die Freiheit der Culten, die er proclamirt hat, aufrecht zu erhalten, und zu gleicher Zeit alle die niederzuhalten, die Misbrauch davon machen könnten, um die öffent-

liche Ordnung zu ſtören. Er wird nicht geſtatten, daß man die friedlichen Diener des Cultus verfolge. Man hat Prieſter angeklagt, weil ſie die Meſſe geleſen hätten. Sie werden ſie nur um ſo länger leſen, je mehr man ſie daran hindert. Derjenige, welcher das Leſen der Meſſe hindern will, iſt ein größerer Fanatiker, als der, welcher ſie lieſt.

„Es gibt Menſchen, die noch weiter gehen wollen, die unter dem Vorwande, den Aberglauben auszurotten, eine Art Religion aus dem Atheismus ſelbſt machen wollen. Der Nationalconvent verabſcheut ein ſolches Syſtem. Der Convent iſt kein Buchmacher, kein Autor metaphyſiſcher Syſteme; er iſt eine politiſche Körperſchaft des Volks, die beauftragt iſt, nicht allein den Rechten, ſondern auch dem Charakter des franzöſiſchen Volkes Achtung zu verſchaffen. Er hat nicht umſonſt die Menſchenrechte vor dem Angeſichte des höchſten Weſens verkündet! Der Atheismus iſt ariſtokratiſch. Der Glaube an ein großes Weſen, das über der unterdrückten Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen ſtraft, iſt ganz volksthümlich."

Beifall erhebt ſich unter den Jacobinern der ärmeren Klaſſe. Robespierre fährt fort: „Das Volk, die Unglücklichen zollen mir Beifall. Wenn ich hier Tadler fände, ſo würde dies nur unter den Reichen und unter den Strafbaren ſein. Ich habe ſeit meiner Kindheit nicht aufgehört, den moraliſchen und politiſchen Ideen anzuhangen, die ich euch ſoeben dargelegt habe. Wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden.. Ich ſpreche," fuhr er fort, „in dieſem Augenblicke auf einer Rednerbühne, auf der mir ein ſchamloſer Girondiſt ein Vergehen daraus zu machen wagte, das Wort Vorſehung gebraucht zu haben. Und zu welcher Zeit? Zu einer Zeit, wo mein Herz blutete über alle die Verbrechen, deren Zeugen und Opfer wir waren, wo ich bittere Thränen weinte über das ewig verrathene, ewig unterdrückte Volk und mich über den Schwarm der Verſchwörer, von denen ich umgeben war, zu erheben ſuchte, indem ich auf ſie die Rache des Himmels herabrief in Ermanglung des Blitzſtrahls des Volkes. O, ſo viele Tyranneien es auch geben mag, welche thatkräftige und tugendhafte Seele wird nicht im Stillen von ihrem ruchloſen Triumphe an die ewige Gerechtigkeit appelliren, die in alle Herzen das Todes-

urtheil aller Tyrannen geſchrieben zu haben ſcheint. Ich wenigſtens glaube, daß der letzte Märtyrer der Freiheit ſeine Seele mit einem ſüßeren Gefühle aushauchen wird, wenn ihn dieſer tröſtende Glaube erhebt. Dieſes Gefühl iſt das Europas und der ganzen Welt, es iſt auch das Gefühl des franzöſiſchen Volkes! Seht ihr nicht die Falle, welche euch die heimlichen Feinde der Republik und die Emiſſäre der fremden Tyrannen ſtellen? Die Elenden wollen ſo die plumpen Verleumdungen rechtfertigen, deren Schamloſigkeit Europa erkennt, und durch Vorurtheile und durch irreligiöſe Meinungen die von euch zurückſtoßen, welche die Moral und das gemeinſame Intereſſe zu der erhabenen und heiligen Sache heranzieht, die wir vertheidigen."

Robespierre verlangte die Ausſtoßung Proly's, Dubuiſſon's und Pereyra's. Die Säuberung des Clubs wurde beſchloſſen. Robespierre, der anfangs mit Erſtaunen, dann mit Kälte gehört worden war, hatte mit dem Atheismus Hébert und Chaumette niedergeſchmettert. Er hatte ſeine Kraft aus ſeinem Muthe geſchöpft und ſeine Blitze an jenem ewigen Gefühle der menſchlichen Seele entzündet, welches Zeugniß ablegt für das Daſein eines Gottes. Indem Robespierre Gott entſchleierte, gab er ſich ſelbſt und der Revolution ein Gewiſſen und einen Richter. Wenn er ein gewöhnlicher Böſewicht geweſen wäre, ſo würde er geſucht haben, das Volk gegen das göttliche Licht zu verblenden, anſtatt es wieder in ihm zu entzünden. Er ſetzte mit dieſer Rede ſeine Popularität für ſein Glaubensbekenntniß auf das Spiel.

Die Partei Hébert's, die an dieſem Tage bei den Jacobinern beſiegt wurde, rächte ſich in der Gemeine durch Handlungen der unduldſamſten Verfolgungswuth gegen die Freiheit der Culten. Danton ſprach im Convente gegen dieſe Verfolger der Religion, aber er ſprach als Politiker, der will, daß man eine geheiligte Gewohnheit des Volkes achte, und nicht als Philoſoph, der ſelbſt vor Allem die höchſte Idee des menſchlichen Geiſtes verehrt. Indeſſen näherte dieſe Uebereinſtimmung in einem gemeinſchaftlichen Tadel gegen Hébert und Chaumette wieder einen Augenblick Robespierre und Danton einander.

Der Erſtere fuhr fort, die Jacobiner gegen die Mit-

glieder der Gemeine, die wie Beſeſſene wütheten, zu vereinigen. Er ſchuldigte die Ränkeſchmiede und die Ueberſpannten an. „In der plötzlichen und außergewöhnlichen Bewegung, in der wir uns befinden,“ ſagte er, „werden wir Alles annehmen, wozu ſich das Volk bekennen kann, und alle Ausſchweifungen von uns weiſen, durch welche unſere Feinde unſere Sache entehren wollen. Man will uns durch religiöſe Streitigkeiten in Wirren verſetzen, wir werden ſie erſticken. Wir werden den Atheismus verſtummen laſſen und jeden aufrichtigen Glauben achten.“ Hébert verleugnete, durch den Muth Robespierre's eingeſchüchtert, ſich ſelbſt und ſtellte ſich einen Augenblick an, als ob er die Verfolgungen und die ärgerlichen Auftritte, die er veranlaßt hatte, durchaus verwürfe. Chaumette beeiferte ſich, dieſelben Widerrufe im Gemeinerathe zu leiſten. Der Wohlfahrtsausſchuß benutzte dieſen Schrecken der Hébertiſten, um durch den Mund Robespierre's die Grundſätze der Regierung in einer Antwort auf die Manifeſte der gegen die Republik verbündeten Könige offen zu verkünden.

XI.

Die Sichtung des Jacobinerclubs wurde in der Weiſe fortgeſetzt, wie in der vorhergehenden Sitzung beſchloſſen worden war. Jedes Mitglied wurde nach der Reihe auf die Rednerbühne gefordert, um eine öffentliche Prüfung ſeiner Meinungen und ſeines Lebens zu beſtehen.

Als Danton erſchien, um Rechenſchaft über ſeine Handlungen abzulegen, lief ein Murren des Tadels durch den Saal. Das Echo ſeines ſchlechten Rufs drang zu ihm bis auf die Rednerbühne. Danton war einen Augenblick in Verwirrung, dann nahm er wieder die Sicherheit der Verzweiflung an und waffnete ſich mit der Unerſchütterlichkeit einer Tugend, die er nicht beſaß. „Ich habe Gerüchte gehört,“ ſagte er. „Schon ſind ſchwere Anſchuldigungen gegen mich im Umlaufe. Ich verlange endlich, mich vor dem Volke zu rechtfertigen. Ich fordere alle diejenigen, die Verdacht gegen mich haben faſſen können, auf, ihre Anklagen beſtimmt zu ſtellen, denn ich will ihnen öffentlich darauf

antworten. Ich habe ein gewiſſes Zeichen des Misfallens erhalten, als ich auf der Rednerbühne erſchien. Habe ich denn jene Züge verloren, die das Geſicht eines freien Mannes charakteriſiren. Bin ich nicht mehr der nämliche Danton, der euch zur Seite geſtanden hat in allen Augenblicken der Entſcheidung? Bin ich nicht mehr der, den ihr oft umarmt habt als euern Freund und der nur mit euch ſterben ſollte? Ich bin einer der unerſchrockenſten Vertheidiger Marat's geweſen. Ich rufe den Schatten des Volksfreundes an! Ihr werdet erſtaunt ſein, wenn ich euch mein Privatleben aufdecken werde, zu ſehen, daß der koloſſale Reichthum, welchen mir meine Feinde ſo freigebig zuſchreiben, ſich auf ein geringes Vermögen reducirt, das ich immer beſeſſen habe. Ich fordere die Uebelwollenden heraus, den Beweis eines einzigen Verbrechens gegen mich zu liefern. Alle ihre Bemühungen werden mich nicht erſchüttern können. Ich will ſtehen bleiben mit dem Volke. Ihr ſollt mich in ſeiner Gegenwart richten. Ich werde nicht eine Seite mehr von meiner Geſchichte zerreißen, als ihr von der eurigen zerreißt, die die Annalen der Freiheit unſterblich machen muß."

Nach dieſem Eingange, der ſo zu ſagen, das lange geſchloſſene Siegel ſeines Herzens brach, überließ ſich Danton einer ſo überſtrömenden und reißenden Improviſation, daß die Feder der Zuhörer ihr nicht folgen und ſie nicht aufzeichnen konnte. Er ließ ſein Leben vorüberziehen und machte ſich eine Standſäule aus ſeinen revolutionairen Handlungen, von der herab er ſeine Verleumder aufforderte, ſie zu erſchüttern. Er ſchloß damit, die Ernennung einer Commiſſion von zwölf Mitgliedern zu verlangen, die ſein Verhalten prüfen ſollten. Man nahm dieſe Bitte mit Schweigen auf. Man ſah, daß das Volk, von ſeiner Beredtſamkeit ergriffen, an ſein Genie glaubte, aber nicht an ſein Gewiſſen.

Robespierre konnte mit einem Worte Danton erheben oder ſtürzen. Er fühlte, daß er dieſes Mannes bedürfe, um der Popularität Hébert's die Wage zu halten. Er wollte ihm, indem er ihn rettete, zeigen, daß er ihn verderben könne. Er beſtieg die Tribune nicht mit der nachdenklichen Langſamkeit, die er gewöhnlich annahm, wenn er das Wort ergreifen wollte, ſondern mit der Haſt eines Man-

nes, die einen ſchon ausgehobenen Streich pariren will. „Danton,“ ſagte er zu ihm, ſich mit ſtrenger Stimme an ihn wendend, „Du verlangſt, daß man die gegen Dich erhobenen Beſchwerden beſtimmt hinſtelle. Niemand erhebt ſeine Stimme. Nun denn, ſo will ich es thun! Danton, Du biſt beſchuldigt worden, ausgewandert zu ſein. Man hat geſagt, Du ſeiſt nach der Schweiz gegangen und Deine Krankheit ſei nur eine vorgebliche geweſen, um dem Volke Deine Flucht zu verbergen. Man hat geſagt, es ſei das Streben Deines Ehrgeizes geweſen, Regent unter Ludwig XVII. zu werden, daß zu einer gewiſſen Zeit Alles vorbereitet geweſen ſei, um Deine Dictatur zu proklamiren, daß Du das Haupt der Verſchwörung ſeiſt, daß weder Pitt, noch Coburg, noch England, noch Oeſtreich, noch Preußen unſere gefährlichſten Feinde ſeien, ſondern daß Du es ſeiſt, Du allein; daß der Berg voll Deiner Mitſchuldigen ſei, mit einem Worte, daß man Dich ermorden müſſe!“

„Der Convent,“ fuhr Robespierre fort, „weiß, daß ich getheilter Meinung mit Danton war, daß zur Zeit des Verraths Dumouriez' mein Verdacht dem ſeinen zuvorgeeilt war. Ich habe ihm damals vorgeworfen, daß er nicht entrüſtet genug über dieſes Ungeheuer ſei, ich habe ihm vorgeworfen, Briſſot und ſeine Mitſchuldigen nicht mit genug Heftigkeit verfolgt zu haben. Ich ſchwöre, daß dies die einzigen Vorwürfe ſind, die ich ihm mache! . . .“

„Danton! weißt Du nicht,“ fuhr der Redner mit faſt gerührter Stimme fort, „daß, jemehr ein Mann Muth und Patriotismus hat, um ſo wüthender die Feinde der öffentlichen Sache über ihn herfallen, um ihn ins Verderben zu ſtürzen? Die Feinde des Vaterlandes ſcheinen mich ausſchließlich mit Lob zu überſchütten, aber ich verſchmähe es. Glaubt man, daß ich unter dieſen Lobſprüchen das Meſſer nicht ſehe, mit dem man das Vaterland erdolchen will! Die Sache der Patrioten iſt eine gemeinſame. Ich täuſche mich vielleicht in Danton, aber wenn man ihn in ſeiner Familie betrachtet, ſo verdient er nur Lob. In politiſcher Beziehung habe ich ihn beobachtet. Eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihm und mir hat mich mit Sorgfalt, bisweilen ſelbſt mit Zorn auf ihn achten laſſen. Danton will, daß man ihn richte, er hat Recht. Man richte auch mich.

Sie mögen auftreten, die Männer, die beſſere Patrioten ſein wollen als wir!“

XII.

Dieſes Zeugniß rettete Danton, aber es verſchaffte ihm ſein verlorenes Anſehn nicht wieder. Das war es, was Robespierre wollte. Er bedurfte Danton's als Schützling, aber nicht als Gleichſtehenden. Er bedurfte dieſer Stimme auf dem Berge, um die Gemeine niederzuſchmettern. War die Gemeine erſt unterworfen, ſo mußte Danton, der bei den Jacobinern alle Bedeutung verloren hatte, dienen oder zittern. Robespierre übte keineswegs weder dieſelbe Schonung noch dieſelben Kunſtgriffe den andern überſpannten oder verderbten Mitgliedern des Convents gegenüber, die bei den Jacobinern oder den Cordeliers herrſchten. Die Reihe war an Anacharſis Clootz, den *Redner des Menſchengeſchlechts* gekommen. „Können wir,“ rief er aus, „als Patrioten einen deutſchen Baron betrachten? Oder als Demokraten einen Mann, der hunderttauſend Livres Renten hat? Oder als Republikaner einen Mann, der nur die fremden Bankiers und die Frankreich feindlichen Gegenrevolutionairs beſucht? Clootz, Du bringſt Dein Leben hin mit den Agenten und Spionen der fremden Mächte (Proly, Dubuiſſon, Pereyra), Du biſt ein Verräther wie ſie, man muß Dich überwachen. Bürger, ihr habt ihn bald zu den Füßen des Tyrannen und ſeines Hofes, bald auf den Knien vor dem Volke geſehen. Er hat Briſſot, Dumouriez, der Gironde den Hof gemacht. Er wollte, Frankreich ſollte die ganze Welt angreifen! Er hat ein Pamphlet veröffentlicht: *Weder Marat, noch Roland.* Er hat darin Roland eine Ohrfeige gegeben, aber eine noch ſchmählichere dem Berge. Seine überſpannten Anſichten, ſeine Hartnäckigkeit, immer von einer Univerſalrepublik zu ſprechen und uns eine Eroberungswuth einzuflößen, waren eben ſo viele Fallſtricke, die er der Republik legte, um ihr alle Völker und alle Elemente zu Feinden zu machen. Er hat die Bewegung gegen den Cultus angefacht. Clootz, wir kennen Deine nächtlichen Beſuche bei Gobel, dem Biſchofe von Paris! Wir wiſſen, daß Du dort unter dem ſchützenden Dunkel der Nacht mit

Gobel jenen philoſophiſchen Mummenſchanz vorbereitet haſt. Bürger, ſeht ihr für einen Patrioten einen Ausländer an, der demokratiſcher ſein will, als die Franzoſen, und den man bald über bald unter dem Berge ſieht? Denn niemals war Clootz mit dem Berge. Unglückliche Patrioten, was können wir thun, umgeben von Feinden, die ſich in unſere eignen Reihen miſchen, um uns zu bekämpfen. Sie verbergen ſich hinter eine Maske, ſie zerfleiſchen uns und wir fühlen nur die Streiche, ohne die Hand zu ſehen. Es iſt um uns geſchehen, unſere Sendung iſt beendet. Unſere Feinde ſtellen ſich an, als ob ſie die Höhe des Berges noch überſtiegen, und greifen uns ſo im Rücken an, um noch tödtlichere Streiche gegen uns zu führen.“ Dann wurde er faſt zu Thränen weich und ſprach, die Worte Chriſti in ſeinem Todeskampfe parodirend: „Wachet, denn das Ende des Vaterlandes iſt nahe herbeigekommen!“

Der unglückliche Clootz, der am Fuße der Rednerbühne unter der Geberde Robespierre's ſein Haupt beugte, wagte nicht die Laſt der Vorwürfe von ſich abzuwälzen, die ihn erdrückte. Ein aufrichtiger Fanatiker und der Freiheit von Herzen ergeben, war indeſſen Clootz nur der Verbindung mit den verdorbenen Männern des Convents, wie Fabre und Chabot, und mit den materialiſtiſchen Demagogen der Partei Hébert's ſchuldig. Er war es beſonders in den Augen Robespierre's der Proklamation der Univerſalrepublik wegen, welche alle Throne und alle Nationalitäten bedrohte. Robespierre, der ſtets den Frieden mit dem Auslande gewollt hatte, wollte ihn noch. Indem er Clootz als einen Unſinnigen, als einen Atheiſten opferte, glaubte er einen Stein des Anſtoßes zwiſchen Europa und der franzöſiſchen Republik hinwegzuräumen. Robespierre wollte keine Eroberungen, als durch die Ideen.

Die politiſche Nachſicht, mit der er Danton geſchützt hatte, erſtreckte ſich auch auf Fabre d'Eglantine, den Dichter und Schmeichler des Volkes, deſſen plötzlicher Reichthum ſeine Redlichkeit verdächtig machte.

Camille Desmoulins, ein anderer Anhänger Danton's, bedurfte ebenfalls der Entſchuldigung wegen des Mitleids, das er im Revolutionstribunale im Augenblicke der Verurtheilung der Girondiſten gezeigt hatte. „Es iſt wahr,“ ſagte Ca-

mille Desmoulins, „daß mich eine Regung des Gefühls anwandelte bei der Verurtheilung der Zweiundzwanzig. Aber die, welche ſie mir zum Vorwurf machen, waren weit entfernt, ſich mit mir in der nämlichen Lage zu befinden. Ich liebe die Republik, aber ich habe mich getäuſcht in vielen Männern, wie in Mirabeau und Lameth, die ich für wahre Vertheidiger des Volkes hielt und die damit endeten, es zu verrathen. Eine merkwürdige Fügung des Schickſals hat gewollt, daß mir von den ſechzig Perſonen, die meinen Heiratscontrakt unterzeichnet haben, nur noch zwei Freunde übriggeblieben ſind, Robespierre und Danton. Alle übrigen ſind geflohen oder guillotinirt worden. Unter dieſer Zahl waren ſieben von den Zweiundzwanzig. Ich bin immer der Erſte geweſen meine eignen Freunde anzuklagen, ſobald ich geſehen habe, daß ſie übelthaten. Ich habe die Stimme der Freundſchaft erſtickt, die mir ihre großen Talente eingeflößt hatten.“

Dieſe Entſchuldigung, die ſchüchtern von Camille Desmoulins geſtammelt wurde, beſchwichtigte nicht das Murren der Jacobiner. Robespierre erhob ſich, um ſie zu beruhigen. Er liebte und verachtete zu gleicher Zeit dieſen jungen Mann, der leidenſchaftlich war wie eine Frau und beweglich wie ein Kind. „Man muß,“ ſagte Robespierre, „Camille Desmoulins mit ſeinen Fehlern und ſeinen Tugenden betrachten. Bisweilen ſchüchtern und vertrauensvoll, oft muthig, ſtets Republikaner, hat man ihn nach und nach als den Freund Mirabeau's, Lameth's, Dillon's geſehen, aber man hat auch geſehen, wie er die Götzen zerſchlug, denen er Weihrauch geſtreut hatte. Ich fordere ihn auf, ſeine Bahn zu verfolgen, aber ich fordere ihn auch auf, nicht mehr ſo veränderlich zu ſein und ſich zu bemühen, ſich nicht mehr in den Menſchen zu täuſchen, die eine große Rolle auf dem politiſchen Schauplatze ſpielen.“ Dieſe Verzeihung Robespierre's ſchloß den Freunden Hébert's, die Camille Desmoulins gern treffen wollten, den Mund. Niemand wagte den zu ächten, den Robespierre entſchuldigte.

XIII.

Unterdeſſen wurden Vincent, Héron, Ronſin, Maillard, die Hauptführer der Cordeliers, auf Befehl des Wohlfahrts-

ausſchuſſes, auf eine Anklage Fabre d'Eglantine's hin, verhaftet, dann aber auf einen Bericht Robespierre's hin wieder in Freiheit geſetzt. Anſcheinend einzig und allein damit beſchäftigt das Uebergewicht der Regierung über alle Parteien ſicher zu ſtellen, verlas Robespierre im Convente einen Bericht über die Principien der Revolutionsregierung. Dieſer Bericht warf Licht über ſeine Pläne und über die des Ausſchuſſes. „Die Theorie der Revolutionsregierung,“ ſagte er darin, „iſt eben ſo neu, als die Revolution, die ſie hervorgerufen hat. Der Zweck der conſtitutionellen Regierung iſt der, die Republik zu erhalten; der Zweck der Revolutionsregierung iſt der, ſie zu begründen.

„Die Revolution iſt der Krieg der Freiheit gegen ihre Feinde. Die Conſtitution iſt die Herrſchaft der ſiegreichen und friedlichen Freiheit.

„Die Revolutionsregierung muß den guten Bürgern jeden Nationalſchutz gewähren. Den Feinden des Volkes muß ſie den Tod geben. Sie muß zwei Klippen vermeiden: die Schwäche und die Unbeſonnenheit, den Moderantismus und die Ausſchweifung.

„Ihre Macht muß unbegrenzt ſein. An dem Tage, wo ſie in unreine oder treuloſe Hände fällt, iſt die Freiheit verloren.

„Die Gründung der franzöſiſchen Republik iſt kein Kinderſpiel. Wehe uns, wenn wir das Bündel zerbrechen, anſtatt es enger zu ſchnüren. Opfern wir dieſem Werke unſere Eigenliebe. Scipio machte ſich, nachdem er Hannibal und Karthago beſiegt hatte, eine Ehre daraus, unter den Befehlen ſeines Feindes zu dienen. Wenn unter uns die Funktionen der Revolutionsregierung Gegenſtände des Ehrgeizes werden, anſtatt mühevolle Pflichten zu ſein, ſo iſt die Republik ſchon verloren.

„Kaum haben wir die afterphiloſophiſchen Ausſchweifungen gegen die Culten unterdrückt, kaum haben wir hier das Wort Ultrarevolutionaire ausgeſprochen und ſchon haben es die Parteigänger des Königthums auf glühende Patrioten anwenden wollen, die in gutem Glauben aus Eifer einige Fehler begangen hatten. Sie ſuchen Häupter in eurer Mitte. Ihre Hoffnung ſteht darauf, euch gegen einander zu hetzen. Dieſer unheilvolle Kampf würde die

Ariſtokraten und die Girondiſten rächen. Man muß ihre Hoffnungen zu nichte machen, indem man ihre Mitſchuldigen richtet.“ Dieſer zweiſchneidige Bericht, der offenbar gegen die Hebertiſten gerichtet war, die den Wohlfahrtsausſchuß der Schwäche beſchuldigten, und gegen die Dantoniſten, die ihm übermäßige Strenge zum Vorwurf machten, ſchloß mit einem Decrete, das die ſchleunige Aburtheilung Dietrich's, das Maire von Strasburg, Cuſtine's, des Sohnes des Generals, und einer beſtimmten Anzahl des Einverſtändniſſes mit dem Auslande angeklagter Generale anordnete. Es waren dies faſt Alles Unſchuldige, die dem Frieden zwiſchen den drei Parteien zum Opfer gebracht wurden. Dieſes Blut wurde der Anarchie im Convente hingeworfen, um ſie zu beſchwichtigen, aber dieſes Opfer beſchwichtigte nichts.

XIV.

Der Streit zwiſchen Camille Desmoulins und Hébert in ihren Blättern unterhielt die Zwietracht. Stumme Anzeichen verriethen Robespierre und dem Ausſchuſſe das dumpfe Murren Danton's. Das Zurücktreten und das Schweigen dieſes Redners beunruhigten den Wohlfahrtsausſchuß. Seit ſeiner Rückkehr von Arcis ſur Aube war ſein Schweigen unnatürlich. Seine Humanität war verdächtig. Das Septemberblut, das noch ſeine Hände befleckte, hatte ſoviel Mitleid im Herzen Danton's nicht wahrſcheinlich gemacht. Man ſah in ſeiner zur Schau getragenen Nachſichtigkeit mehr eine Berechnung, als eine Regung des Gefühls. Dieſe Berechnung war bedrohlich für die Männer, die die Waffe der Hinrichtungen handhabten. Danton ſchien ihnen, indem er ſich gefliſſentlich von ihnen trennte, auf die Stunde eines Umſchlags der öffentlichen Meinung zu lauern, um dieſe Waffe gegen ſie zu kehren, das Blut auf ihr Haupt zu wälzen, ihnen die Opfer vorzurücken, den Groll, den ſie auf ſich gezogen, zu benutzen und ſich der Revolution, ihres Werkes, zu bemächtigen, während er ſie der Rache des Volkes hinwürfe. Dieſer Verdacht Robespierre's und des Ausſchuſſes gegen Danton war durch ſeine Natur, durch ſeine Lage und durch ſeine tiefe Politik gerechtfertigt. Sie

Digitized by Google

waren es außerdem durch die eigenthümliche Art ſeines Weſens, das mit der Inconſequenz eines Gefühls von der Leidenſchaftlichkeit des Terroriſten zur Großmuth und Weichherzigkeit überging. Die Verbrechen und die Tugenden Danton's vereinigten ſich alſo in dieſem Augenblicke, um ihn zu ſtürzen. Sein müßiges und wollüſtiges Leben zu Sèvres, während die Republik in Flammen ſtand und ihr Blut aus allen ihren Adern floß, endlich der unerklärliche Reichthum, den man ihm zuſchrieb, verglichen mit der Dürftigkeit Robespierre's, lenkten vollends den Verdacht auf ihn. Die Unbeſonnenheiten der Feder Camille Desmoulins' fielen auf Danton zurück. Man glaubte nicht, daß dieſer junge und leichtſinnige Pamphletiſt fähig wäre, Alles zu wagen, wenn er nicht fühlte, daß er ſich an einen Koloß anlehne. Die Kühnheiten ſeiner Schreibweiſe galten für Eingebungen ſeines Patrons.

Camille Desmoulins hatte Robespierre ſchmeicheln wollen, indem er den Vieux Cordelier gegen Hébert und ſeine Partei richtete, bis er fand, daß er dadurch bei dieſem mistrauiſchen Nebenbuhler angeſtoßen habe. Ein ſeltſamer Irrthum einer Schmeichelei, die ſich im Zeitpunkte täuſcht und verwundet, während ſie liebkoſen will. Der ganze Knoten des Dramas, das ſich jetzt entwickelt, liegt in dieſem Irrthume eines Pamphletiſten. Seine unbedachtſame Feder, die ſeine Feinde tödten wollte, rückte nur die Stunde ſeiner Freunde und ſeine eigene näher herbei. Sein ungeduldiges Streben nach Bedeutung und Ruf ſtürzte ihn ins Verderben. Sein Tod war eine Unbeſonnenheit wie ſein Leben, aber es war wenigſtens eine ehrenwerthe, bisweilen erhabene Unbeſonnenheit, die dem Anſcheine nach viele Schändungen und Feigheiten des Talents ſühnte.

XV.

Camille Desmoulins begann in ſeiner erſten Nummer des Vieux Cordelier damit, Robespierre zu ſchmeicheln.

„Der Sieg iſt den Jacobinern geblieben, ſchrieb er, indem er die Rechtfertigung Danton's erzählte, weil in der Mitte dieſer Trümmer koloſſaler Rufe des Bürgerſinns der Robespierre's unangetaſtet ſtehen geblieben iſt. Die Partei

der Ankläger, die ſchon ſtark war durch das Terrain, das ſie während der Krankheit und Abweſenheit Danton's erlangt hatten, ziſchte mitten in den ergreifendſten und überzeugendſten Stellen ſeiner Rechtfertigung, ſchüttelte den Kopf und lächelte mitleidig wie bei der Rede eines Mannes, der ſchon durch alle Abſtimmungen hindurch verurtheilt iſt. Wir haben indeſſen dennoch geſiegt, weil nach den niederſchmetternden Reden Robespierre's, in denen das Talent mit den Gefahren der Republik noch zu wachſen ſcheint, und nach dem tiefen Eindrucke, den er in den Gemüthern zurückgelaſſen hatte, es unmöglich war die Stimme noch gegen Danton zu erheben, ohne, ſo zu ſagen, eine öffentliche Quittung auf die Guineen Pitt's auszuſtellen."

Er trug weiterhin eine Verehrung Marat's zur Schau, um ſich durch den Ruf dieſes Todten gegen die zu decken, welche ihm Schwäche vorwarfen:

„Seit dem Tode dieſes hellſehenden Patrioten und großen Charakters, den ich vor bereits drei Jahren den göttlichen Marat zu nennen wagte, iſt dies der einzige Weg, den die Feinde der Republik einhalten. Und ich rufe ſechzig meiner Collegen zu Zeugen auf, wie oft ich vor ihnen geſeufzt habe über die traurigen Erfolge dieſes Weges. Endlich hat Robespierre zuerſt in einer Rede, deren Verſendung an ganz Europa der Convent beſchloſſen hat, den Schleier gehoben. Es ziemte ſeinem Muthe und ſeiner Popularität, darin, wie er es gethan hat, geſchickt das große Wort einfließen zu laſſen, das rettende Wort, daß Pitt die Waffen gewechſelt hat, daß er es unternommen hat durch die Uebertreibung zu bewirken, was er durch den Moderantismus nicht bewirken konnte, und daß es in politiſcher Beziehung gegenrevolutionaire Menſchen gibt, die wie Roland die öffentliche Meinung bearbeiten und ſie irre leiten nach der entgegengeſetzten Richtung, aber nach einem andern Extreme hin, das eben ſo unheilvoll für die Freiheit iſt. Seitdem hat Robespierre in zwei nicht minder beredten Reden bei den Jacobinern mit noch mehr Heftigkeit ſich gegen die Ränkeſchmiede ausgeſprochen, die ſich ſchmeichelten ihn durch hinterliſtige und ausſchließliche Lobeserhebungen von allen ſeinen alten Waffengefährten und der heiligen Schar der Cordeliers zu trennen, mit der er ſo oft das royaliſtiſche

Heer geſchlagen hat. Zur Schande der Prieſter hat er Gott vertheidigt, den ſie feig verlaſſen haben!"

Dann ließ Camille Desmoulins einen Widerſchein des Geiſtes des Tacitus auf die modernen Schandthaten fallen; das Franzöſiſche wurde unter ſeiner Feder ſcharf und lapidariſch wie das Latein:

„Nach der Belagerung von Peruſia, ſagen die Hiſtoriker, war trotz der Capitulation die Antwort des Auguſtus: Ihr müßt Alle ſterben. Dreihundert der angeſehenſten Bürger wurden in das Haus des Julius Cäſar geführt und dort am Tage der Iden des März erwürgt, nachher ließ er den Reſt der Einwohner bunt durcheinander über die Klinge ſpringen, die Stadt einäſchern und wie Herkulanum von der Oberfläche der Erde verſchwinden. Es gab in frühern Zeiten, ſagt Tacitus, zu Rom ein Geſetz, welches die Staats- und Majeſtätsverbrechen näher beſtimmte und Todesſtrafe darauf ſetzte. Dieſe Majeſtätsverbrechen beſchränkten ſich zur Zeit der Republik auf vier Fälle: Wenn man eine Armee in Feindeslande verlaſſen hatte, wenn man Aufruhr angeſtiftet hatte, wenn die Mitglieder der conſtituirten Körperſchaften die öffentlichen Angelegenheiten oder den öffentlichen Schatz ſchlecht verwaltet hatten und wenn man die Majeſtät des römiſchen Volkes herabgewürdigt hatte. Die Kaiſer brauchten dieſem Geſetze blos noch einige Artikel hinzuzufügen, um die Bürger und ganze Städte in die Acht zu ziehen. Nachdem erſt Reden zu Staatsverbrechen geworden waren, war nur noch ein Schritt um bloße Blicke, Traurigkeit, Mitleiden, Seufzer und ſelbſt das Schweigen zu Verbrechen zu machen. Bald war es ein Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung und der Gegenrevolution für die Stadt Murcia, daß ſie ihren Bürgern, die bei der Belagerung von Mutina gefallen waren, wo ſie unter Auguſtus gekämpft hatten, ein Denkmal errichtet hatte; aber weil damals Auguſtus im Vereine mit Brutus gekämpft hatte, erfuhr Murcia daſſelbe Schickſal wie Peruſia.

„Ein Verbrechen der Gegenrevolution war es für Libo Druſus, daß er die Wahrſager gefragt hatte, ob er nicht ſpäter einmal große Reichthümer beſitzen werde. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für den Journaliſten Cremutius Cordus, Brutus und Caſſius die letzten Römer genannt zu

haben. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für einen der Nachkommen des Caſſius, in ſeinem Hauſe ein Bildniß ſeines Urgroßvaters zu haben. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für Mamercus Scaurus eine Tragödie geſchrieben zu haben, in der ein Vers vorkam, dem man einen Doppelſinn geben konnte. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für Torquatus Silanus, vielen Aufwand zu machen. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für Petrejus, einen Traum von Claudius gehabt zu haben. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für Appius Silanus, daß ſeine Frau einen Traum von ihm gehabt hatte. Ein Verbrechen der Gegenrevolution für Pomponius, daß ein Freund des Sejanus eine Zuflucht auf einem ſeiner Landhäuſer geſucht hatte. Ein Verbrechen der Gegenrevolution war es, über die ſchlechten Zeiten zu klagen, denn das hieß der Regierung den Prozeß machen. Ein Verbrechen der Gegenrevolution, den Geiſt des Kaligula nicht zu verehren; und weil ſie dagegen gefehlt hatten, wurde eine große Anzahl von Bürgern gepeitſcht, zu den Bergwerken oder zum Kampfe mit den wilden Thieren verurtheilt, bisweilen ſelbſt mitten voneinander geſägt. Ein Verbrechen der Gegenrevolution war es für die Mutter des Conſuls Fabius Geminus, den traurigen Tod ihres Sohnes beweint zu haben.

„Man mußte Freude über den Tod ſeines Freundes und ſeines Verwandten bezeigen, wenn man ſich nicht ſelbſt der Gefahr des Todes ausſetzen wollte. Unter Nero brachten Mehrere, deren nächſte Verwandte er hatte ſterben laſſen, den Göttern ihren Dank dafür dar und erleuchteten dann feſtlich ihre Häuſer. Wenigſtens mußte man eine Miene der Zufriedenheit, eine offene und ruhige Miene haben. Man fürchtete ſich, daß nicht die Furcht ſelbſt ſtrafbar mache. Alles erweckte Mistrauen bei dem Tyrannen. War ein Bürger bei dem Volke beliebt, ſo war er ein Nebenbuhler des Fürſten, der einen Bürgerkrieg erregen wollte. Verdächtig!

„Floh man hingegen die Popularität und hielt ſich im Verborgenen, ſo zog dieſes zurückgezogene Leben die Beachtung auf ſich. Verdächtig!

„War Einer arm, ſo mußte man dieſen Mann näher überwachen. Es gibt keine unternehmenderen Menſchen, als die, welche Nichts haben. Verdächtig!

„War Einer von düſterem, melancholiſchem Charakter oder kleidete er ſich nachläſſig, ſo war der Grund ſeiner Niedergeſchlagenheit der gute Gang der öffentlichen Angelegenheiten .... Verdächtig!

„War er tugendhaft und ſtreng in ſeinen Sitten, gut; ein neuer Brutus, der mit ſeinem blaſſen Geſichte eine ſtillſchweigende Cenſur über einen liebenswürdigen und zierlichen Hof ausüben will. Verdächtig!

„War es ein Philoſoph, ein Redner oder ein Dichter, ſo war es ihm ſehr dienlich, mehr Ruf zu haben, als die, welche regierten. Konnte man dulden, daß man ſeine Augen mehr auf den Autor, als auf den Kaiſer in ſeiner Gitterloge richtete.

„Hatte man ſich endlich Ruhm im Kriege erworben, ſo war man nur um ſo gefährlicher durch ſein Talent. Mit einem ungeſchickten Generale war man noch nicht ſo ſchlimm daran. Wenn er zum Verräther wurde, ſo konnte er eine Armee nicht ſo gut dem Feinde in die Hände liefern, daß nicht Der und Jener entkommen wäre. Aber ein Feldherr von dem Verdienſt eines Corbulo oder Agricola, wenn der Verrath übte, ſo würde nicht ein Einziger davongekommen ſein. Das Beſte iſt, ſich ſeiner zu entledigen. Wenigſtens kann man ſich nicht entſchlagen, ihn ſchleunig vom Heere abzuberufen. Verdächtig!

„Man kann ſich leicht denken, daß dies um ſo ſchlimmer war, wenn man ein Enkel oder Verwandter des Auguſtus war: man konnte ja Anſprüche auf den Thron machen. Verdächtig!

„So war es nicht möglich, irgend eine Qualität zu haben, wenn man ſich nicht ſelbſt zum Werkzeuge der Tyrannei machte, ohne die Eiferſucht des Despoten zu erwecken und ſeinem gewiſſen Untergange entgegenzugehen. Es war ein Verbrechen, ein hohes Amt zu bekleiden oder ſeine Entlaſſung davon einzugeben. Aber das größte aller Verbrechen war, unbeſtechlich zu ſein.

„Den Einen tödtete man ſeines oder des Namens ſeiner Voraltern wegen, einen Andern wegen ſeines ſchönen Hauſes zu Alba, den Valerius Aſiaticus wegen ſeiner Gärten, die der Kaiſerin gefallen hatten; den Italicus wegen ſeines Geſichts, das ihr misfallen hatte, und eine Menge, ohne

daß man nur vermuthen konnte weswegen. Toranius, der Vormund und alte Freund des Auguſtus, wurde von ſeinem Mündel geächtet, ohne daß man wußte warum, obgleich er ein redlicher Mann war, der ſein Vaterland liebte. Weder die Prätur noch ſeine Unſchuld konnten den Quintus Gellius vor den blutigen Händen des Henkers bewahren; dieſer Auguſtus, deſſen Milde man ſo oft gerühmt hat, riß ihm mit eigner Hand die Augen aus. Man wurde verrathen und ermordet von ſeinen Sklaven oder von ſeinen Feinden; und wenn man keine Feinde hatte, ſo fand ſich als Mörder ein Wirth, ein Freund, oder ein Sohn. Mit einem Worte, unter dieſen Regierungen war der natürliche Tod eines berühmten oder ſelbſt nur etwas höhergeſtellten Mannes ſo ſelten, daß es als ein Ereigniß in die Zeitungen geſetzt wurde und von den Geſchichtſchreibern der Nachwelt überliefert wurde. — „Unter dieſem Conſulate,“ ſagt unſer Annaliſt, „gab es einen Pontifex, Piſo, der in ſeinem Bette ſtarb, was wie ein Wunder erſchien.“

„Wie die Ankläger, ſo die Richter. Die Tribunale, die Schützer des Lebens und des Eigenthums, waren Schlachtbänke geworden, wo das, was den Namen Todesſtrafe und Confiscation trug, nichts anderes war als Diebſtahl und Mord. Wenn man keine Mittel und Wege finden konnte, einen Menſchen vor Gericht zu ſtellen, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu Meuchelmord und Gift. Celer Aelius, die berüchtigte Locuſta, der Arzt Anicetus waren patentirte Giftmiſcher von Profeſſion, die zum Gefolge des Hofes gehörten, als eine Art Großwürdenträger der Krone. Wenn dieſe halben Maßregeln nicht hinreichten, nahm der Tyrann ſeine Zuflucht zu einer allgemeinen Proſcription. So erklärte Caracalla, nachdem er mit eigner Hand Geta ermordet hatte, alle deſſen Freunde und Anhänger, an Zahl zwanzigtauſend, für Feinde der Republik; und Tiberius, der Feind der Republik, tödtete alle Freunde und Anhänger des Sejan, an Zahl dreißigtauſend. So erklärte Sylla an einem einzigen Tage ſiebzigtauſend Römer in die Acht. Wenn ein Kaiſer eine prätorianiſche Leibwache von Tigern und Panthern gehabt hätte, ſo würden ſie nicht mehr Perſonen in Stücke zerriſſen haben, als die Angeber, die Freigelaſſenen, die Giftmiſcher und die Meuchelmörder des Cäſaren. Denn die

Digitized by Google

Grauſamkeit aus Hunger hört mit dem Hunger auf, während die Grauſamkeit aus Tyrannenfurcht, Habgier und Mistrauen keine Grenzen hat. Bis zu welchem Grade der Erniedrigung und Nichtswürdigkeit kann nicht das Menſchengeſchlecht herabſinken, wenn man bedenkt, daß Rom die Regierung eines Ungeheuers geduldet hat, das ſich beklagte, daß ſeine Herrſchaft nicht durch irgend ein großes Unglück, eine Peſt, eine Hungersnoth oder ein Erdbeben bezeichnet werde; das den Auguſtus beneidete, daß unter ſeiner Herrſchaft eine ſeiner Armeen in Stücken gehauen worden ſei, und den Tiberius, daß unter ſeiner Herrſchaft das Unglück mit dem Amphitheater von Fidenä ſich ereignet habe, wo funfzigtauſend Menſchen umgekommen waren, und das, um Alles mit einem Worte zu ſagen, wünſchte, daß das römiſche Volk nur einen einzigen Kopf hätte, um es mit einem Streiche zu köpfen!"

XVI.

Hier erhob er ſich bis zur Philoſophie Fenelon's, um der Revolution die Färbung einer politiſchen Religion zu geben:

„Dieſe Leute glauben vermuthlich, die Freiheit könne nur wie das Kind unter Geſchrei und Thränen zum reifen Alter gelangen. Im Gegentheile liegt es in der Natur der Freiheit, daß, um ſie zu genießen, es hinreicht, ſie zu wünſchen. Ein Volk iſt von dem Augenblicke an frei, wo es frei ſein will. Die Freiheit kennt weder Alter noch Kindheit; ſie hat nur ein Alter, das der Kraft und Stärke, ſonſt würden die, welche ſich für die Republik tödten laſſen, eben ſo dumm ſein, wie jene Fanatiker der Vendée, die ſich für die Freuden des Paradieſes tödten laſſen, die ſie nie genießen werden. Wenn wir im Gefechte gefallen ſind, werden wir auch in drei Tagen wieder auferſtehen, wie dieſe dummen Bauern? Nein, die Freiheit, die ich anbete, iſt nicht der unbekannte Gott. Wir kämpfen, um Güter zu vertheidigen, in deren Beſitz ſie auf der Stelle die ſetzt, welche ſie anrufen. Dieſe Güter ſind die Erklärung der Rechte, der Genuß der republikaniſchen Grundſätze, die Brüderlichkeit, die heilige Gleichheit, die Unverletzlichkeit der Principien: das ſind die Spuren der Schritte der Göttin.

„O meine theuern Mitbürger, werden wir uns denn bis zu dem Grade erniedrigen, uns vor ſolchen Gottheiten in den Staub zu werfen? Nein, die Freiheit, jene Freiheit, die vom Himmel geſtiegen iſt, iſt keine Nymphe der Oper, ſie iſt nicht eine rothe Mütze, ein ſchmuziges Hemd oder Lumpen; die Freiheit iſt das Glück, die Vernunft, die Gleichheit, die Gerechtigkeit, ſie iſt eure erhabene Conſtitution. Wollt ihr, daß ich ſie anerkenne, daß ich zu ihren Füßen falle, daß ich all mein Blut für ſie vergieße? Oeffnet die Gefängniſſe der zweihunderttauſend Bürger, die ihr Verdächtige nennt, denn in der Erklärung der Rechte gibt es keine Verdachtshaft, ſondern nur eine Unterſuchungshaft. Der Verdacht hat kein Gefängniß, ſondern nur der öffentliche Ankläger. Es gibt darin keine Verdächtigen, ſondern nur Leute, die beſtimmter, von dem Geſetze vorhergeſehener Vergehen angeſchuldigt ſind. Und glaubt ihr nicht, daß dieſe Maßregel der Republik verderblich werden wird, daß es die revolutionairſte Maßregel iſt, die ihr nur immer ergreifen konntet. Ihr wollt alle eure Feinde durch die Guillotine ausrotten; aber hat es jemals eine größere Thorheit gegeben? Könnt ihr nur einen Einzigen auf dem Schaffote ſterben laſſen, ohne euch ſeine Familie und ſeine Freunde zu Feinden zu machen! Glaubt ihr wirklich von dieſen Frauen, dieſen Greiſen, dieſen Siechen, dieſen Egoiſten, dieſen Nachzüglern der Revolution, die ihr einſperrt, daß ſie euch gefährlich ſeien. Von euern Feinden ſind nur die Feigen und die Kranken unter euch zurückgeblieben; die Muthigen und Kräftigen ſind ausgewandert oder zu Lyon und in der Vendée gefallen. Der ganze übrige Reſt verdient euern Zorn nicht. Dieſer Haufen von Feuillants, von Rentiers und von Krämern, die ihr einkerkert, hat bei dem Zweikampfe der Monarchie und der Republik immer nur dem Volke von Rom geglichen, deſſen Gleichgültigkeit bei dem Kampfe zwiſchen Vitellius und Veſpaſian Tacitus ſchildert.“

XVII.

Das Wort Gnadenausſchuß, das er in die öffentliche Diskuſſion geworfen hatte, ſchmeichelte übrigens dem

Edelmuthe der Sieger, während es die Beſiegten in ihrer Noth und Schwäche tröſtete.

„Was für Segenswünſche würden ſich von allen Seiten erheben! Ich denke ganz anders als die, welche euch ſagen, man muß den Schrecken an der Tagesordnung laſſen. Ich bin im Gegentheile überzeugt, daß die Freiheit feſt begründet und Europa beſiegt werden würde, wenn ihr einen Gnadenausſchuß hättet. Dieſer Ausſchuß iſt's, der die Revolution zu Ende führen wird, denn die Gnade iſt eine revolutionaire Maßregel und die wirkſamſte von allen, wenn ſie mit Weisheit ausgetheilt wird. Mögen die Dummköpfe und die Schufte mich einen Gemäßigten nennen, wie ſie wollen. Ich werde mich nicht darüber ſchämen, nicht enragirter zu ſein, als Marcus Brutus. Dieſer Brutus ſchrieb: „Du würdeſt beſſer thun, mein lieber Cicero, alle Kraft darauf zu verwenden, den Bürgerkriegen ein ſchnelles Ende zu machen, als Deinen Zorn zu üben und Deinem Grolle gegen die Beſiegten nachzugehen.“ Man weiß, daß Thraſybul, nachdem er ſich Athens an der Spitze der Verbannten bemächtigt und diejenigen von den dreißig Tyrannen, die nicht mit den Waffen in der Hand gefallen waren, zum Tode verurtheilt hatte, die äußerſte Nachſicht gegen die übrigen Bürger übte und ſelbſt eine allgemeine Amneſtie verkündigen ließ. Wird man ſagen, Thraſybul und Brutus ſeien Feuillants oder Briſſotiſten geweſen! Ich will gern für ſo gemäßigt gelten, als dieſe großen Männer.“

Dann kommt er auf den Gnadenausſchuß zurück.

„Welcher Patriot fühlt nicht bei dem Worte Gnadenausſchuß ſein Herz gerührt! Denn der Patriotismus iſt die Fülle aller Tugenden und er kann conſequenter Weiſe da nicht ſein, wo man weder Menſchlichkeit noch Menſchenliebe, ſondern nur ein durch den Egoismus ausgedörrtes und vertrocknetes Herz findet. O, mein theurer Robespierre, Du biſt's, an den ich hier das Wort richte. Denn ich habe den Augenblick geſehen, wo Pitt nur noch Dich zu beſiegen hatte, wo ohne Dich das Argonautenſchiff untergegangen, die Republik in ein Chaos zerfallen und der Jacobinerclub und der Berg ein Thurm zu Babel geworden wäre. Robespierre, Du, deſſen beredte Rede die Nachwelt

leſen wird, erinnere Dich an jene Lehren der Geſchichte und der Philoſophie, daß die Liebe ſtärker und dauernder iſt, als die Furcht, daß Bewunderung und religiöſe Verehrung Wohlthaten zur Folge haben, daß die Gnadenacte die Leiter der Lüge ſind, wie Tertullian ſagt, auf der die Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes bis zum Himmel emporgeſtiegen ſind, und daß man nie auf blutigen Stufen hinaufſteigt! Du haſt Dich bereits dieſer Idee ſehr genähert mit der Maßregel, welche Du heute in der Sitzung, Decadi, den 30. Frimaire haſt decretiren laſſen. Allerdings iſt das, was vorgeſchlagen worden iſt, mehr ein Gerechtigkeitsausſchuß; indeſſen warum ſoll die Gnade ein Verbrechen in der Republik geworden ſein?"

Endlich wagte er es, ſich gegen Barrère, den Secretär des Wohlfahrtsausſchuſſes, zu wenden.

„Die Gemäßigten, die Ariſtokraten, ſagt Barrère, begegnen ſich nicht mehr, ohne ſich zu fragen: Haben ſie ſchon den Vieux Cordelier geſehen? Ich, der Patron der Ariſtokraten, der Gemäßigten! Wenn das Schiff der Republik, das zwiſchen den beiden Klippen hinfährt, von denen ich geſprochen habe, ſich zu ſehr der des Moderantismus nähert, ſo wird man ſehen, ob ich bei dem Manöver mithelfen werde, ob ich ein Gemäßigter bin. Ich bin Revolutionair geweſen vor euch Allen. Ich bin mehr geweſen, ich bin ein Räuber geweſen, und ich mache mir einen Ruhm daraus, es geweſen zu ſein, als in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1789 ich und der General Danican die Läden der Büchſenmacher erbrechen ließen, um das erſte Bataillon der Sansculotten zu bewaffnen. Damals hatte ich den Muth der Revolution. Als Deputirten der Nationalverſammlung geziemt mir heute der Muth der Vernunft, der Muth, unverhohlen meine Meinung zu ſagen.

„Aber ihr, meine Collegen, ich werde zu euch ſagen, wie Brutus zu Cicero: Wir fürchten zu ſehr den Tod, die Verbannung und die Armuth: Nimium timemus mortem et exilium et paupertatem. Verdient es denn dieſes Leben, daß ein Volksrepräſentant es verlängere auf Koſten der Ehre? Es iſt keiner unter uns, der nicht auf dem Höhepunkte ſeines Lebens angekommen wäre. Es bleibt uns nur noch übrig durch tauſend Abgründe hindurch, die

ſelbſt für den unbekannten Mann unvermeidlich ſind, wieder herabzuſteigen. Und dieſes Herabſteigen wird uns keinen Weg, keine Ausſicht öffnen, die ſich nicht tauſendmal köſtlicher Salomo geboten hätten, der doch in der Mitte ſeiner ſiebenhundert Frauen voll Verachtung gegen alle Güter des Glücks ſagte: Ich habe gefunden, daß die Todten glücklicher ſind als die Lebendigen und daß der der Glücklichſte, der nie geboren."

XVIII.

Hébert, der in dieſen Blättern gebrandmarkt wurde, ſtieß Schreie des Schmerzes und der Wuth aus unter dem Stilete Camille Desmoulins'! Er hörte nicht auf, ſeine Ausſtoßung von den Jacobinern zu verlangen und ihn bei den Cordeliers anzuklagen als einen Söldling des Aberglaubens und der Ariſtokratie. Barrère ſeinerſeits donnerte gegen Camille Desmoulins im Wohlfahrtsausſchuſſe und auf der Rednerbühne des Convents. Er beſchuldigte ihn, daß er den Patriotismus beſchimpfe und die aufopfernde Energie der Begründer der Freiheit mit der Grauſamkeit der Tyrannen vergleiche. Camille, der auch von Danton desavouirt und von Robespierre geſchmählt wurde, begann zu fühlen, daß er ſeine Hand zwiſchen zwei Koloſſe geſteckt habe, die ihn in ihrem Zuſammenſtoße zermalmen mußten. Aber er ſchämte ſich vor der öffentlichen Meinung, die dieſe erſten Berufungen auf die Gnade ermuthigte, zurückzuweichen, und erſchwerte ſein Verbrechen immer mehr in neuen Blättern, in denen ſich zugleich ſeine Beredtſamkeit und ſeine Angriffe auf die Jacobiner verdoppelten.

Hébert, Ronſin, Vincent, Momoro, Chaumette, denen es im Augenblicke des Kampfes an Entſchloſſenheit fehlte, bemühten ſich, wie Camille Desmoulins, ſich mit Robespierre abzufinden und ihn durch Schmeicheleien zu kirren. Die Frau Hébert's, eine durch die Revolution aus dem Kloſter befreite Nonne, die aber eines andern Gatten würdig war, beſuchte oft das Haus Duplay's. Robespierre fühlte vor dieſer Frau die Achtung und Hochſchätzung, die er Hébert verſagte. Sie verſuchte, ihn ihrem Manne zu nähern. Bei einem Mittagseſſen bei Duplay bemühte ſie ſich den Verdacht zu zerſtreuen,

den Robespierre gegen die Faction der Cordeliers hegte. Am Abende ließ Robespierre Hébert einen Blick in ſein Inneres werfen und gab ihm zu verſtehen, daß die Vereinigung der öffentlichen Gewalt in einem aus Danton, Hébert und ihm beſtehenden Triumvirate vielleicht das Bündel der Republik, das dem Zerbrechen nahe, wieder feſter ſchnüren könne. Hébert erwiderte, daß er ſich unfähig fühle zu einer andern Rolle als der des Ariſtophanes des Volkes. Robespierre betrachtete ihn mit Mistrauen. Die Frau Hébert's ſagte beim Weggehen ihrem Manne, daß der Empfang und die Zurückweiſung eines ſolchen Winkes ihn in eine tödtliche Gefahr bringe. „Beruhige Dich," ſagte Hébert, „ich fürchte Robespierre eben ſo wenig wie Danton. Sie mögen kommen, wenn ſie es wagen, und mich aus der Mitte meiner Gemeine holen."

Hébert, der bald furchtſam, bald keck war, ſprach nicht weniger herausfordernd von Danton und ſeinen Freunden in ſeinem Blatte und auf der Rednerbühne der Cordeliers. Der Beifall des Pöbels, die Kühnheit Vincent's, die Waffen Ronſin's, die nur ſcheinbar entlaſſenen Banden Maillard's machten Hébert ſicher. Er ſchmähte offen den Wohlfahrtsausſchuß. Die Regierung hatte nur die Wahl, dieſen Demagogen zu ſtürzen oder von ihm geſtürzt zu werden. Der Convent war von einem neuen 31. Mai bedroht. Er verlangte die Verhaftung und Hinrichtung der dreiundſiebzig Deputirten, die die Mitſchuldigen der Girondiſten waren. Vincent heftete bei den Cordeliers Anſchläge an, in denen er ſagte, man müſſe die Bevölkerung von funfzigtauſend Seelen von Lyon auf funfzehnhundert reduciren und es der Rhone überlaſſen die Leichen zu begraben. Chaumette ließ ſcharenweiſe Petitionäre der Sektionen zur Gemeine ſtrömen, um offen die Ausſtoßung eines faulen Theiles des Convents zu verlangen. Der Wohlfahrtsausſchuß hatte durch ſeine geheimen Agenten Kenntniß von den anarchiſchen Umtrieben Ronſin's. Es war Zeit, ihnen ein Ende zu machen. Man mußte den Augenblick benutzen, wo dieſelben Verſchwörer auch Danton bedrohten. Dies war der Grund der Schonung und Nachſicht Robespierre's bei den Jacobinern gegen Danton und Camille Desmoulins. Der Wohlfahrtsausſchuß, der entſchloſſen war, beide Parteien zu ver-

nichten, hütete ſich, ſie an demſelben Tage anzugreifen. Man mußte der einen die Hoffnung laſſen, um deſto leichter die andere zu erdrücken. Das Geheimniß dieſer Politik des Wohlfahrtsausſchuſſes wurde nicht ruchbar. Selbſt der ſo ſcharfblickende Danton täuſchte ſich. Er nahm die Langmuth Robespierre's für ein Bündniß; aber es war nur ein Fallſtrick und er fiel hinein. Das geht aus jenem Ausrufe ſeines gedemüthigten Stolzes einige Tage nachher hervor: „Sterben iſt nichts, aber zu ſterben von Robespierre genarrt!“

XIX.

Die Jacobiner waren für den Wohlfahrtsausſchuß das Werkzeug der Niederlage oder des Sieges. Robespierre nahm es auf ſich, ſie um den Convent zu ſcharen. Er vervielfältigte ſich, er erſchöpfte ſeine Kräfte, um unabläſſig die Rednerbühne einzunehmen und den Zauber ſeines Namens auf ſie zu üben. Dieſe Rednerbühne wurde der einzige tönende Punkt der Republik. Der Convent ſprach gefliſſentlich wenig, ſeit er die höchſte Gewalt ausübte. Die Souverainetät hat nicht nöthig zu ſprechen, ſie trifft. Der Convent fürchtete außerdem durch Discuſſionen ſich vor ſeinen Feinden zu ſpalten. Seine Würde und ſeine Kraft lagen in ſeinem Schweigen. Der Jacobinerclub war es nur allein noch, wo der Kampf der Meinungen grollte oder zum Ausbruche kam. Robespierre verfehlte keine Gelegenheit, dort die Hébertiſten zu brandmarken und zu bedrohen. „Mögen die,“ rief er eines Tages aus, indem er auf die Gruppe hinſah, die von Ronſin, Vincent und den Cordeliers gebildet wurde, „mögen die, welche wünſchen, daß der Convent herabgeſetzt werde, hier ein Anzeichen ihres nahen Falles ſehen! Mögen ſie den Orakelſpruch ihres gewiſſen Todes hören! Sie werden vertilgt werden!“

Camille Desmoulins war vorgeladen worden, um ſeine beißenden Vorwürfe gegen den Schrecken zu rechtfertigen. Er erſchien ſchon beſiegt und ſtammelte Entſchuldigungen. „Seht, Bürger,“ ſagte er, „ich weiß nicht mehr, wie ich daran bin. Von allen Seiten klagt man mich an, man verleumdet mich. Ich habe lange Zeit an die Beſchul-

digungen gegen den Wohlfahrtsausſchuß geglaubt. Collot d'Herbois hat mir verſichert, dieſe Beſchuldigungen ſeien Erfindungen. Ich verliere darüber den Kopf. Iſt es in euern Augen ein Verbrechen, getäuſcht worden zu ſein?" „Erklären Sie ſich über den Vieux Cordelier," rief ihm eine Stimme zu. Camille ſtotterte. Robespierre betrachtete ihn mit ſtrengem Blicke. „Vor einiger Zeit," ſagte er, „habe ich die Vertheidigung Camille Desmoulins' übernommen, als er von den Jacobinern angeklagt wurde. Die Freundſchaft geſtattete mir einige mildernde Betrachtungen über ſeinen Charakter anzuſtellen. Aber heute bin ich gezwungen eine ganz andere Sprache zu führen. Er hatte verſprochen ſeine politiſchen Ketzereien abzuſchwören, die die Seiten des Vieux Cordelier bedecken. Aufgeblaſen durch den ungeheuern Abſatz ſeines Pamphlets und durch die hinterliſtigen Lobſprüche, mit denen ihn die Ariſtokraten überſchütten, hat er den Pfad nicht verlaſſen, auf den ihn der Irrthum geleitet. Seine Schriften ſind gefährlich. Sie nähren die Hoffnung unſerer Feinde. Sie ſchmeicheln der öffentlichen Böswilligkeit. Er iſt ein Bewunderer der Alten. Die unſterblichen Schriften eines Cicero und Demoſthenes ſind ſein Genuß. Er liebt die Philippiken. Er iſt ein durch ſchlechte Geſellſchaft irre geleitetes Kind. Man muß ſtrenge gegen ſeine Schriften verfahren, die Briſſot ſelbſt nicht von ſich gewieſen haben würde, und ſeine Perſon ſchonen. Ich verlange, daß man ſeine Nummern verbrenne."

„Verbrennen iſt nicht antworten!" rief der unbeſonnene Pamphletiſt aus.

„Wie willſt Du wagen, Zeilen zu rechtfertigen, die ein Genuß für die Ariſtokratie ſind? Merke wohl, Camille, wenn Du nicht Camille wäreſt, würde man nicht ſo viel Nachſicht mit Dir haben können."

„Du verdammſt mich hier," entgegnete Camille Desmoulins, „aber bin ich nicht bei Dir geweſen? Habe ich Dir nicht meine Blätter vorgeleſen und Dich im Namen der Freundſchaft beſchworen, mich mit Deinem Rathe zu belehren und mir meinen Weg zu zeigen?"

„Du haſt mir nur einen Theil Deiner Blätter gezeigt," antwortete ihm ſtreng Robespierre; „und da ich

mich in keinen Streit menge, ſo habe ich die andern nicht leſen mögen. Man würde geſagt haben, ich hätte ſie dictirt.“

„Bürger,“ ſagte ſeinerſeits Danton, „Camille Desmoulins darf nicht zu ſehr erſchrecken vor den etwas ſtrengen Lectionen, die Robespierre ihm gibt. Die Gerechtigkeit und Kaltblütigkeit führe immer den Vorſitz bei euren Entſcheidungen. Hütet euch, mit der Verdammung Camille Desmoulins' nicht einen tödtlichen Streit gegen die Freiheit der Preſſe zu führen!“

XX.

Dieſe Kämpfe, die Vorſpiele furchtbarerer Kämpfe, hinderten Robespierre nicht, dem Convente ſeine Lehren zu dictiren. „Machen wir die Welt mit unſern politiſchen Geheimniſſen bekannt,“ ſagte er in einem Berichte über den Geiſt der Revolutionsregierung. „Was iſt unſer Ziel? Die Herrſchaft jener ewigen Gerechtigkeit, deren Geſetze nicht auf Marmor oder Stein, ſondern in die Herzen aller Menſchen, ſelbſt in das Herz des Tyrannen, der ſie leugnet, geſchrieben ſind. Wir wollen in unſerm Lande die Moral an die Stelle des Egoismus, die Rechtlichkeit an die Stelle der Ehre, die Pflichten an die Stelle des Anſtands, die Vernunft an die Stelle der Vorurtheile, das heißt alle Tugenden und Wunder der Republik an die Stelle aller Laſter und Lügen der Monarchie ſetzen. Die demokratiſche und republikaniſche Regierung kann allein dieſe Wunder verwirklichen, aber die Demokratie iſt nicht ein Zuſtand, in welchem das Volk in fortwährender Verſammlung durch ſich ſelbſt alle öffentlichen Angelegenheiten ordnet, noch weniger aber der, wo hunderttauſend Fractionen des Volks durch plötzliche, vereinzelte, widerſprechende Maßregeln über das Schickſal der ganzen Geſellſchaft entſcheiden. Eine ſolche Regierungsweiſe, wenn es ſie jemals gegeben hat, könnte das Volk nur zum Despotismus führen. Die Demokratie iſt ein Zuſtand, in welchem das ſouveraine Volk Geſetzen unterworfen iſt, die ſein Werk ſind, und Alles durch Abgeordnete thut, was es nicht durch ſich ſelbſt thun kann.

„Die Tugend iſt nicht allein die Seele der Demo-

kratie, ſondern dieſe Regierungsform iſt ihre nothwendige Bedingung. In der Monarchie kenne ich nur ein Individuum, das das Vaterland lieben kann: das iſt der Monarch. Denn er nur allein hat ein Vaterland. Steht er nicht allein an der Stelle des Volkes? Die Franzoſen ſind das erſte Volk der Welt, das die wahre Demokratie hergeſtellt hat, indem es alle Menſchen zur Gleichheit und zu den vollen Bürgerrechten berief, und darum wird es auch über alle Tyrannen triumphiren. Wir wollen nicht die franzöſiſche Republik in die Form von Sparta gießen. Aber die Ungewitter grollen und umdrohen uns noch. Wenn die Triebkraft der Volksregierung in ruhigen Zeiten die Tugend iſt, ſo iſt ſie in Revolutionen die Tugend und der Schrecken zugleich. Der Schrecken iſt nichts anders, als die ſchnelle, ſtrenge, unbeugſame Gerechtigkeit. Er iſt alſo ein Ausfluß der Tugend. Die gegenwärtige Regierungsform iſt der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei, um die Republik zu begründen. Die Natur legt jedem phyſiſchen und moraliſchen Weſen das Geſetz der Selbſterhaltung auf. Wenn die Tyrannei einen einzigen Tag zur Herrſchaft kommt, ſo wird den nächſten Tag kein Patriot mehr leben. Gnade für die Royaliſten! ruft man uns zu. Nein! Gnade für die Unſchuld, Gnade für die Schwachen, Gnade für die Unglücklichen, Gnade für die Menſchheit! Die Verſchwörer ſind nicht mehr Bürger, ſie ſind Feinde. Man beklagt ſich über die Haft der Feinde der Republik. Man ſucht Beiſpiele aus der Geſchichte der Tyrannen hervor. Man klagt uns an, die Prozeſſe zu überſtürzen, die Formen zu verletzen. Als zu Rom der Conſul die Verſchwörung des Catilina entdeckte und ſie in demſelben Augenblicke durch den Tod ſeiner Mitſchuldigen erſtickte, wurde er auch beſchuldigt, die Formen verletzt zu haben ... und von wem? Von dem ehrgeizigen Cäſar, der ſeine Partei um die Schar der Verſchworenen vermehren wollte"

Dieſe Anſpielung auf Danton und ſeine Genoſſen ließ einen Schauder durch den Convent gehen und Danton ſelbſt erbleichen.

„Zwei Factionen bearbeiten uns," fuhr Robespierre fort, „die eine treibt uns zur Schwäche, die andere zur Ausſchweifung, die eine will die Freiheit zur Bacchantin

machen, die andere zu einer feilen Dirne. Untergeordnete Ränkeſchmiede, oft auch getäuſchte gute Bürger ſchließen ſich der einen oder der andern Partei an. Aber die Führer gehören der Sache der Könige an. Die Einen nennen ſich Gemäßigte, die Andern ſind falſche Revolutionaire. Wollt ihr die Aufwiegler im Zaume halten? Die Erſteren erinnern an die Milde Cäſars! Sie weiſen darauf hin, daß Einer ein Adliger geweſen, wenn er der Republik Dienſte leiſtete, ſie denken aber nicht daran, wenn er ſie verrieth. Die Andern ahmen die Thorheiten eines Heliogabalus und eines Kaligula nach und überbieten ſie noch. Aber macht der unreine Schaum, den der Ocean an ſeinem Ufer ausſtößt, ihn weniger erhaben?"

XXI.

Dieſer Bericht war das Sturmläuten des Convents gegen die Hébertiſten und gegen die Dantoniſten. Der Wohlfahrtsausſchuß ließ Grammont, Duret und Lapalus, die Freunde Vincent's und Ronſin's, verhaften, die von Couthon angeklagt waren, den Schrecken ſelbſt durch Plünderungen und Hinrichtungen, die den Patriotismus in Raub und die Nationalgerechtigkeit in Mord verwandelten, entehrt zu haben.

Die Hébertiſten zitterten. Robespierre, der ſie Mann gegen Mann bei den Jacobinern angriff, machte alle ihre Anträge zu nichte und ſtieß alle ihre Agenten aus. Sie flüchteten ſich zu den Cordeliers und gingen vom Zorn zur Klage und von der Drohung zu Bitten über. Saint-Juſt, der von Robespierre beauftragt war, ſeine Regierungsgrundſätze in Berichten zu commentiren, in denen das Wort die Schärfe des Schwerts und die Beſtimmtheit des Befehls hatte, verlas im Convente dieſe Orakelſprüche. Der erſte dieſer Berichte betraf die Gefangenen. „Ihr habt eine Republik gewollt," ſagte Saint-Juſt; „wenn ihr nicht zu gleicher Zeit wollt, was ſie feſtſtellt, ſo wird ſie das Volk unter ihren Trümmern begraben."

Dieſe Demonſtrationen der Strenge von Seiten Saint-Juſt's ließen die Parteigänger Hébert's glauben, der Wohlfahrtsausſchuß zittere vor ihnen und nehme ihre Sprache an,

um ihre Oppoſition zu beſchwichtigen. Couthon mußte wegen einer Verſchlimmerung ſeines Gebrechens das Bett hüten. Eine Krankheit der Erſchöpfung, welche Robespierre ſeit einigen Tagen aus dem Ausſchuſſe fern hielt, ermuthigte ſie, Alles zu wagen. Hébert proklamirte auf die Aufforderung Vincent's und Ronſin's bei den Cordeliers die Nothwendigkeit einer Inſurrection. Bei dieſem Worte erbleichten die Geſichter. Die Clubiſten ſchlichen ſich Einer nach dem Andern davon. Vincent verſuchte vergebens die Schwachen zu ermuthigen und die Ausreißer zurückzuhalten. Vergebens bedeckte er die Statue der Freiheit mit einem ſchwarzen Schleier. Eine einzige Sektion, die der Einheit, in der Vincent herrſchte, fraterniſirte mit ihnen. Die Maſſe der Sektionen blieb unbeweglich. Bei weitem die Mehrzahl bezeugte, als ſie die Krankheit Robespierre's erfuhr, ihre Bekümmerniß und ihre Beſorgniſſe um ein Leben, das in ihren Augen das Leben der Republik ſelbſt war. Die Sektionen ernannten Deputationen, die ſich nach dem Befinden Robespierre's zu erkundigen und ihnen Bericht über ſeine Krankheit abzuſtatten hatten. Dieſes Herzuſtrömen des Volkes aus freiem Antriebe zu der Thüre eines einfachen Bürgers gab Robespierre das Gefühl ſeiner Macht.

Man bewunderte Danton, aber man ehrte ihn nicht ſo. „Ich bin ein Beiſpiel der Gerechtigkeit des Volks, das geeignet iſt, ſeine wahren Diener zu ermuthigen,“ ſagte Robespierre zu Duplay, der ihm dieſe Deputationen meldete. „Seit fünf Jahren hat es mich nicht einen Augenblick meinen Feinden überlaſſen. Es würde bei ſeinen Gefahren bis in den Tod gehen, um mich zu ſuchen. Möge ich niemals ein Beiſpiel ſeiner Wandelbarkeit werden.“

XXII.

Collot d'Herbois wurde vom Wohlfahrtsausſchuſſe beauftragt, Robespierre in der Sitzung der Jacobiner zu erſetzen. Er ſprach dort in unbeſtimmten Worten von der Aufregung des Volks. Er beſchwor die guten Bürger ruhig und dem Mittelpunkte der Regierung treuergeben zu bleiben. Obgleich ſeine Wünſche mit der Bewegung Héberts waren, wenn dieſe Bewegung groß geworden wäre, erſtickte ſie Collot d'Herbois doch, weil ſie eine Fehlgeburt war.

Fouquier-Tinville wurde in den Convent berufen, um Bericht abzuſtatten über die Stimmung des Volks. Saint-Juſt erließ einen zermalmenden Bericht gegen die ſogenannte Faction des Auslands. Er ſchlug dazu Chabot, Fabre d'Eglantine, Ronſin, Vincent, Hébert, Momoro, Ducroquet, den Oberſten Saumur und einige andere unbekannte Ränkeſchmiede der Faction der Cordeliers. Er that, als ob er ſie für Eins hielte mit den Royaliſten. „Wo iſt denn," ſagte er, „der tarpejiſche Felſen? Die haben ſich getäuſcht, die von der Revolution das Privilegium erwarten, um ihrerſeits eben ſo verderbt zu ſein, als der Adel und die Reichen der Monarchie. Ein Pflug, ein Feld, eine gegen den Fiskus geſchützte Hütte und eine gegen die Wolluſt eines Räubers geſchützte Familie, das iſt das Glück. Was wollt ihr, die ihr auf den öffentlichen Plätzen umherlauft, um euch betrachten zu laſſen und von euch ſagen zu hören: Da ſpricht er, dort geht er? Ihr wollt das Handwerk eures Vaters verlaſſen, um ein einflußreicher und übermüthiger Mann im Kleinen zu werden. Wißt ihr, was die letzte Partei der Monarchie iſt? Es iſt die Klaſſe, die nichts thut, die ſich des Luxus und der Thorheit nicht entſchlagen kann, die, weil ſie an Nichts zu denken hat, Uebles denkt, die der Langenweile, wüthender Vergnügensſucht und dem Ekel gegen das gemeine Leben nachhängt, die ſtets fragt: Was ſagt man Neues? die falſche Vermuthungen aufſtellt, die Regierung zu errathen behauptet und immer bereit iſt, die Partei aus Neugierde zu wechſeln. Das ſind Menſchen, deren Treiben man ſteuern muß. Es gibt aber noch eine andere verdorbene Klaſſe, das ſind die Beamten. Den nächſten Morgen nach dem Tage, wo Jemand ein öffentliches Amt erhalten hat, ſetzt er einen Palaſt in Requiſition. Er hat Lakaien. Seine Frau hat Schmuck. Der Mann ſteigt aus dem Parterre in die glänzenden Logen des Theaters hinauf. Aber ſie ſind noch nicht befriedigt. Sie müſſen eine Revolte haben, um ſich noch andern Luxus zu verſchaffen. Wie die Liebe zum Gelde, ſo macht auch die Liebe zum Ruhme viele Märtyrer. Es gibt ſolche Menſchen, die wie Heroſtratus lieber den Tempel der Freiheit in Brand ſtecken würden, als nicht von ſich reden zu machen. Daher dieſe plötzlich heraufbeſchworenen Stürme. Der Eine iſt

der beſte und nützlichſte Patriot. Er behauptet, die Revolution ſei fertig und man müſſe allen den Verbrechern eine Amneſtie ertheilen. Dieſer officielle Vorſchlag wird von allen Betheiligten angenommen und der Held iſt fertig. Bezeichnet alſo ſcharf die Schranken der Behörden," fuhr Saint-Juſt fort, „denn der menſchliche Geiſt hat die ſeinigen auch; und die Welt hat ebenfalls die ihrigen, hinter denen der Tod und das Nichts liegen. Die Weisheit ſelbſt hat ihre Schranken. Ueber die Freiheit hinaus liegt die Sklaverei, über die Natur hinaus liegt das Chaos. Dieſe ſchwierigen Zeiten werden vorübergehen. Seht ihr das Grab derjenigen, die geſtern noch Verſchwörer waren? Maßregeln ſind bereits ergriffen, um ſich der Schuldigen zu verſichern. Sie ſind umzingelt."

Der Augenblick nahte. Während der Nacht wurden Ronſin, der General der Revolutionsarmee, Hébert, Vincent, Momoro, Ducroquet, Cock, ein holländiſcher Bankier, Saumur, Oberſt bei der Infanterie und damals Gouverneur von Pondichery, Leclerc, Pereyra, Anacharſis Clootz, Déſieux, Dubuiſſon und Proly verhaftet und in die Conciergerie gebracht. Sie fielen wie gemeine Verbrecher und nicht wie politiſche Verſchworene. Sie wurden mit ironiſchen Beifallbezeigungen und mit dem Hohngeſchrei der Verachtung in den Gefängniſſen, die ſie mit Opfern gefüllt hatten, empfangen und behielten ſo weder die Tröſtungen des Mitleids, noch die Würde des Unglücks. Sie klagten, ſie weinten. Ein Spion Robespierre's, der als ihr Mitſchuldiger mit ihnen ins Gefängniß geworfen worden war, um ihre vertraulichen Mittheilungen zu hinterbringen, beſchreibt in den geheimen Berichten an den Wohlfahrtsausſchuß ihre Haltung ſo: „Ronſin allein erſchien feſt. Als er Momoro ſchreiben ſah, ſagte er zu ihm: Was ſchreibſt Du da? Das iſt Alles unnütz. Das iſt ein politiſcher Prozeß. Ihr habt bei den Cordeliers geſprochen, als man handeln mußte. Indeſſen ſeid ruhig, fügte er hinzu, ſich an Hébert und Vincent wendend, das Volk und die Zeit wird uns rächen. Ich habe einen Sohn, den ich angenommen habe. Ich habe ihm die Grundſätze einer unbegrenzten Freiheit eingeprägt. Wenn er groß ſein wird, wird er den ungerechten Tod ſeines Vaters nicht vergeſſen. Er wird Die erdolchen, die

uns ſterben laſſen. Man braucht dazu nur ein Meſſer. Wir müſſen zu ſterben wiſſen."

XXIII.

Die Hébertiſten wurden am 24. März 1794 in fünf Wagen zum Tode geführt. Die Menge würdigte ſie ſelbſt nicht einmal der Beachtung. Nur als man den letzten Wagen kommen ſah, der Anacharſis Clootz, Vincent, Ronſin und endlich Hébert führte, traten dazu aufgeſtellte Leute vor, welche auf einer Stange angezündete Kohlenofen, ſprechende Sinnbilder der Kohlenmeiler des Père Duchesne, trugen, hielten dieſe Hébert vor das Geſicht und verhöhnten ihn ſo mit demſelben Spotte, mit dem er ſo viele Opfer verhöhnt hatte. Hébert erſchien unempfindlich. Vincent weinte. Anacharſis Clootz bewahrte allein in ſeinen Zügen die unerſchütterliche Ruhe ſeines Syſtems. Ohne auf den Lärm der Menge zu achten, predigte er ſeinen Todesgefährten den Materialismus noch bis an den Rand des Nichts.

So endete dieſe Partei, die mehr den Namen einer Bande verdient, als den einer Faction. Die Achtung Robespierre's für Pache ließ den Maire von Paris von dieſer Proſcription ausnehmen. Robespierre fand Pache weder verdorben noch kühn genug, um die Regierung zu beunruhigen. Nachdem der Gemeinerath decimirt war, war Pache im Stadthauſe nur noch ein Idol ohne Arme, das dazu diente, dem Convente den Gehorſam des Volkes zu ſichern. Bald darauf verhaftete man Chaumette, den Biſchof Gobel, Hérault de Séchelles und Simon, ſeinen Collegen auf ſeiner Sendung nach Savoyen. Man zog ſo nach und nach alle Stützen weg, welche Danton noch bleiben konnten. Danton bemerkte nichts, oder that, als ob er nichts bemerke, weil er fühlte, daß er nichts hindern könne.

Robespierre, der ſeit ſeinem Triumphe über die Hébertiſten in ſeiner Zurückgezogenheit blieb, verfolgte ſeinen Plan der Reinigung der Republik weiter. Er ſchrieb mit eigner Hand einen Decretentwurf in Bezug auf die Angelegenheit Chabots, einen Bericht, den man unvollendet unter ſeinen Papieren gefunden. Dieſer Bericht, der er-

bärmliche Intriguen in ein großes Complot verwandelte, machte aus Chabot einen Verſchworenen. Er war nur eine gemeine Seele. Die düſtere Einbildungskraft Robespierre's vergrößerte Alles. Seine Politik, die in Uebereinſtimmung ſtand mit ſeinem Mistrauen, glaubte an die Nothwendigkeit, einen großen Schrecken im Convente zu erhalten, um ihn zu großen Opfern willig zu machen und ihm ſelbſt Danton, den Liebling des Berges, zu entreißen.

„Die Volksrepräſentanten," ſagte Robespierre in dieſem Berichte, „können nur Frieden im Grabe finden. Die Verräther ſterben, aber der Verrath ſtirbt nicht!" Nach dieſem Ausrufe der Entmuthigung unterſuchte er die Noth des Vaterlandes, die Schwächen des Convents und die Corruption vieler ſeiner Mitglieder. Er ſchrieb ſie einem vom Auslande angeſtifteten Plane zu, der darauf ausginge, die Republik zu verführen und auf Irrwege zu leiten und ſie durch Laſter, Verwirrung und Verrath zum Königthume zurückzuführen. Er erzählte dann, wie Chabot, ſei es nun als Verführter oder als Mitſchuldiger, die Schweſter des öſtreichiſchen Bankiers Frei geheirathet und zweihunderttauſend Francs als Mitgift erhalten habe; wie er beauftragt worden ſei, mit Gold den Deputirten zu beſtechen, der den Bericht über die indiſche Compagnie erſtatten ſollte, damit er die Intereſſen der fremden Speculanten begünſtige; wie endlich Chabot zögernd in den Sicherheitsausſchuß gekommen ſei, um dieſes Manöver, deſſen Agent er war, zu denunciren. Dieſer Bericht wurde durch ſeine Krankheit unterbrochen, aber Fabre d'Eglantine, Bazire und Chabot, die auf Befehl des Ausſchuſſes als Beſtochene oder als Beſtecher verhaftet wurden, wanderten ins Gefängniß. Die Namen dieſer drei Deputirten, von denen man wußte, daß ſie in vertrauter Verbindung mit Danton ſtanden, ſchienen der öffentlichen Meinung anzudeuten, daß die Umgebungen Danton's nicht rein und ſeine Freunde nicht unverletzlich ſeien, und daß die Verſchwörungen vielleicht bis auf ihn zurückgingen.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google